

Paläolithische Zeit

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte
(Société suisse de préhistoire)**

Band (Jahr): **5 (1912)**

PDF erstellt am: **26.11.2018**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

B. Wissenschaftlicher Teil. (Mouvement scientifique).

I. Paläolithische Zeit.

a) Allgemeines.

1. Chronologische Fragen.

Über eine natürlich auch das schweizerische Paläolithikum berührende, sehr wesentliche Frage berichtet Josef Bayer (Wien) in einem Aufsatz „Das geologisch-archäologische Verhältnis im Eiszeitalter“ in der „Zeitschrift für Ethnologie“ 44. Jahrgang (1912) pag. 1 ff. Es handelt sich bei dieser Untersuchung um das Verhältnis des Löss zu den paläolithischen Kulturen. Bayer geht entgegen Boule und Obermaier auf die Pencksche Theorie zurück und zwar hauptsächlich infolge seiner Untersuchungen der niederösterreichischen Station Aggsbach, die er mit Willendorf II vergleicht. Er beruft sich dabei auch auf seinen Aufsatz „Das Alter der Lössstationen am Rhein“ in „Jahrbuch für Altertumskunde“, herausgegeben im Auftrag der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale 4. Band (1911), pag. 154 ff. Er weicht nur insofern von Penck ab, als er die Wärmekurve im dritten Interglazial weniger hoch zieht und infolgedessen das warme Moustérien wegfällt. Das Resultat dieser Forschungen ist, dass die paläolithischen Kulturen im Verhältnis zur Diluvialchronologie wieder zurückversetzt werden. Es ergibt sich folgende Tabelle zur Illustration der einander entgegenstehenden Theorien:

Geolog. Einteilung des Eiszeitalters nach Penck	Korrespondierende archäologische Einteilung nach			
	Penck	Bayer	Boule	Obermaier
Bühlstadium	Magdalénien	Magdalénien	Magdalénien	Magdalénien Solutréen
Achenschwankung	—	Jung- Solutréen	.. Solutréen	Aurignacien
Würm-Eiszeit	—	Alt-Solutréen	Moustérien	Moustérien
Steppenphase	Solutréen	Aurignacien		Acheuléen
R. W. I. Waldphase	warmes } Mou- kaltes } stérien	gemäßiges } Mou- kaltes } stérien	Chelléen	Chelléen
Riss-Eiszeit	Acheuléen	Acheuléen		
Mindel-Riss-Interglazial	Chelléen	Chelléen		

An der 43. allgemeinen Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Weimar, 4.—8. Aug. 1912 stand man unter dem Einfluss der räumlichen Nähe von Taubach und Ehringsdorf. Da wurde auch besonders über die *Chronologie* des Paläolithikums debattiert, wobei man zu der Penckschen Theorie zurückzukehren scheint. E. Wüst (Kiel), Hahne (Halle) und R. R. Schmidt (Tübingen) kamen dabei zu folgenden Thesen:

1. Das P. der Gegend von Weimar kann trotz noch nicht zahlreicher Funde doch schon einigermassen in die Chronologie des Eiszeitalters eingeordnet werden.
2. Das P. der Gegend von Weimar gehört der ersten Waldphase der letzten (Riss-Würm-) Interglazialzeit an. Gerade nach den Weimarer Funden gliedert sich die letzte Interglazialzeit in eine 1. Waldphase, eine Steppenphase und eine 2. Waldphase. Bei Weimar ist die Antiquusfauna in den mittleren und oberen Schichten der 2. Waldphase nachgewiesen.
3. Das P. der Gegend von Weimar gehört zwei verschiedenen Industrien an. Die eine davon steht dem älteren Moustérien, die andere dem jüngeren Moustérien (La Quina) nahe, hat aber schon Anklänge an das Aurignacien.
4. Beide p. Industrien sind zusammen mit Resten der Antiquusfauna nachgewiesen. Die 2. Industrie kommt noch in den jüngsten Schichten der ersten Waldphase der letzten Interglazialzeit, in denen keine Reste der Antiquusfauna mehr gefunden wurden, vor.
5. Die gegebene Einordnung der p. Industrien in die Chronologie des Eiszeitalters steht im Einklang mit den Ergebnissen, zu denen die Untersuchung der übrigen einigermassen sicher datierbaren p. Funde führt, insbesondere mit der Einordnung des Acheuléen in die vorletzte Interglazialzeit (Mindel-Riss), des Moustérien in die Zeit zwischen den Steppenphasen der vorletzten (Mindel-Riss) und der letzten (Riss-Würm) Interglazialzeit und des Aurignacien in die letzte Interglazialzeit. Über die Lössfrage kam man zu keinem entscheidenden Resultat. Kurzer Bericht von Prof. Paul Langhans in Petermanns Mitteilungen, 58. Jahrgang (1912) II. Hbb. pag. 209. Man kann wahrhaftig nicht behaupten, dass diese Fragen abgeklärt seien.

Über die *Eolithenfrage*, über welche die Diskussion in jüngster Zeit etwas in Stagnation geraten ist, äussert sich sehr massvoll H. Mötefindt in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“, indem er das neueste Werk von Obermaier, „Der Mensch der Vorzeit“ (Berlin 1912) und die

erste Lieferung von R. R. Schmidt, „Die diluviale Vorzeit Deutschlands“ einander gegenüber stellt. Beide Forscher verhalten sich in der Eolithenfrage und den daraus hervorgehenden Schlüssen auf den Tertiärmenschen ablehnend, der erstere allerdings schroffer.

2. Geologische und paläontologische Fragen.

Unser Mitglied, Dr. H. Brockmann-Jerosch, stellt in der in einer neuen Ausgabe 1912 erschienenen Arbeit über die fossilen Pflanzenreste des glazialen Delta bei Kaltbrunn (Leipzig 1912) die Ansicht auf, dass das *Klima der letzten Eiszeiten ein ozeanisches gewesen sein müsse*. Wir drucken die Thesen ab, die er auf Seite 157 ff. aufstellt:

A. Vegetation.

I. Es gibt sieben phytopaläontologische und pflanzengeographische Tatsachen, welche teils direkt, teils indirekt die Annahme verlangen, dass die Ansprüche der Vegetation der unvergletscherten Gebiete während der Eiszeit an den Durchschnitt der Jahrestemperatur denjenigen der jetzigen Vegetation sehr nahe standen:

a) indirekt:

1. Die heutige Verbreitung der seltenen alpinen Arten in den Alpen, die nur dadurch erklärt werden kann, dass diese Arten im Innern der Alpen selbst überdauert haben.

2. Das völlige Fehlen einer fossilen Quartärfloren ausserhalb des Bereiches der Gletscher, welche ein kälteres Klima beweisen würde.

3. Die Dryasflora, welche nur in der jeweiligen Abschmelzungsperiode, vielleicht vereinzelt noch etwas länger vorkam, also nur eine Region um die Gletscher herum bewohnte.

b) direkt:

4. Die Wasserflora und einige Landpflanzen der Dryastone.

5. Die wärmebedürftigen Arten der Birkenregion, die heute den subarktischen Birkenwäldern fehlten.

6. Das Fehlen von Übergangsschichten zwischen der Dryasflora und der späteren Vegetation, die eine langsame Wärmezunahme beweisen würden.

7. Die Glazialflora von Güntenstall und St. Jakob an der Birs bei Basel.

II. Die Vegetation der unvergletscherten Gebiete bestand während der Rissvergletscherung und von da ab bis in die Zeit der ersten Rückzugsstadien der letzten Eiszeit sehr wahrscheinlich in der Hauptsache aus ozeanischen Laubwäldern, unter denen der Wald von *Quercus robur* (= *pedunculata*) eine hervorragende Rolle spielte. Die Eichenperiode ist also nicht eine Zeit des späteren Postglazials, sondern sie gehört der Eiszeit selber an.

III. Ein Unterschied der Glazialflora im eigentlichen Sinne und der Inter-glazialvegetation kann bis jetzt nicht konstatiert werden, ausser wo es sich um eine Vegetation handelt, die in der Nähe des Eises selbst wuchs.

IV. Den Rand des nordischen Inlandes umsäumte bei dessen Rückzug ein relativ breiter Streifen von verschiedenen Regionen.

Innerste: Dryasflora.

Mittlere: *Betula pubescens* und *Populus tremula*.

Äussere: *Pinus silvestris*.

Diese Gürtel sind nicht durch die allgemeinen Wärmeverhältnisse, sondern durch die aus der Nähe des Eises hervorgehenden ungünstigen Windverhältnisse, die Nährstoff-

armut der frischen Moränenböden u. s. w. und zum Teil durch die Nähe des wärmeabsorbierenden Eises bedingt. In diesen Gürteln gediehen schon damals wärmebedürftigere Arten. — Zur Zeit, als die alpine Vergletscherung durch die Bergketten des Mittellandes in einzelne Zungen geteilt war, waren diese Gürtel in den Alpen nur schwach ausgebildet. In Schweden scheinen die Verhältnisse bei einem analogen Gletscherstand ähnliche gewesen zu sein.

V. Wenn es während der Eiszeit Depressionen der Vegetationsgrenzen gab, so waren diese gering. Während der Bühleiszeit kann die Depression für die obere Laubwaldgrenze höchstens 200 m betragen haben; es fehlen jedoch Anzeichen für eine Depression.

B. Fauna.

Die Verbreitung der diluvialen Tiere ist nicht nur derart, dass sie nicht gegen die Schlüsse spricht, die unter A gezogen werden mussten, sondern sie fordert sie selbstständig. Ganz besonders ist es der Kosmopolitismus der Fauna, der eine Gleichzeitigkeit der Gletscher mit Wäldern verlangt.

C. Klima und Ursache der Eiszeit.

I. Die Eiszeiten im eigentlichen Sinne, wie auch die Interglazialzeiten, besssen von der Risseiszeit an ein ausgesprochen ozeanisches Klima. Es fehlen paläontologische Anzeichen dafür, dass diese Zeit jemals in Mitteleuropa durch eine Periode mit kontinentalem Klima unterbrochen war.

II. Die Eiszeit ist fast ausschliesslich durch grössere Niederschläge hervorgerufen. Wenn eine Temperaturerniedrigung mitgewirkt hat, so betrug diese während der Bühlvergletscherung höchstens 1,5 Grad C. Es gibt also keine phyto-paläontologischen Tatsachen, die diese Temperaturerniedrigung anzeigen oder verlangen.

D. Folgerungen.

I. Nach unseren heutigen Kenntnissen können zur Bestimmung des Alters einer fossilen Flora aus dem Diluvium nur die geologische Lagerung, nicht aber der Charakter der Flora und Fauna benutzt werden. Ausgenommen sind Ablagerungen mit Pflanzen, die die direkte Nähe des Gletschers anzeigen.

II. Aus der fossilen Flora ist es unmöglich, die Schneegrenze während ihrer Ablagerung zu bestimmen.

III. Aus der auf Grund von geologischen Tatsachen ermittelten ehemaligen Schneegrenze kann nicht auf die gleichzeitigen Vegetationsgrenzen geschlossen werden.

IV. Es ist demnach auch unzulässig, auf Grund der Flora der Interglazialzeiten ermitteln zu wollen, wie weit die Schneegrenze sich damals zurückgezogen hatte.

V. Die postglaziale Florenentwicklung steht also nicht nur unter dem Einfluss einer Temperaturzunahme, sondern einer Niederschlagsabnahme.“

Diese Thesen dürften wohl eine genauere Untersuchung des Tatsachenmaterials zur Folge haben. Obschon sie wohl kaum angenommen werden dürften und Widerspruch verdienen, so sind sie doch beachtet worden und müssen bei der Betrachtung unserer diluvialen Forschungspunkte berücksichtigt werden. Vorderhand steht B. allerdings mit diesen Ansichten ziemlich allein.

Bodensee, speziell Untersee. Bei Anlass einer Besprechung eines Werkes von Schmidle W. „Zur Geologie des Untersees“ (Bodensee) in Jahresbericht und Mitt. des oberrheinischen geologischen Ver. N. F. II. Heft 1, pag. 29—53“ in Petermanns Mitt. 58. Jg. (1912) II. Hbb. pag. 222 macht Lautensack folgende Bemerkungen:

Nach genauen Untersuchungen speziell jungzeitlicher Sedimente um Konstanz kommt *Schmidle* zu folgenden Resultaten. In der Zeit zwischen der Bildung der Drumlins und der jüngsten Moräne war die Gegend des Untersees eisfrei. (Laufenschwankung Pencks.) Zu dieser Zeit Steppenklima mit Lössbildung. Währenddessen unterhalb Konstanz ein See mit 440—450 m Seehöhe, in den die interstadialen Flüsse Kies-delta hineinschütteten. Darauf letzte Vergletscherung der Gegend, die auf ihrem Rückzug bei Konstanz einen längeren Halt machte. Während und nach dieser Vergletscherung senkte sich eine südost-nordwestlich verlaufende langgestreckte Scholle längs einer Hauptverwerfung, die südlich der Reichenau am Schweizer Ufer entlang nach Konstanz läuft (Fortsetzung der Wutachverwerfung). Diese Senkung zusammen mit der Arbeit des Gletschers hat das Becken des Untersees geschaffen. Schmidle bringt sie mit Erdbeben in Zusammenhang, die ja bis heute fortduern. Einige Abweichungen von Penck. Vergl. auch unter B. I. „Thaingen“ pag. 78.

Löss.

In einer Arbeit betitelt „Die äussersten Jungendmoränen in Norddeutschland und ihre Beziehungen zur Nordgrenze und zum Alter des Löss“ in Zeitschrift für Gletscherkunde VI, pag. 250—277 legt E. Werth dar, dass die Lössablagerung daselbst vor dem definitiven Rückzug des Eises vollendet gewesen sein muss und dass dessen vollständiges Fehlen im Untergrund der jüngsten Moränen auf Bildung beim Höhepunkt der letzten Vereisung hinweise. Wir werden im nächsten Jahresbericht auf die für unsere Forschung wesentliche Frage des Alters des Löss zurückkommen. Pet. Mitt. 59. Jahrgang (1913) I. Hbb. pag. 86.

3. Anthropologische Fragen.

Es scheint, dass in letzter Zeit *England* in neuen Funden des paläolithischen Menschen die Führung übernehmen wolle. Im Jahre 1912 wurden an zwei verschiedenen Stellen menschliche Knochen, speziell Schädelreste gefunden, deren Studium näheren Aufschluss über den ältesten Menschen zu erteilen imstande sein wird. Wir schicken allerdings voraus, dass dermalen die Frage des Alters der betreffenden Funde

noch nicht so abgeklärt ist, dass ein abschliessendes Urteil gefällt werden kann. Immerhin haben die Entdeckungen in England auch für die prähistorische Forschung in der Schweiz ein derartiges Interesse, dass wir schon im vorliegenden Jahresbericht darauf hinweisen wollen.

Der erste der zu nennenden Funde ist in *Ipswich* in der Grafschaft Suffolk gemacht worden. In der Sitzung vom 24. Oktober 1912 signalisierte Marcel Baudouin der Soc. préh. franç. den Fund unter dem Titel: „*Découverte d'un Squelette paléolithique, très ancien, du Type moderne, à Ipswich (Angleterre)*¹⁾“ und wohl auf die Veranlassung Baudouins ist in der zweiten Nummer des Jgs. 1913 der Zeitschrift „*L'Homme préhistorique*“, die jetzt auch von diesem Herrn herausgegeben wird, ein Vortrag übersetzt und abgedruckt worden, den Arthur Keith am 21. Februar 1912 im englischen chirurgischen Kollegium gehalten hat. Aus der Darstellung Keiths geht hervor, dass nach der ganzen Situation, in welcher der Skelettfund gemacht wurde, dieser Mensch aus einer so frühen Zeit stammt, dass er in seinem Alter nur von dem Unterkiefer von Mauer und dem Fossilmenschen von Java übertroffen wird. Das auffallendste ist aber daran, dass der Schädel nur wenig Abweichungen von dem heutigen Typus aufweist, während allerdings die Extremitäten-Knochen grössere Verschiedenheit mit denen des rezenten Menschen zeigen. Ob der Tote regelrecht bestattet wurde oder ob er einer Katastrophe erlag, will Keith nicht entscheiden; immerhin neigt er sich der letzteren Ansicht zu. Nach der vorliegenden Beschreibung hat der Fund doch eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Hockerbestattung.

Die hier gemachte Entdeckung scheint bestätigt zu werden durch einen zweiten Fund, der in *Piltdown*, Sussex, gemacht wurde und über den Marcellin Boule im XXIII. Bd., pag. 742 ff. der Zeitschrift „*L'Anthropologie*“ berichtet.

Die Bruchstücke dieses fossilen Menschen bestehen in einer Calotte und einem Fragment des Unterkiefers, die in einer Kiesgrube gefunden wurden. Beigesellt sind die Überreste eines Mastodon, eines Elefanten von Pliocän-Typus, vom Hippopotamus, Biber, Pferd und Cervus Elaphus. Da die geologisch älteren Tierarten stark gerollte Reste aufweisen, so wird angenommen, dass diese Kiesgruben im frühesten Pleistocän ange schwemmt wurden. Die Knochen des Menschen scheinen also aus dem unteren Pleistocän zu stammen oder ins Chelléen zu gehören. Die Wichtigkeit des Fundes besteht darin, dass diese Überreste mit denen von Mauer zu den ältesten menschlichen Funden gehören. Boule macht

¹⁾ Vgl. Bull. Soc. préh. franç. T. IX. (1912) pag. 598.

immerhin darauf aufmerksam, dass viele Merkmale des neuen Schädels sich mehr dem rezenten *Homo sapiens* als dem *Homo Neanderthalensis* nähern. Dieser Fund scheint die Hypothese Boule's u. a., dass der Neandertaler einen vom *Homo Sapiens* ganz verschiedenen Zweig der menschlichen Entwicklung darstellt, zu bestätigen. Boule schliesst seine vorläufige Mitteilung mit den Worten:

„J'ai eu raison de dire que le vocable d'*Homo primigenius* appliqué au type de Neanderthal était ridicule. La découverte de Piltdown le démontre bien. Cette découverte s'ajoutant à celles des dernières années à Heidelberg et en France, éclaire d'un jour nouveau les origines de l'humanité.“¹⁾

Es dürfte manchen unserer Landsleute interessieren, was für ein Schicksal der seinerzeit von O. Hauser in der *Dordogne* gefundene „*Homo mousteriensis Hauseri*“ gehabt hat.

Es ist noch in aller Erinnerung, wie im Frühling des Jahres 1910 Otto Hauser in der *Dordogne* das Skelett eines Neandertalers ausgrub, das nachmals in den Besitz der Vorgeschichtlichen Abteilung der Berliner Museen gekommen ist. Der *Homo mousteriensis*, wie er nachher genannt wurde, war in einem recht schlechten Erhaltungszustand; er war durch abfallende Höhlendachbrocken schon früh plattgedrückt und dann doch nicht tief genug zudeckt worden, um gegen die eindringenden Atmosphärlilien geschützt zu sein. Nun ist es nach langer Arbeit doch gelungen, den Schädel wieder zu restaurieren, und es mag unsere Schweizer Leser interessieren, zu hören, was *Schuchhardt*, der Vorsteher der Vorgeschichtlichen Abteilung der Berliner Museen, darüber zu berichten weiß.

Hauser war seinerzeit vorsichtig genug, den arg mitgenommenen Schädel nicht auszugraben, sondern zu warten, bis Prof. Klaatsch den Fund hob und ihn im September 1911 zur Naturforscherversammlung nach Köln nahm, nachdem er die vielen Fragmente mit Plastillin provisorisch zusammengesetzt hatte. Ferner war der Schädel, damit er abgeformt werden konnte, ausgestopft worden. Das alles ist ihm nicht gut bekommen. Schuchhardt schreibt darüber²⁾:

„Ich war mit Herrn Prof. Klaatsch darüber einig, dass angesichts des entstandenen Misstrauens die neue Zusammensetzung des Schädels unter verantwortlicher Mitwirkung von bisher unbeteiligten Autoritäten gemacht werden müsse. Herr Prof. Kallius in Greifswald erklärte sich zu unserer Freude bereit, in die engere Arbeitskommission einzutreten und die Herren Waldeyer und H. Virchow stellten sich für gelegentliche Konsultationen freundlichst zur Verfügung. Die technische Arbeit in

¹⁾ Vgl. unten im Abschnitt „Literatur“ das Werk: Sergi, *Hominidae*.

²⁾ Amtl. Ber. k. Kunstsamml. XXXIV. Jg. 1912. Sp. 4 ff.

unserem Laboratorium übernahm Herr Konservator Ed. Krause, und seine Geschicklichkeit und Findigkeit hat ihn im Laufe der langen Arbeit mehr und mehr zum Träger des ganzen Zusammensetzungswerks gemacht.

Als die Knochen von dem anhaftenden Plastellin gereinigt, in langsamem Verfahren durch sieben- oder achtfache Tränkung mit einer warmen Leimlösung gehärtet und mit Zelluloidlack überzogen waren, liessen wir sie alle einzeln formen und aus den Formen je drei Gipsabgüsse machen. Von diesen drei Gipsexemplaren aller Knochen des Schädels bekam eines Prof. Klaatsch in Breslau, das andere Prof. Kallius in Greifswald, das dritte behielten wir in Berlin. Und an jeder dieser drei Stellen wurde nun versucht, den Schädel zusammenzusetzen. Über die wachsenden Ergebnisse der Arbeit hielt man sich durch Briefe und gelegentliche Zusammenkünfte auf dem Laufenden. Als die Form, die das Schädeldach erhalten musste, im wesentlichen feststand, wurde aus der Gipszusammensetzung ein Hirnausguss gemacht und nun über diesem begonnen, die Originalstücke allmählich aneinanderzufügen. Der Hinterkopf kam mit Hilfe kleiner und kleinster Teile in grossem Stück zusammen und auch der Vorderkopf mit der einheitlich erhaltenen Stirn im Mittelpunkte wurde zu einer geschlossenen Masse. Zwischen Vorder- und Hinterkopf aber blieb, gerade in der Quernaht, ein Spalt klaffen, da die Zacken dieser Naht am meisten gelitten hatten und fast bis zur Wurzel weggebrochen waren. Es fragte sich, wie breit dieser Spalt zu bemessen sei. Aus den an einigen Stellen erhaltenen Stümpfen der Zacken und aus den Verhältnissen an dem Winkel, in dem die Quernaht die Längsnaht kreuzt, war aber zu bestimmen, dass der Zwischenraum nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ bis 2 mm betragen dürfe.

Eine weitere Frage, die die Form des Schädels in einem wesentlichen Punkte beeinflussen musste, war die, wie der Unterkiefer an den Oberkopf anzufügen sei. Wir haben lange Zeit geglaubt, der Unterkiefer sei durch den Druck des aufliegenden Gesteins seitlich mehr zusammengedrückt worden als der Oberkopf, und da er allen Versuchen der Aufweitung widerstrebt, könne er mit dem Oberkopf nicht mehr fest zusammengebracht werden. Es zeigte sich aber schliesslich, dass der Unterkiefer, der ausgezeichnet erhalten ist, in seiner Form zu Recht besteht und vielmehr der Oberkopf unten etwas straffer zusammenzuziehen war; dass dieser dann erst annähernd symmetrisch wurde und nun auch zu dem Unterkiefer passte. Dabei waren die Gelenkköpfe (condyli) des Unterkiefers unter die für sie bestimmten Pfannen des Schädels zu bringen, nicht etwa 1 cm weit vorzuziehen, wie auch wohl vorgeschlagen war. Herr H. Virchow zeigte uns in der Sammlung der kgl. Anatomie eine Reihe schöner Präparate, die erwiesen, dass der Kieferkopf in die Pfanne gehöre, wenn auch Polster von Knorpel- und Weichteilen, die zwischen ihnen liegen, einen gewissen Abstand der Knochen bedingen. Und diese Auffassung bestätigten die Herren Waldeyer und Kallius als selbstverständlich.

Die Zähne des Unterkiefers sind durch dessen gute Erhaltung völlig gesichert. Beim Oberkiefer ist der Gaumen leider vergangen. Einigen Anhalt für die Stellung der Zähne gab hier der Sinter, der sich an mehreren abgesetzt hatte; die übrigen mussten nach dem Verhältnis des Aufbisses den Zähnen des Unterkiefers angepasst werden. Die unteren Schneidezähne sind an ihrem vorderen Rande ein wenig abgenutzt; das beweist einen „Überbiss“, ein geringes Vorkragen der oberen Zahnreihe.

Der Kopf ist gegen die erste Zusammensetzung im ganzen etwas kleiner geworden, sowohl kürzer wie niedriger. Es war früher, besonders bei der Gesichtsergänzung, zu viel Plastellin zwischengesetzt, sodass die Wangen zu lang und die Augenhöhlen zu gross erschienen. Die erhaltenen Gesichtsknochen sind auch jetzt zu einer vorsichtigen Wiederherstellung des Gesichts benutzt, sie unterscheiden sich aber in der Farbe deutlich von den Ergänzungsteilen.

Eine Anomalie, die am Unterkiefer augenfällig ist, hat während der letzten Zusammensetzung Prof. Klaatsch in interessanter Weise weiter verfolgt. Links ist im Unterkiefer der Eckzahn als Milchzahn stecken geblieben und der definitive Zahn ist darunter an falscher Stelle durchgebrochen. Das scheint mit einer Erkrankung der ganzen linken Kieferhälfte zusammenzuhängen; der linke Kieferkopf ist deformiert, wie der Vergleich mit dem rechten — an dem nur aussen eine kleine Ecke weggebrochen ist — deutlich zeigt, und gleich darüber hat auch das Ohrloch eine andere unregelmässige Form gegenüber dem linken. Vielleicht hat diese Krankheit den frühen Tod des Individuums herbeigeführt, das ja nach den verschiedensten Anzeichen nur ein Alter von 15—16 Jahren erreicht hat. Die Abbildung, die jene Anomalien des Unterkiefers zeigt, zeigt auch den Hauptanhalt für das jugendliche Alter, nämlich die eben erst durchbrechenden Weisheitszähne. Sie zeigt aber überhaupt etwas vom Köstlichsten am ganzen Schädel, die prachtvolle Zahnröhe, die in ihrer Erhaltung im ganzen Paläolithikum einzig dasteht. Ich habe von den ersten Anatomen sehr warme Worte gehört über diese ganz „frühen Formen“, und wie diese 33 Zähne allein das ganze Geld wert seien, die man für beide Skelette bezahlt habe.“

Abgesehen von dem Bestreben der deutschen Forscher, in anbe tracht der hohen Summe, die für die Dordogne-Skelette von Berlin aus bezahlt wurden, den Wert dieser Funde hervorzuheben, kann man aus diesem Bericht aber doch auch wieder erkennen, wie sorgfältig bei Hebung von Knochenfunden vorgegangen werden muss und dass es am Ende besser ist, gar nichts zu finden, als eine Entdeckung von solcher Bedeutung in unrechte Hände fallen zu lassen.

4. Wohnungen, Sitte und Brauch.

In der Sitzung vom 21. März 1912 der Genfer Archäologischen Gesellschaft hielt R. Montandon einen Vortrag „Quelques réflexions suggérées par la station paléolithique du Cap-Blanc à Laussel, suivies d'un essai sur l'habitation construite en France, pendant l'époque de la pierre taillée“. Montandon empfiehlt zur Beachtung, dass nach den Beschreibungen des genannten Platzes vor dem Abri und auf eine Länge von etwa 15 m sich eine Art Trottoir von gesetzten Steinen befand. Diese Tatsache lässt auf eine Art primitiver *Wohnungsbaukunst* schliessen, die bis jetzt an paläolithischen Fundstätten nicht gefunden wurde. Montandon ist überzeugt, dass die Paläolithiker auch Wohnungen gebaut haben und weist die Forscher auf die Bedeutung von derartigen Forschungen hin. Bull. Soc. Hist. Arch. Genève T. III. liv. 7, pag. 277 ff.

In der Sitzung vom 15. Dezember 1911 berichteten Eduard Naville, Henri Junod und Eugen Pittard über die *Begräbnisriten* und ihre Analogien in den ältesten Kulturen. Zuerst behandelte Naville die neolithischen Hockergräber in Ägypten, worauf Pittard die Begräbnisriten der europäischen Paläolithiker besprach. Es wird da festgestellt, dass

die ältesten sicheren absichtlichen Bestattungen ins Moustérien fallen und dass sie dann während den paläolithischen Kulturperioden ungefähr konstant bleiben. Der Tote liegt in der Regel auf der Seite, mit gebogenen Beinen, die Arme gegen das Gesicht gebogen. Die Leiche liegt in der Regel in einem künstlich errichteten Graben. Um den Toten gruppiert man seine Waffen und seinen Schmuck und besonders während der Magdalénien-Periode ist er mit rotem Ocker überstreut. Auch in der meso- und neolithischen Periode setzt sich dieser Ritus noch fort. Zum Verständnis der *Hockergräberbestattung* brachte Junod ganz interessante Beobachtungen, die er bei den Ba-Rouga an der Küste des indischen Ozeans in der Gegend von Lourenço Marques machen konnte. Dieses Volk biegt Arme und Beine des Toten auch um und legt dieser Sitte so grosse Wichtigkeit bei, dass es diese Prozedur oft noch während des Todeskampfes vornimmt. Der Zweck aller Riten ist offenbar der, die Toten in eine Lage zu bringen, die einer solchen gleicht, wie er sie im Leben einzunehmen pflegte. Das Grab ist ein doppelter Graben, zuerst ein Graben von 50—80 cm Tiefe, und auf der einen Seite davon eine Art halbkreisförmiger Nische, in die der Tote zu liegen kommt. Diese Nische heisst das Haus des Toten, während der Graben öffentlicher Platz heisst. Man denkt sich also den Toten wie in seiner Hütte schlafend, von der er von Zeit zu Zeit auf den öffentlichen Platz kommt, um sich da hinzusetzen, wie er es im Leben gewöhnt war. Aus dieser Idee heraus sind natürlich auch alle Beigaben zu erklären. In dem Hockergrabe liegt also der tiefe Sinn, dass man den Toten in die Lage bringen wollte, die er gewöhnlich beim Schlafen einnahm. Religiöse Ideen spielen natürlich auch ihre Rolle. Ein genauer Rapport über diese Sitzung befindet sich im Bull. Soc. Hist. Arch. Genève T. III. Liv. 7, pag. 276 ff.

In der Münchener Gesellschaft für Anthropologie hielt Ende Oktober 1912 F. Birkner einen Vortrag über die Ergebnisse der prähistorischen Ausgrabungen im Hohlenstein bei Nördlingen. Aus diesen Untersuchungen geht hervor, dass der Mensch der Magdalénienkultur gelegentlich dem *Kannibalismus* huldigte. Pet. Mitt. 59. Jahrgang (1913) 1. Halbband, pag. 82.

5. Neue Funde und Entdeckungen.

In der Erkenntnis der paläolithischen Kulturen wird *Frankreich* wohl noch lange die Führung besitzen. Gerade im Berichtsjahre sind wieder einige ganz hervorragende Entdeckungen gemacht worden, auf

die wir in diesem Abschnitte zu sprechen kommen möchten, da sie entschieden allgemeine Bedeutung beanspruchen dürfen.

Staunend lernten die Forscher in den vergangenen Jahren die immer mehr sich häufenden Zeugen *primitiver Kunstübung* der altsteinzeitlichen Bewohner unseres Weltteils kennen. Man erkannte, dass die scharf beobachtenden Jägervölker es verstanden, den Stein und das Elfenbein, die Gewehe und Hörner ihrer tierischen Zeitgenossen zu kunstvollen dauernden Reproduktionen ihrer flüchtigen Vorstellungen zu verwenden. In jüngster Zeit ist noch ein neues Material dazugekommen: sie haben auch schon den *Ton* geformt. Nach der jetzt im Drucke erschienenen, mit guten Abbildungen geschmückten Mitteilung in der französischen Akademie der Inschriften¹⁾ hat Graf Bégouen in der Höhle *Tuc d'Audoubert* (Ariège) paläolithische Ton-Bildwerke aus der Magdalénien-Periode entdeckt. Seine Söhne sind in der genannten Grotte zuerst auf sehr schwierigem Wege, etwa 700 m vom Eingang entfernt, nachdem sie die Hindernisse beseitigt hatten, auf ihren jugendlichen Abenteuerfahrten zu dem Punkte gelangt, wo, an heruntergestürzte Felsblöcke gelehnt, zwei Bildwerke *aus Ton* von 61 und 63 cm Länge, in starkem Hochrelief ausgeführt, standen. Es waren zwei Büffel, die ein diluvialer Jäger in diesem unterirdischen Raum als Andenken für eine späte Nachwelt hinterlassen hatte. Bei genauerem Zusehen stellte es sich heraus, dass das vordere der Tiere ein Weibchen ist, dem das Männchen folgt, das — wie es scheint — im Begriffe ist, es zu bespringen. Dem scharf beobachtenden Künstler ist es gelungen, sogar die Geschlechtsmerkmale zum Ausdruck zu bringen. Die zottigen Brusthaare sind durch schräge eingeritzte Striche, der Mähnenkamm durch Fingereindrücke hergestellt. Die Ohren und die stark zurückgebogenen Hörner treten gut hervor; das Auge ist durch eine Tonkugel markiert, in deren Mitte ein Loch die Pupille darstellt. Das Relief ist an Ort und Stelle im Ton modelliert worden; nur die rechte Hälfte der Tiere ist erhöht. Auf dem Ton sieht man noch die Bearbeitung durch die Finger. Die Stücke sind, wie deutlich an anderen Werken, die als Proben bezeichnet werden können, zu sehen ist, so erstellt worden, dass man von grossen Tonblöcken heraus arbeitete; man fügte also die einzelnen Teile nicht hinzu, sondern man arbeitete ab. Im gleichen Raum fand man einen Büffel auf einem Tonklumpen eingeritzt, der Kopf war bereits modelliert, das Horn bereits herausgearbeitet; da fiel ein Block von der Höhlendecke und zertrümmerte das noch unfertige Kunstwerk. Der

¹⁾ Acad. Inscr. Belles-Lettres. Comptes rendus 1912, pag. 532—538.

Ton, aus dem die Werke hergestellt wurden, fand sich in der Höhle selbst in reichlicher Menge. Man fand im lehmigen Boden auch eine ganze Menge von Abdrücken menschlicher Füsse, besonders zahlreich in einem kleinen Raum, bevor man zu den Statuen gelangt. Da sieht man denn auch, wie der Mensch die Tonlager ausgebeutet hat. An einer Stelle waren etwa 40 Abdrücke von Fersen der Menschenfüsse, teilweise so deutlich, dass man sogar die Hautspuren sehen konnte; aber immer nur die Fersen, nie die Zehen. Ob hier eigenartige rituelle Tänze aufgeführt wurden?

Da dieser dunkle und ungemütliche Platz sicher nicht zu dauernder Besiedelung diente, so darf man wohl überhaupt annehmen, dass er eine gewisse Heiligkeit hatte, vielleicht eine Stelle war, wo man sich vor einem grösseren Jagdzuge versammelte, um den grossen Unbekannten um günstige Fährte zu bitten. Bedeutete es doch den Hungertod vielleicht einer ganzen Sippe, wenn die Jäger mit leeren Händen zurückkehrten. War es da nicht der Mühe wert, vor dem Auszug einige Zaubersprüche herunterzubeten?

Graf Bégouen publiziert auch einen kleinen Aufsatz über diesen Gegenstand in der „Anthropologie“¹⁾. In der gleichen Grotte befinden sich Malereien und Zeichnungen und zwar von verschiedenen Zeiten; die mehr hinten gelegenen mögen aus dem Aurignacien stammen, die vorderen tragen mehr Magdalénien-Charakter. In den hintersten Teilen der Höhle ist der Boden durch Lehm gebildet, der sich nur wenig mit Sinter überzogen hat. Man sieht darauf noch ganz deutlich die Abdrücke von Bärentatzen. Ganze Haufen von Knochen, in einer Ecke aufgehäuft, beweisen, dass die Tiere sich da zum Verenden eingefunden haben. Die nachher eingedrungenen Menschen haben aus den Kiefern die Zähne, namentlich die Eckzähne herausgebrochen, um sich damit zu schmücken. Man sieht auch, dass der Boden durch menschliche Füsse festgestampft wurde. Aus diesen Fussspuren, die noch der genaueren Untersuchung harren, lässt sich erkennen, dass die Menschen damals barfuss giengen.

In der Kommission für die Erhaltung historischer Denkmäler brachte Peyroni eine Übersicht über die neuesten Ausgrabungen in der *Dordogne*. Vgl. „Temps“ vom 18. März 1913. Nr. 18884.

Des pièces recueillies dans le chantier moustérien supérieur de Saint-Sulpice-les Magnats, M. Peyroni a du déduire que l'emploi des matières colorantes était fréquent dès cette époque.

¹⁾ T. XXIII (1912) pag. 657—665.

Le riche gisement des Champs-Blancs a fait l'objet d'une exploration minutieuse. On sait qu'il a déjà fourni de belles pièces solutréennes aux musées de Périgueux et de Bordeaux.

Sur un sol rocheux reposait une première couche, brune à la base, puis rougeâtre et de couleur moins foncée, qui recérait de petites feuilles de laurier, des fragments de pointes à cran, des grattoirs, burins, perçoirs, des fragments d'aiguilles, poinçons, coquillages percés, des sagaises décorées de lignes sinuées, des lissoirs, des matières colorantes, tous les éléments de l'industrie solutréenne. On y a découvert aussi une pierre calcaire portant, légèrement gravé, l'avant-train d'un cervidé: esquisse rapide plutôt qu'œuvre accomplie, mais document précieux par sa rareté, soit que les troglodytes de cette époque aient été moins habiles que leurs devanciers, soit que les chercheurs n'aient pas examiné assez attentivement les matériaux extraits.

Des trouvailles curieuses ont été faites dans un dépôt voisin: on y a découvert deux blocs calcaires portant chacun un bison gravé en relief, de l'époque du vieux magdalénien.

Le premier mesure 45 cm sur 48. Tout le corps ressort en relief de 1 à 2 cm. L'artiste, après avoir esquissé son travail, a incisé profondément les contours et dégagé le motif à coups de pic. On aperçoit encore les traces laissées par l'outil qui entamait le bloc. L'animal, la tête levée, est dans l'attitude de l'attente ou du repos.

Le deuxième bloc mesure 70 cm sur 39 et l'animal représenté 48 cm sur 39. La cuisse, la queue, la croupe, la tête, le poitrail sont d'un beau relief. Le ventre est en creux pour faire ressortir les jambes et donner davantage l'illusion de la réalité. La tête est très étudiée. Le front est bombé, le nez busqué, la narine bien indiquée, la forte barbiche projetée en avant.

Le train postérieur de l'animal porte des traces évidentes de peinture rouge et on remarque quelques petites taches sur d'autres points. Ces sculptures étaient donc rehaussées de couleurs, comme on l'a constaté sur les animaux de la frise du Cap-Blanc, qui semblent contemporains.

C'est la première fois que des reliefs de cette époque sont signalés sur des blocs calcaires.

A Sergeac, les fouilles ont exhumé des blocs calcaires provenant d'une corniche éboulée, située près de la falaise. Une des faces avait été régularisée et portait des traces de peinture rouge. On en conclut que dès l'aurignacien on peignait les parois des abris et des grottes.

Les gravures recueillies sont nombreuses et intéressantes. Elles représentent ordinairement des têtes de chevaux. Sur un côté, on voit deux têtes de chèvres ou de bouquetins, finement dessinées; un éclat d'os porte, sur une face, une tête d'antilope, et sur l'autre — particularité curieuse — un profil humain.

La pièce la plus importante est un galet triangulaire pyramidal. Sur une des faces est dessiné un homme masqué; sur une autre, une femme également masquée. Ces figurations confirment la théorie des masques qu'avaient émise, à propos de quelques figures énigmatiques de grottes, MM. Cartailhac, Breuil et Capitan.

Le déblayement de la Ferrassie réservait au fouilleur une surprise: deux sépultures d'enfants, de l'époque moustérienne. Les squelettes étaient placés l'un près de l'autre, chacun dans une petite fosse creusée dans la couche acheuléenne. Ils étaient recouverts d'un mélange de la terre de la fosse et de la couche moustérienne. Le creusement d'une fosse, les soins mis à protéger les corps contre les carnassiers prouvent que l'époque moustérienne pratiquait le culte des morts¹⁾.

¹⁾ Vgl. oben S. 74. Über die Entdeckungen, die unser Mitglied, Abbé Breuil, in Spanien gemacht hat, hoffen wir im nächsten Jahresb. etwas mitteilen zu können.

b) Schweizerische Fundplätze.

1. *Schweizersbild* (Schaffhausen).

Heierli hat an der Hauptversammlung des Jahres 1910 in Basel ein Knochenstück vorgewiesen, auf dem die Zeichnung eines Wildesels eingraviert war. Im III. Jahresbericht, pag. 6, 32 und 33 ist das Nähere darüber zu lesen. Heierli hob damals hervor, dass die betreffende Untersuchung noch nicht abgeschlossen sei; er drückte sich auch über die Echtheit des Stückes sehr vorsichtig aus: „Diese neue Zeichnung ist bereits einer vorläufigen Prüfung unterworfen worden und scheint im allgemeinen Anspruch auf Echtheit machen zu dürfen. Einige Linien mögen den Instrumenten der Suchenden ihren Ursprung verdanken.“ Im IV. Jahresbericht ist Heierli nicht mehr auf diesen Fund zu sprechen gekommen, so dass er die Sache offenbar als abgetan betrachtete. Nun erklärt Dr. Nüesch in Schaffhausen diesen „Wildesel von Schweizersbild“ für eine Fälschung. Ohne uns mit den Schlussfolgerungen von Dr. Nüesch in allen Punkten einverstanden zu erklären, registrieren wir diese Erklärung im Interesse der Unparteilichkeit, dem unsere Gesellschaft dienen muss. Auf jeden Fall kann unserem verstorbenen Sekretär nach obigen Darlegungen kein Vorwurf gemacht werden; es sind schon grössere Herren auf *offenkundige* Fälschungen hereingefallen. Auf jeden Fall war es geboten, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, zumal der Angegriffene sich nicht mehr verantworten konnte. Nüesch hätte hinlänglich Zeit gehabt, seine Ansicht dem *Lebenden* gegenüber öffentlich zu vertreten¹⁾.

2. *Thaingen* (Kesslerloch).

In der Arbeit „Postglaziale Ablagerungen im nordwestlichen Bodenseegebiet“ (Zentralblatt für Mineralogie 1911 Nr. 4—8) kommt W. Schmidle zu dem bemerkenswerten Resultat, dass die Lehmablagerungen bei Thaingen in der allerersten Zeit der Achenschwankung erfolgten. Als der zurückgehende Gletscher bis Radolfzell reichte, musste das Kesslerloch bewohnt gewesen sein. Vgl. Peterm. Mitt. 58. Jahrgang (1912) 1. Halbb., pag. 97. Vgl. die Ausführungen von Meister in dem jüngeren Werke über Kesslerloch in Denkschr. Schweiz. Nat. Ges. Bd. XLIII (1907) pag. 58²⁾.

¹⁾ Das „Schweizersbild“ scheint das Verhängnis zu verfolgen, ein Tummelplatz für Polemiken zu sein. Vgl. auch unter „Neolithische Zeit“.

²⁾ Siehe auch oben pag. 69.

3. *Twann.*

Über die durch das Bernische Historische Museum durchgeföhrte Grabung am *Reginenstein* ob Twann, über die schon der letztjährige Jahresbericht das Wesentlichste brachte, ist nun auch ein Bericht Tschumis im Jahresbericht des historischen Museums Bern pro 1911, pag. 18 ff. erschienen. Da trotz grosser Anstrengung und entsprechenden Kosten über dauernde menschliche Besiedelung dermalen doch kein abschliessendes Resultat vorhanden ist, so können doch erst weitere Untersuchungen zum gewünschten Ziele führen. Unseres Wissens haben die massgebenden Herren die Ausgrabungen an der Stelle aber nicht fortgesetzt. Der Museumsbericht urteilt über jenen Abri im wesentlichen skeptischer als der erste Rapport in unserem Jahresbericht.

4. *Veyrier* bei Genf¹⁾.

Über diese Station veröffentlicht unser Mitglied, B. Reber, in der Nummer vom 31. Dezember 1912 des „Genevois“ folgende Bemerkungen, die uns wieder einmal zeigen, dass unmethodisch durchgeföhrte Ausgrabungen unersetzblichen Schaden verursachen:

La récente polémique engagée au sujet des dégradations du Salève donne de l'actualité aux intéressantes notes suivantes que nous communiquons M. Reber, le distingué archéologue :

„Veyrier n'est pas une „station néolithique“. Qu'est-ce qu'on appelle néolithique ? C'est la nouvelle période de la pierre, de la pierre polie, par opposition au paléolithique ou à la plus ancienne période de la pierre simplement taillée. Au néolithique appartiennent chez nous les premières stations lacustres, qui remontent peut-être à 6000 ans en arrière et qui ont duré jusqu'à l'introduction du métal, du cuivre pur pour commencer, ensuite du bronze qui remonte à environ 3500 à 4000 ans.

Le paléolithique est autrement plus ancien et remonte à une époque incalculable. Il se partage en différentes étapes allant depuis le commencement de la présence de l'homme en Europe jusqu'à la disparition des peuplades qui ne connaissaient, en fait d'instruments solides, que le silex taillé. Un des plus célèbres paléthnologues de la France, Gabriel de Mortillet, fait remonter l'apparition de l'homme, en Europe, à un demi-million d'années.

La station de Veyrier appartient à la dernière étape de ce long développement, à l'époque magdalénienne, aussi appelée époque du renne, d'après l'animal qui la caractérise particulièrement bien et à laquelle on donne un âge d'environ 25,000 ans. Les géologues l'appellent l'époque quaternaire ou postglaciaire.

Dès 1879 j'ai voué à la station paléolithique de Veyrier, qui alors déjà était excessivement abîmée et complètement abandonnée par les archéologues, une attention toute spéciale. La preuve qu'il valait la peine de s'en occuper encore consiste dans la trouvaille, d'une part, d'un grand nombre d'ossements d'animaux dont certaines

¹⁾ Obschon die Station politisch auf französischem Boden steht, glauben wir, da sie zum Arbeitsfelde der Genfer Kollegen gehört, keinen Missgriff zu tun, wenn wir sie unter den schweizerischen Fundplätzen aufzählen.

espèces sont éteintes, tandis que d'autres ont disparu de nos contrées, et d'autre part de nombreux instruments en silex. Sur ces ossements M. le professeur Dr. Th. Studer, de Berne, a publié un mémoire très intéressant. Moi-même j'ai fait paraître sur l'ensemble de la station de Veyrier une première notice en 1882. Ensuite je lui voue dans mon livre „Esquisses archéologiques sur Genève et les environs“ (Genève 1902) un chapitre assez étendu. En dernier lieu je consacre à ce sujet de la plus haute importance scientifique pour notre contrée une étude méthodique, avec dix figures. Je l'ai publiée sous le titre „La station paléolithique de Veyrier“ dans le „Bulletin de la Société préhistorique de France“, en 1909 (tirée aussi en brochure de 24 pages).

Malheureusement et malgré qu'avant moi bien des chercheurs se soient occupés de la station quaternaire de Veyrier, aucun n'a entrepris des recherches méthodiques, véritablement scientifiques. Ce fait reste particulièrement regrettable. J'ai lieu de croire que bien des choses intéressantes ont échappé à l'observation.

J'ai eu la satisfaction au dernier congrès d'anthropologie de Genève, d'entendre la déclaration de M. le professeur Cartailhac, disant que la science appréciait beaucoup ma publication sur Veyrier.

Entre 1880 et 1890 j'ai fait de nombreuses démarches pour conserver l'emplacement de ces foyers et abris sous roche, remontant à une si haute antiquité. Je n'ai non seulement pas été écouté, mais on a critiqué ma proposition comme trop tardive. On serait cependant heureux aujourd'hui d'avoir conservé ce que j'ai encore vu et souvent visité. Heureusement que j'en ai pris de nombreuses photographies, dont M. Alf. Cartier, directeur général des musées, a fait agrandir l'une des plus typiques. Elle se trouve exposée au musée, dans la salle du préhistorique.“

Ausserdem sendet uns B. Reber noch folgenden Originalbericht zu:

„Über die paläolithische Station Veyrier bei Genf, am Fusse des Salève (Rentier-Periode, Epoque magdalénienne) wurden von 1855 (Frédéric Troyon) und 1858 (Gabriel de Mortillet) an öfter Funde und Beobachtungen veröffentlicht. Auch ich habe mich mehrmals darüber vernehmen lassen (1883, 1892, 1901, 1902, 1904 und 1905). Die vielen Knochen, über welche Prof. Dr. Th. Studer von Bern eine Abhandlung schrieb, und eine grosse Anzahl Feuersteinwerkzeuge beweisen, dass es sich der Mühe lohnte, diese Station, wenn auch als letzter Beobachter, bis zur vollständigen Vernichtung nicht aus den Augen zu verlieren. Übrigens ist diese für die weiteste Umgebung bis jetzt einzige, also ungemein wichtige Station jeglicher methodischen Untersuchung entgangen. Was an Messungen und Erkundigungen einzuholen möglich war, habe ich getan. Auch eine Anzahl Photographien habe ich aufgenommen, ohne welche sonst auch nicht eine Spur von brauchbaren Ansichten erhalten geblieben wäre. Am Anthropologen-Kongress in Genf (1912) hörte man jammern, dass von dieser so ausgeprägten Station des Magdalénien nichts mehr vorhanden sei und dass keine Anstrengungen gemacht worden seien, dieselbe zu erhalten. Das letztere ist falsch. Zwischen 1880 und 1890 habe ich mehrere diesbezügliche Vorschläge gemacht, jedoch kein Gehör gefunden.

Von arktischen Tieren ist besonders das Rentier sehr stark vertreten. Auffallend erscheint das wilde Kaninchen. Dasselbe wurde von



Abb. 2.



Abb. 3.

Rütimeyer und von Studer in zahlreichen Exemplaren konstatiert, so dass man annehmen muss, der Salève sei von diesem Bewohner besonders bevorzugt worden. Anderswo kommt das Kaninchen nicht oder nur



Abb. 4.

sehr selten vor. Vom Mammut wurde nichts entdeckt. Sonst seien noch genannt der sehr grosse Hirsch, der Steinbock, das Murmeltier,

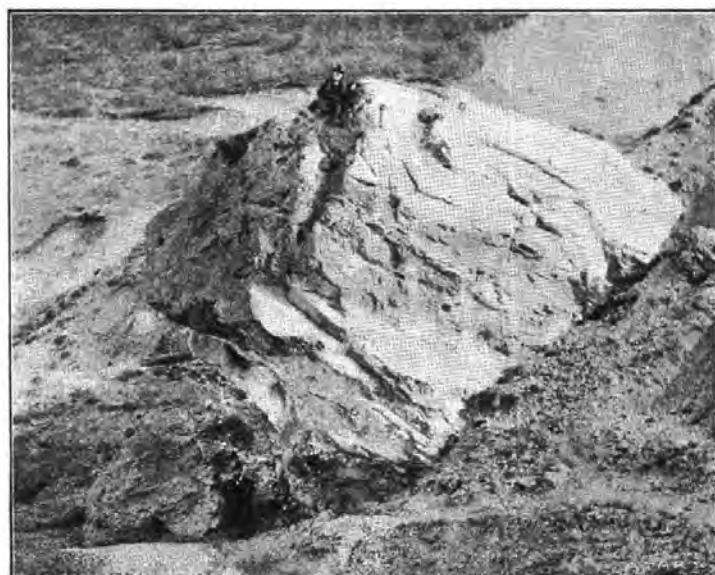


Abb. 5.

dann Biber, Pferd, Rind, Gemse, Alpenhase, Höhlenbär, brauner Bär, Luchs, Dachs, Schneehuhn, Auerhahn, mehrere kleinere Nager etc.

Aus meiner letzten Beschreibung der quaternären Station Veyrier (La station paléolithique de Veyrier. Bulletin de la Société Préhistorique Française, 1909) lasse ich hier, statt einer längern Beschreibung, lieber einige Bilder folgen. Die Abb. 2—4 zeigen die von mir noch beobachtete Stelle in mehreren Erhaltungsstadien. Abb. 2 bringt den Eingang zwischen 1880/85, wo noch ein bedeutendes Stück dieser Gallerie vorhanden war; Abb. 3 dieselbe Partie um 1890, und Abb. 4 um 1895 herum. In Abb. 5 erblickt man das Gegenstück. Ursprünglich berührten sich diese Blöcke an der Spitze und bildeten darunter Gallerien von 15—20 m Länge.

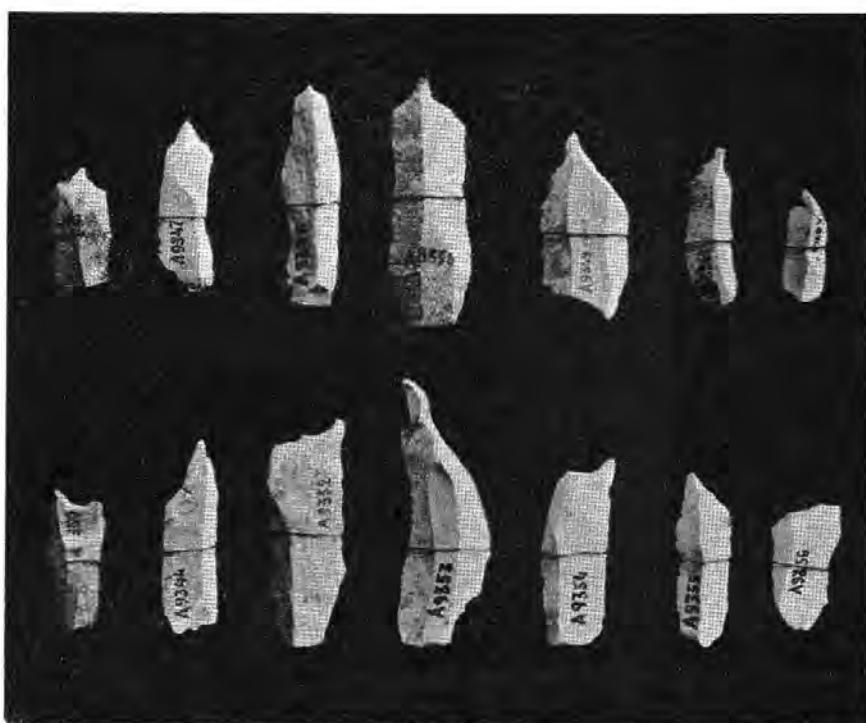


Abb. 6.

Auch von Artefakten muss ich einige Bilder beifügen. Abb. 6 enthält Feuersteinwerkzeuge, Abb. 7 Knochennadeln, Abb. 8 Meissel und Wurfspeer in Rentierhorn, Abb. 9 eine Harpune, Abb. 10 drei der sogenannten Kommandostäbe mit Eingravierungen, welche aber auf diese Distanz kaum bemerkbar sind, wenn man die Gegenstände nicht schon aus der Nähe kennt. Abb. 11 zeigt den mittleren „Kommandostab“ vergrössert. Alle diese Fundstücke befinden sich nun im Museum in Genf.

Ich will noch beifügen, dass bei mir eine Anzahl Gegenstände aufbewahrt geblieben sind und dass ich dazu letzthin alles von Veyrier noch Vorhandene aus dem Nachlass Thioly in meinen Besitz gebracht habe. So harren einer Beschreibung noch etwa 250 Silex-Instrumente, Versteinerungen, Meeressmuscheln und viele Knochen.

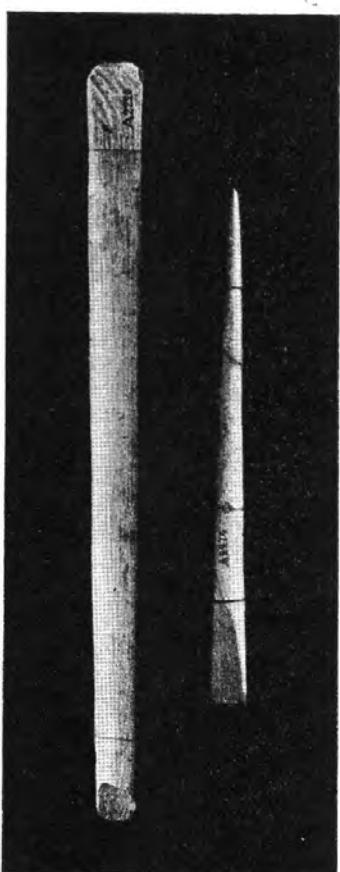


Abb. 8.

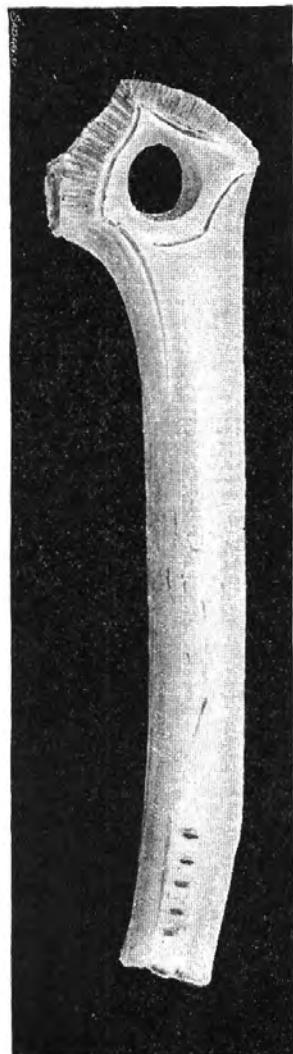


Abb. 11.

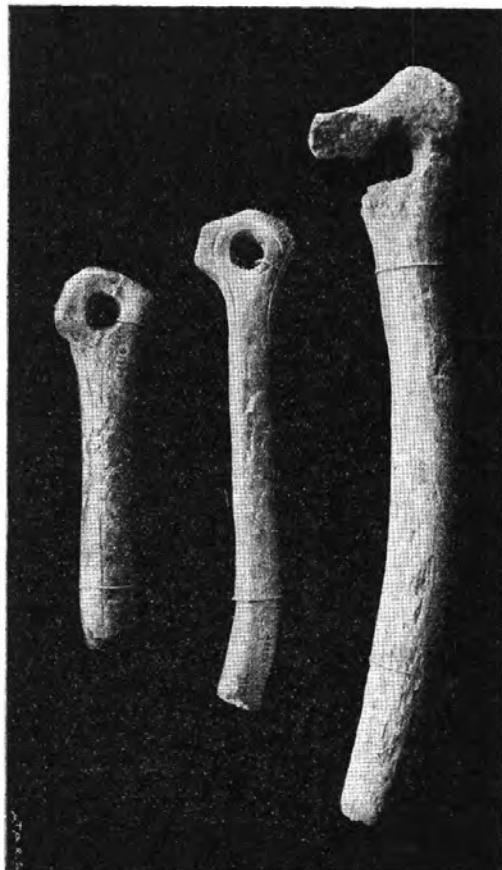


Abb. 10.

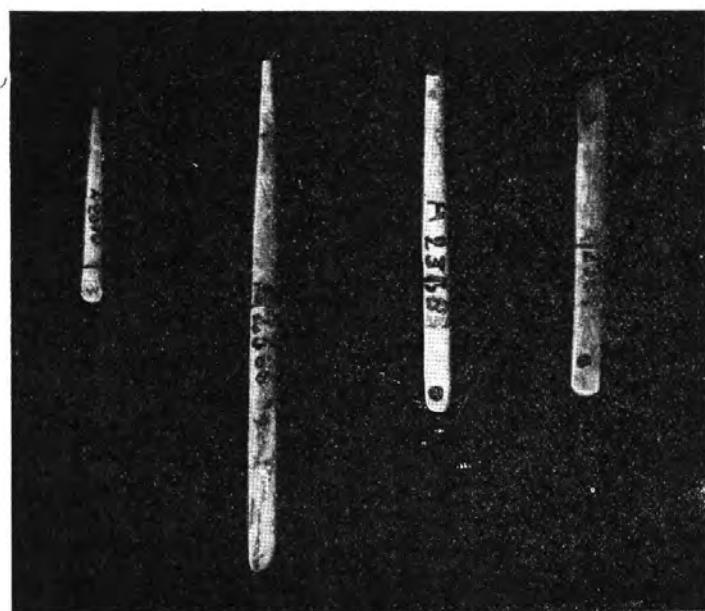


Abb. 7.

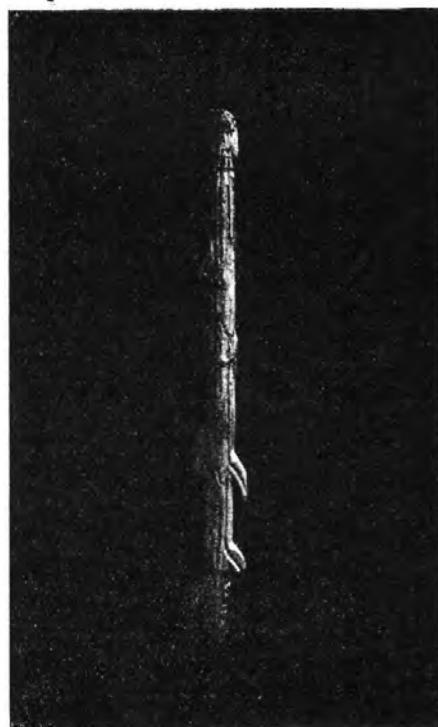


Abb. 9.

In Abb. 12 erblickt man den Herd der ganz in der Nähe der vorigen liegenden Übergangsstation (Azilien) „Sur Balme“. Diesbezüglich verweise ich auf die frühere Beschreibung¹⁾.



Abb. 12.

5. *Wildkirchli.*

Schon im ersten Jahresbericht unserer Gesellschaft konnte Heierli eingehend über die Bedeutung der Wildkirchlifunde berichten. Nun hat der fleissige und unermüdliche Erforscher dieser interessanten Fundstelle eine kleine Schrift veröffentlicht, in welcher er in mehr popularisierender Weise auf die Resultate seiner Forschungen hinweist²⁾.

Indem wir auf die Mitteilungen unseres ersten Jahresberichtes hinweisen, können wir nicht umhin, an dieser Stelle wieder darauf zurückzukommen, um die Ergänzungen vorzunehmen, deren der erste, seither etwas veraltete Bericht nach den Ausführungen Bächlers bedarf. Zunächst teilt der Verfasser die grosse Zahl der Grabungsprofile jetzt genauer ein. Er unterscheidet drei Kategorien:

1. Solche, welche gar keine diluvialen Tierknochen und menschliche Artefaktenfunde enthalten (Verwitterungs- und Abfallstücke).
2. Profile, welche nur Tierfunde von *Ursus spelaeus* und der ihn begleitenden diluvialen Fauna enthalten.

¹⁾ Reber, B. Une nouvelle station préhistorique à Veyrier. (Revue de l'Ecole d'anthropologie de Paris. 1904.)

²⁾ Bächler, Emil. Das Wildkirchli, die älteste paläolithische Kulturstation der Schweiz und ihre Beziehungen zu den altsteinzeitlichen Niederlassungen des Menschen in Europa. SA. aus Heft XLI der Schr. Ver. Gesch. Bodensees. Frauenfeld 1912. Die ersten Meldungen vgl. Jahresbericht SGFU. I. pag. 16—24.

3. Profile mit Stein- und Knochenwerkzeugen des diluvialen Wildkirchlimenschen.

Mit allem Nachdruck wird betont, dass alles Ausfüllungsmaterial auf primitiver Lagerstätte ruht; wo Lehmschichten auftreten, ist es echter Höhlenlehm. Am mächtigsten ist die Profiltiefe da, wo auch die Kulturschichten sind; sie sind gerade da, wo genügend Licht und Wärme hinkommen und wo am wenigsten Zugluft und Feuchtigkeit herrschen; das ist besonders in den unteren vorderen Höhlenteilen der Fall. Die Moustérienmenschen jener Tage hatten also schon ein sicheres Gefühl für die besten Plätze. Die Kulturschichten liegen durchschnittlich einen Meter unter dem Höhlenboden, sofern dieser nicht eingeebnet wurde, und reichen dann überall bis auf den ursprünglichen Boden hinunter. Während die prähistorische Fauna nirgends eine Unterbrechung erleidet, finden wir Schichten, wo Artefakte völlig aussetzen. Auffallend ist der schroffe Übergang von den prähistorischen zu den rezenten Schichten. Bächler erklärt das damit, dass er annimmt, dass während der letzten Eiszeit die Höhle ganz mit Eis gefüllt war, dass sich mithin kein Verwitterungsschutt ablagern konnte¹⁾. Unter der Eisschicht begann die prähistorische Ablagerung stark zu verwittern. Auf jeden Fall bleibt der Hiatus zwischen der rezenten und der prähistorischen Schicht eine interessante und wichtige Tatsache.

Mit aller Entschiedenheit kann festgestellt werden, dass die im Boden der verschiedenen Wildkirchlhöhlen vertretene Fauna ein und derselben Periode angehört und zwar der Zeit, die man nach dem Mortillet'schen System heute noch mit Moustérien bezeichnen muss. Aus der Tatsache, dass sich an einzelnen Stellen sehr gut erhaltene Skelette von Höhlenbären fanden, während keine menschlichen Artefakte dabei lagen, lässt sich erkennen, dass zeitweilig der Mensch die Höhle verlassen hatte. In der vorderen Höhle, wo der Mensch sich mit Vorliebe aufhielt, lagen meist stark zersplitterte Röhrenknochen, die offenbar vom Menschen zum Zwecke der Gewinnung von schmackhafter Markspeise gewaltsam behandelt worden waren. Was die verschiedenen Tierarten betrifft, so ist die Liste schon von Heierli vollständig angeführt. Der Fischotter ist jetzt gesichert, dieses Tier mag durch Menschen aus dem Tale des Schwendi- oder des Weissbaches in die Höhle hinaufgetragen worden

¹⁾ Es liesse sich denken, dass sich eine Verwitterungsschicht auf dem Eise bildete, die sich dann nach dem langsam Abschmelzen doch in der Höhle am Boden hätte ablagern müssen.

sein¹⁾. Des ferneren mag hervorgehoben werden, dass aus dem Vorkommen von Höhlenlöwe und Höhlenpanther durchaus nicht auf ein warmes Klima geschlossen zu werden braucht; denn einerseits sind diese Tierarten numerisch sehr schwach vertreten und dann weiss man zur Genüge, dass diese grossen Katzen sich auch an die Kälte gewöhnen. „Wir haben es hier mit sogenannten Nachzüglern zu tun, die auf der Nahrungs suche ins wildreiche Gebiet des Höhlenbären sich verirrten bezw. von demselben angezogen wurden.“ „Die gesamte bis jetzt bekannt gewordene Wildkirchlertierwelt dokumentiert sich als eine *alpine Waldfauna*, zu welcher wir in erster Linie den Höhlenbär, als Bewohner waldiger Berggebiete, zu zählen haben, ein Tier, das eine hohe Anpassungsfähigkeit sowohl an Kälte als an Wärme besessen haben muss.“

Von entscheidender Bedeutung für die Feststellung der Wildkirchl-Kultur sind natürlich die archäologischen Materialien, die Artefakte. Auch darüber hat Heierli das Wesentlichste nach den Angaben Bächlers berichtet. In seinem Aufsatz ist nun aber der Verfasser im Falle, weiteres Vergleichsmaterial beschafft zu haben, namentlich aus den Untersuchungen von R. R. Schmidt im Sirgenstein bei Blaubeuren. Da wird eine Identität zwischen den Wildkirchlifunden und dem Primitivmoustérien des Sirgenstein festgestellt; die Analogien erstrecken sich sogar bis auf das Material. Eigentümlich ist aber für das Wildkirchl, dass wir es nur mit einer einzigen Kulturstufe, dem primitiven Moustérien, zu tun haben. Es darf als konstatiert gelten, dass sowohl vor wie nach dem Moustérien die Höhlen dort oben weder zu dauernder noch zu gelegentlicher Ansiedelung des Menschen gedient haben²⁾.

Mit grosser Entschiedenheit weist Bächler auf die Bedeutung der Funde von bearbeiteten Knochen hin, die er als die allerältesten Dokumente dieser Art in Europa hinstellt. Die Knochenfunde lassen sich in Typen ordnen. Die meisten dürfen wir als *Fellablöser* und *Fellglätter* bezeichnen. Das Material liefert der Höhlenbär. Die Werkzeuge sind von roher Form; wir stehen hier am Beginne einer Technik, die gerade noch mit dem Einfachsten begonnen hat. Einige abgeschlagene Gelenkpflanzen des Hüftbeines des Höhlenbären könnten zum Hautschaben gedient haben, einige Bärenunterkiefer mit unzweideutigen Spuren von

¹⁾ Bei dieser Gelegenheit mag darauf aufmerksam gemacht sein, dass die damals lebende Tierwelt natürlich durch die Höhlenfunde nie vollständig vertreten sein kann. Was nicht in die Höhlen verschleppt wurde, ist eben nicht zu beglaubigen. So ist es sicher ein reiner Zufall, dass der Fischotter nachgewiesen werden konnte.

²⁾ Dagegen ist auch hier wieder erwiesen, dass die sog. Moustérienperiode ausserordentlich lange Zeit gedauert haben muss. Das ist besonders auch durch die Ausgrabungen des Dr. H. Martin in La Quina amont festgestellt.

Gebrauch dürften Schlagwaffen gewesen sein. Der Mensch, der dieses Material bearbeitete, ist noch nicht durch eigene Knochen nachgewiesen, indessen muss es — meint Bächler — naturgemäß der Neandertaler gewesen sein¹⁾.

Was die geologische Zeitstellung anbetrifft, so dürfte, nachdem Obermaier nun die prähistorische Besiedelung selber in die letzte Zwischeneiszeit setzt, kein Zweifel mehr obwalten: die Station gehört in die letzte Zwischeneiszeit oder Riss-Würminterglazialperiode. Durch die Forschungen Bayers hat diese nun kaum mehr zu bestreitende Ansicht eine neue Stütze erhalten.

6. *Winznau* (Solothurn).

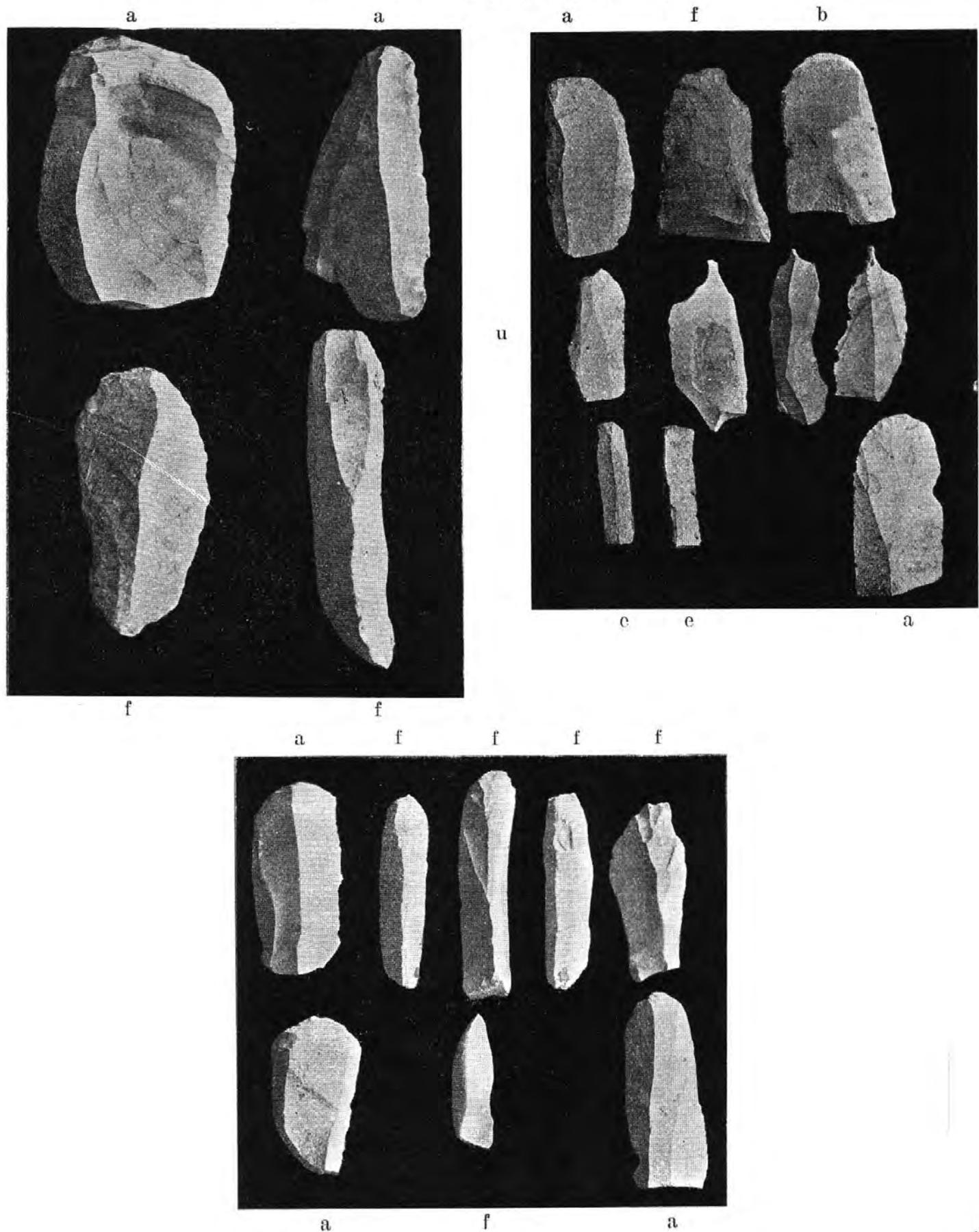
Im AA. N. F. Bd. X. (1908) pg. 1—12 haben die Herren Ed. Bally, jun., J. Heierli, Franz Schwerz und Hescheler einige kurz resumierende Mitteilungen über die Ausgrabungen im „*Käsloch*“ bei Winznau gebracht. Seither ist in der Umgebung jener Höhle fortwährend neues Material gehoben worden, das namentlich von Pfarrer Sulzberger sorgfältig gesammelt wurde. Das Auffallendste daran ist nicht das, dass im Abraum der eigentlichen Höhle noch eine ganze Reihe von typischen Silexartefakten gefunden wurde, sondern dass in der näheren und weiteren Umgebung Arbeitsstätten entdeckt wurden, die im hohen Grade geeignet sind, unsere Kenntnis der Magdalénien-Industrie in unserem Lande zu fördern. Der Abhang nämlich, der sich über dem Felsband, in dem sich das Käsloch befindet, vom Dottenberg über Wilmatt und Oberfeld gegen das Dorf Winznau hinunterzieht, hat verschiedene Stellen geliefert, an denen sich Stationen der Magdalénien- und späterer Kulturen unter freiem Himmel befinden. Dabei ist im höchsten Grade bemerkenswert, dass dies nicht nur die ersten derartigen Stationen in der Schweiz sind, sondern dass wir es auch mit einer Kultur zu tun haben, die der Kenntnis der Übergangszeit vom jüngsten Paläolithikum zum Neolithikum Vorschub leisten dürften, wenn erst einmal alle dortigen Fundstätten genau und vollständig ausgebeutet sein werden. Schon jetzt lässt sich indessen deutlich erkennen, dass wir eine ganze Reihe von wirklich typischen Instrumenten vor uns haben, deren älteste Formen unbedingt den Leitformen des Magdalénien entsprechen, deren jüngste aber ausgesprochen neolithischen Charakter haben.

In dem oben zitierten Aufsatz ist nach der Ausgrabung im Käsloch Heierli zu dem Schluss gekommen, dass das Käsloch in paläolithischer Zeit als ständiger Wohnplatz gedient haben muss, während diese Stätte

¹⁾ Vergl. indessen oben pag. 70 f.

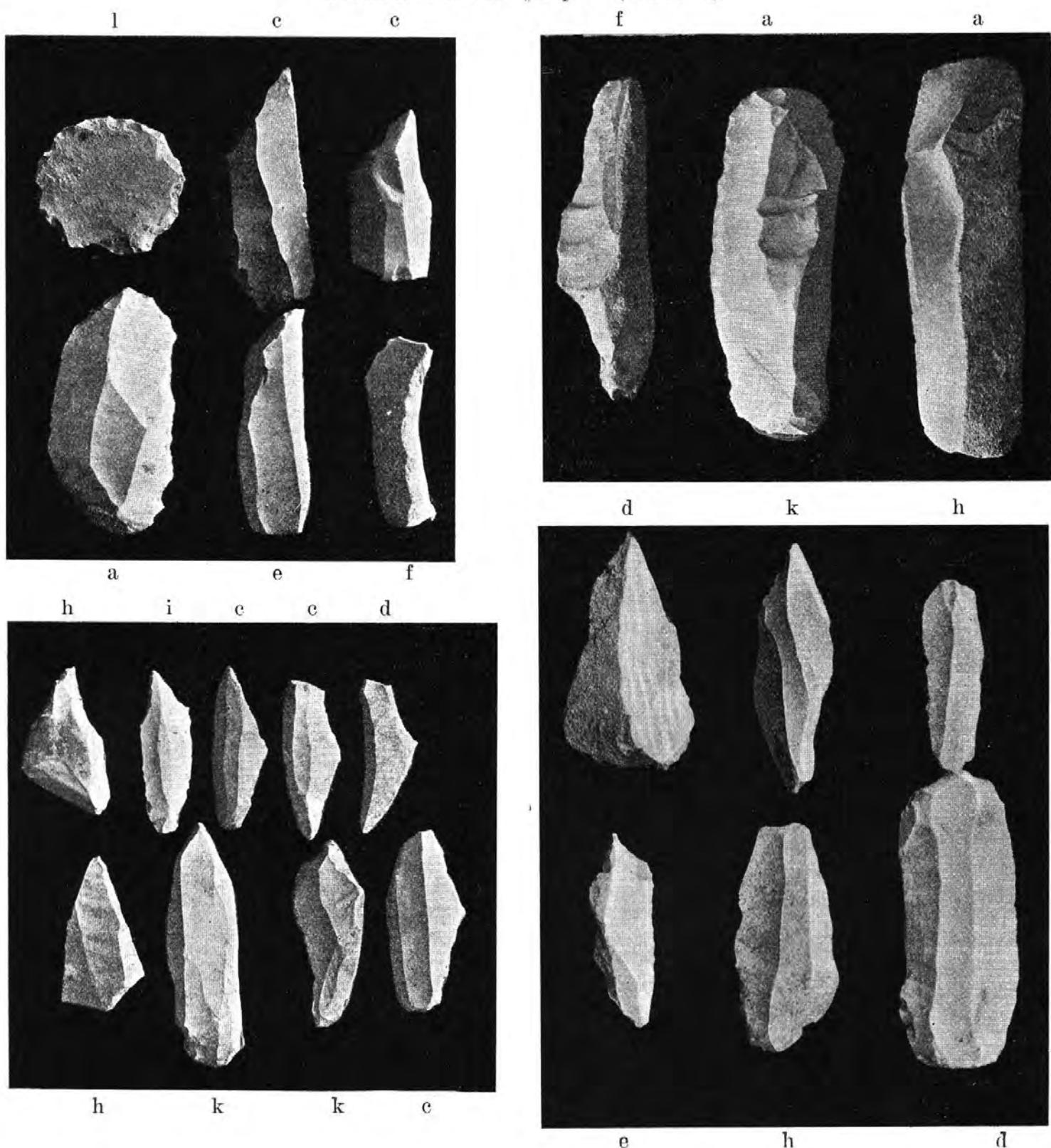
in den darauffolgenden Perioden nur gelegentlich bewohnt war. Das Vorkommen von Knochen des Ren liess ziemlich sicher auf die Magdalénien-Phase des Paläolithikums schliessen. Die auf Seite 12 des ge-

Abbildung 13. 3:4
Silexartefakte vom „Köpfli“ (Winznau).



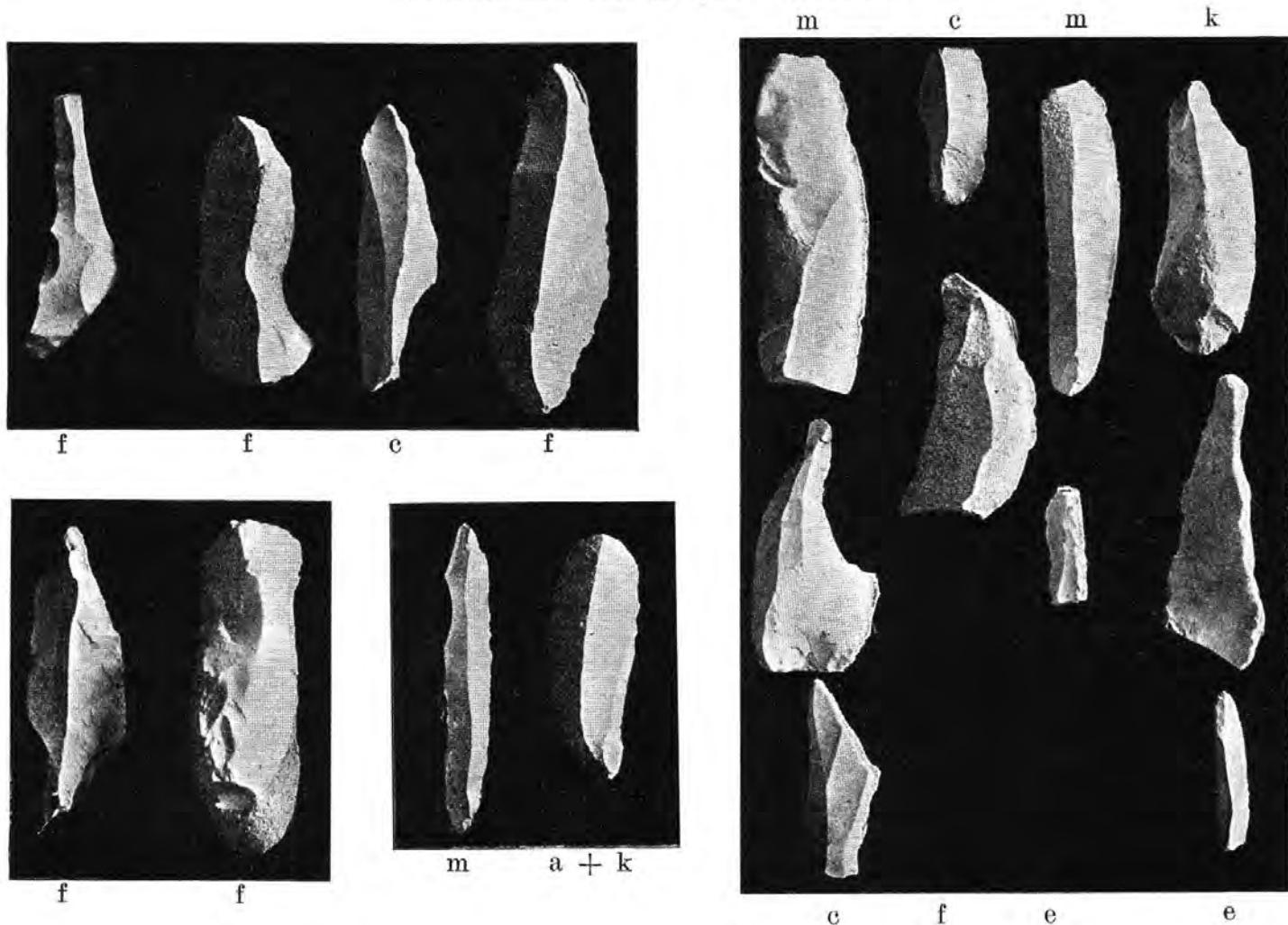
nannten Aufsatzes gedruckten Erwägungen lassen keinen Zweifel darüber. Die Funde, die Sulzberger nachher noch hat sammeln können, bestätigen diesen Tatbestand durchaus. Neue Typen haben sich in der Höhle und im Abraum derselben nicht gefunden.

Abbildung 13. 3:4
Silexartefakte vom „Köpfli“ (Winznau).



Dagegen wurde weiter oben, in der Nähe des Punktes 503 des Blattes Olten des Siegfriedatlases beim sogenannten „*Köpfli*“ eine Fundstelle entdeckt, die schon auf pag. 64 des vierten Jahresberichtes unserer Gesellschaft signalisiert wurde. Aus den beigegebenen Abbild-

Abbildung 13. 3: 4
Silexartefakte vom „*Köpfli*“ (Winznau).

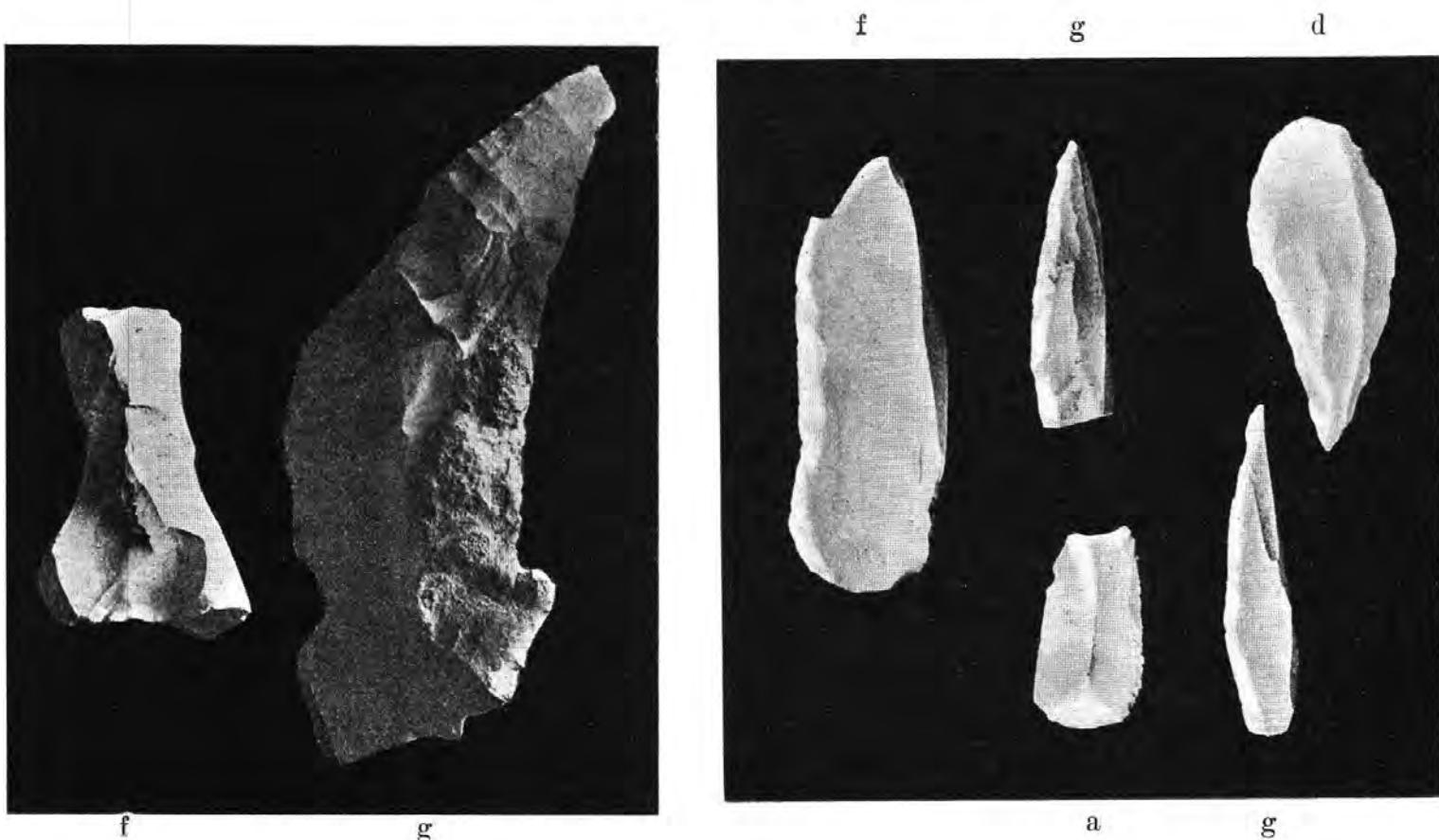


ungen 13 lässt sich ersehen, dass wir es im Wesentlichen mit denselben Typen zu tun haben, wie in der Höhle. Zunächst haben wir jene feinen Hobelschaber (Abb. 13a), jene Instrumente, die so gearbeitet zu denken sind, dass eine breite Klinge erstellt wurde, wie bei einem Messer, und dann der vordere schmale und manchmal auch der hintere Teil derart von oben herunter zurecht retouchiert wurde, dass das Instrument gut in die Fassung oder in die blosse Hand passte und zum Schaben der Knochen oder Felle benutzt werden konnte. Manchmal war diese Hobelretouche aus der Schale heraus geschlagen (Abb. 13b), so dass sie sich scharf abhebt¹⁾. Die Grösse dieser Schaber variiert ziemlich stark;

¹⁾ Pfeiffer, Die steinzeitliche Technik, pag. 147, Fig. 121 zeigt uns die Verwendung dieser Hobelschaber, „Stirnschaber“, deutlich; sie steckten, wie wohl die meisten derartigen Instrumente, in einer Fassung. Diese Schaber dienten zum Sägen, Rinnenschaben, Hobeln und Schneiden.

selten sind sie an den beiden Enden gebraucht worden. Ein weiteres charakteristisches Werkzeug ist der Tranchant, das „Trennmesser“, das für die Tardenoisien-Industrie so bezeichnend ist (Abb. 13c). Es hat die Form eines gleichschenkligen stumpfwinkligen Dreiecks; die gleichen Schenkel weisen sorgfältige Retouchen auf, während die Schneide von der Grundlinie gebildet wird. Diese Schneide ist meist durch einen abgelösten Längssplitter schärfer gemacht. Es ist wohl über allem Zweifel erhaben, dass die beiden durch Retouchen bearbeiteten Ränder in einer Fassung steckten, so dass dieses Stück als das Prototyp der geschäfteten Messer gelten kann¹⁾. Einige der Schneiden sind etwas nach innen eingebogen (Abb. 13d), was ihre Verwendbarkeit erheblich verbesserte.

Abbildung 13. 3:4
Silexartefakte vom „Köpfli“ (Winznau).



Von einem Interesse sind auch die kleinen geraden Messerchen, die auf einer Seite sehr feine Retouchen aufweisen, die offenbar auch zur besseren Befestigung an und oder in einem Griff dienten (Abb. 13e). Wir haben es da mit eigentlichen Mikrolithen zu tun, die für das

¹⁾ Pfeiffer l. c. pag. 141 gibt in Abb. 116 ein Beispiel einer solchen Schäftung; es ist aber doch fraglich, ob sie so angebracht war, man könnte sich die ganzseitig angebrachten Retouchen so nicht recht vorstellen.

Tardenoisien in Frankreich so charakteristisch sind. Diese unendlich feinen Messerchen, die offenbar zu ganz delikaten Arbeiten gedient haben müssen und eine ausserordentlich leichte und geschickte Hand verraten, sind in den Winznauer Fundschichten sehr häufig. Endlich erwähnen wir als Besonderheit die länglichen hochkantigen Werkzeuge, die von einer Kante oben herunter grob zurechtgehauen sind; natürlich war diese Retouchierung auch in der Absicht angebracht, das Stück in eine Fassung zu bringen. Ich möchte fast annehmen, das diese Gegenstände als Gravette-Messer verwendet wurden¹⁾ (Abb. 13f). Bei einem Stück (Abb. 13g) ist diese Verwendung ganz sicher. Nicht vergessen wollen wir die Schneidstichel (Abb. 13h), die feinen Bohrerchen (Abb. 13i) und die Messer, die eine Art Stemmvorrichtung nach der Seite hin haben oder in einen Meissel endigen (Abb. 13k). Ein schöner kreisförmiger Schaber, der aber von der unteren Seite her retouchiert wurde, ist in Abb. 13l abgebildet. Abb. 13m stellt ein- und zweischneidige Messer dar.

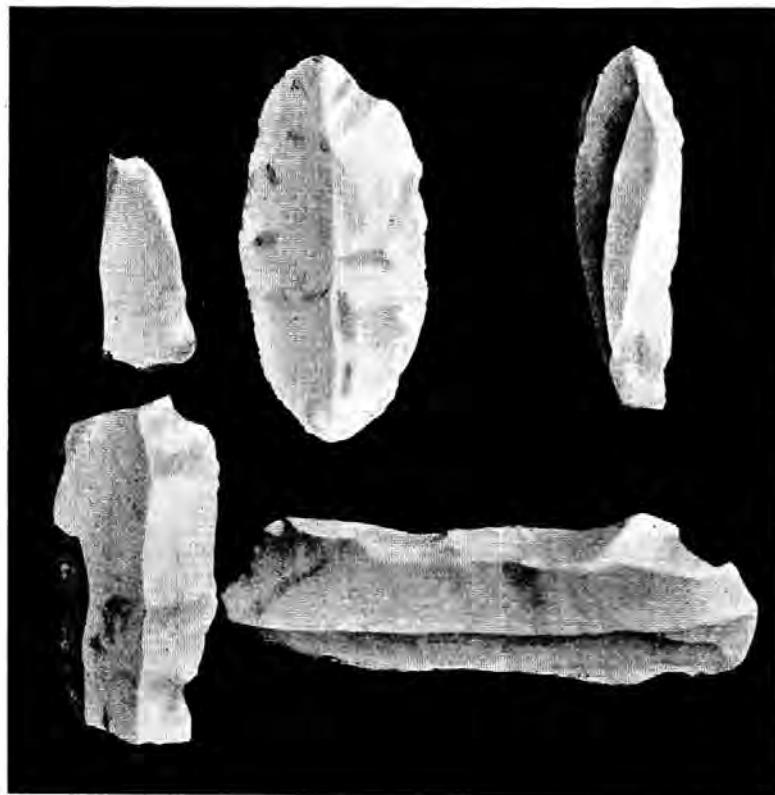
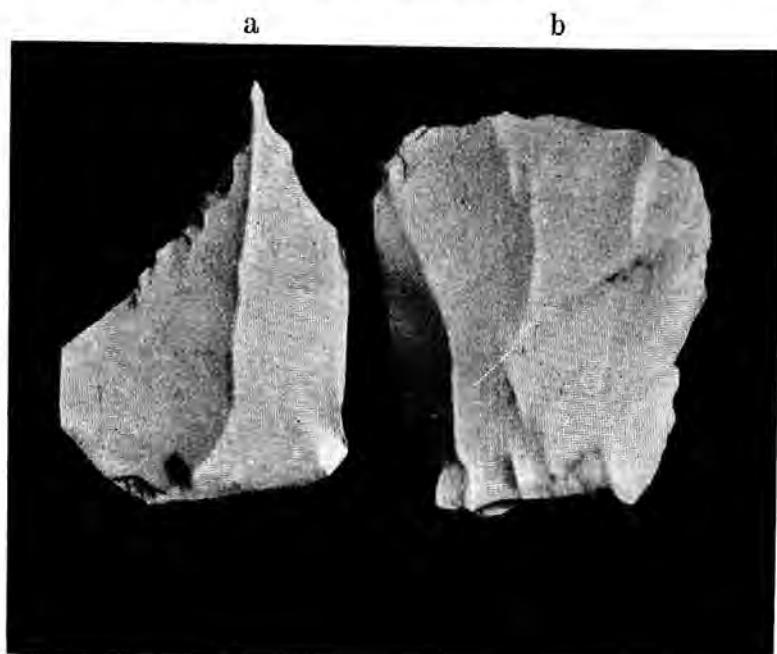
Was nun die Fundumstände anbetrifft, so lagen diese Artefakte so oberflächlich, dass sie nach Regen auf dem blosen Waldboden gefunden wurden. In einer Tiefe von 60 cm unter der Oberfläche hörten sie überhaupt auf. In der gelben Walderde, worin sie ganz durcheinander lagen, waren sie offenbar auch von der Tätigkeit der Baumwurzeln gerührt worden, so dass von einer Schichtung nicht die Rede war. Übrigens fanden sich dieselben Typen weiter oben und weiter unten, so dass mit Sicherheit behauptet werden kann, dass wir es an dieser Stelle mit einer geschlossenen Kultur zu tun haben, die der Kultur des „Käsloch“ entspricht. Die Magdalénienjäger haben also dort oben eine Arbeitsstelle gehabt und haben sicher unter freiem Himmel gearbeitet; ob sie auch noch in die sog. Tardenoisien-Epoche hinübergekommen sind, ist nach den gemachten Funden sicher zu bejahen. Es mögen auf jener Höhe die Leute ihre mikrolithischen Steinwerkzeuge erstellt haben, als in den fortgeschrittenen Gegenden Europas, z. B. in Frankreich, bereits das Neolithikum seine Blüte entfaltet hatte.

Ein neuer Fundplatz wurde weiter unten, auf dem sog. „Oberfeld“ entdeckt: am Plateaurande, ungefähr da, wo später eine mittelalterliche Burg errichtet wurde, deren Spuren noch heute zu sehen sind. Dort grub im Jahre 1912 Pfarrer Sulzberger längere Zeit und fand, auch wieder unter freiem Himmel, eine Station, die dadurch deutlicher ausgeprägt war, dass eine Feuerstelle und eine Art von Steinsetzung zu Tage trat. Es war also da über der Höhle auf einem aussichtsreichen

¹⁾ Pfeiffer, l. c. pag. 25, Abb. 17a.

Punkte ein Platz, der im Magdalénien eigens zum Aufenthalt *eingerichtet* wurde. Es war unter dem Humus ein gelber Lössboden, in dem bis auf eine Tiefe von höchstens einem Meter und auf etwa 10 m im Geviert alles mit Silexartefakten durchsetzt war, ganz wie oben auf dem „Köpfli“. Im allgemeinen stimmen die Funde mit denen vom „Köpfli“ überein; indessen ist die Mikroindustrie doch etwas weniger nachweisbar. Die Leittypen des Magdalénien sind fast alle mit prächtigen Exemplaren vertreten¹⁾.

Abbildung 14. 5:6
Silexartefakte vom Oberfeld bei Winznau.



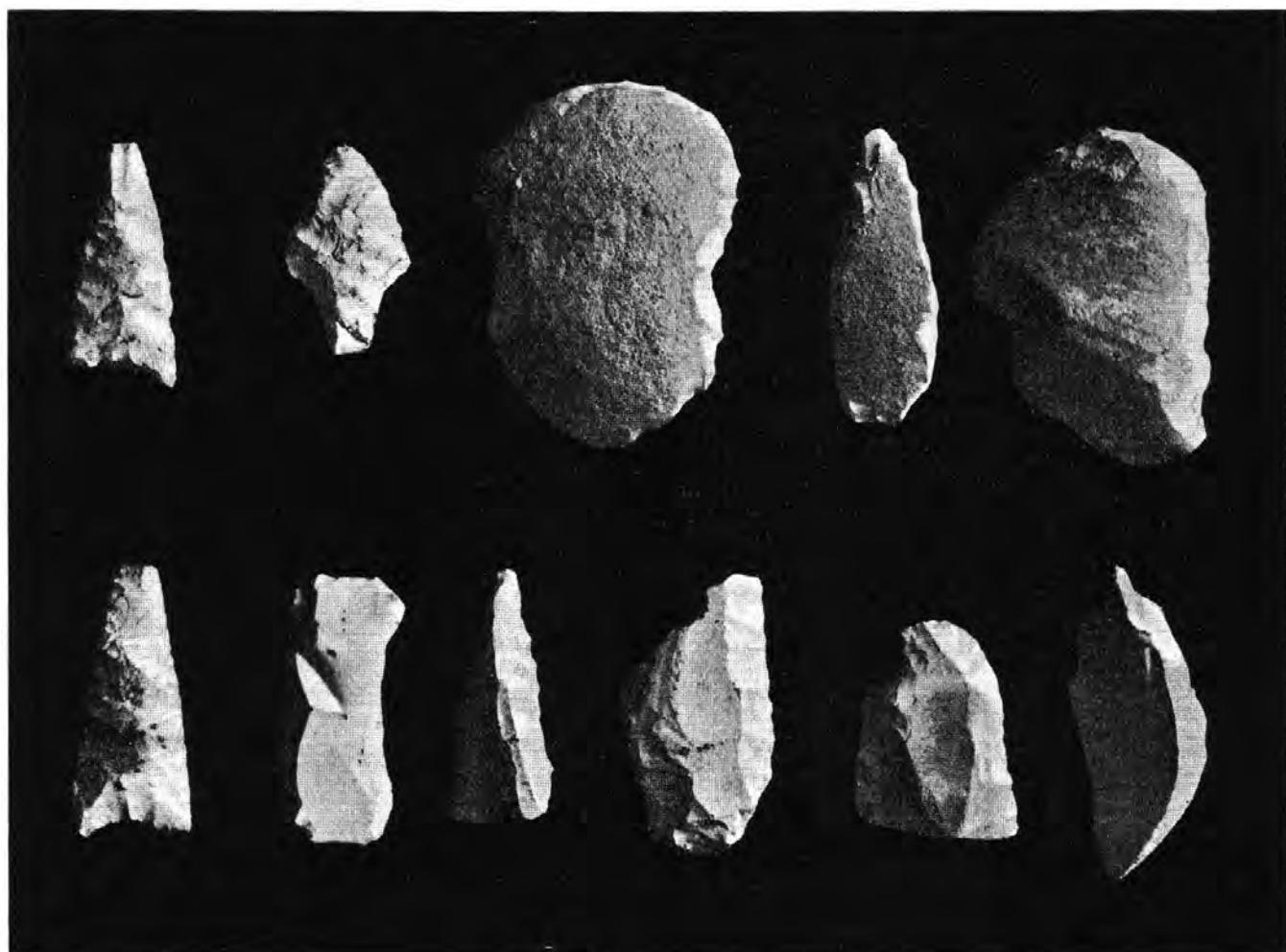
An einzelnen Stücken bemerken wir die „etagenmässige“ Absplitterung der Retouchen. Von nicht geringem Interesse sind die Abbild. 14 abgebildeten Stücke. Das eine ist eine unten breite, oben schön zurechtretouchierte Spitze, offenbar ein Bohrer, das andere eine Art roh zubehauenen Steinbeils, dessen Gebrauchskante eine ausgesprochene Wellenlinie bildet, die ohne Zweifel gewollt war. Der hintere Teil ist für eine Fassung zurechtgearbeitet. Offenbar haben wir da ein

¹⁾ Vgl. Obermaier, der Mensch der Vorzeit, pag. 199, Abb. 118. Eine ganz verblüffende Ähnlichkeit mit den Winznauer Typen haben auch die Funde von der „Grotte des Boeufs“ in Lespagne (Haute Garonne) mit Magdalénien-Kultur. Vgl. Saint-Périer, Fouilles de la Grotte des Boeufs à Lespagne in BSPF. T. IX (1912) pag. 505.

Werkzeug vor uns, das als ein Vorläufer der geschliffenen Steinaxt angesehen werden kann; in den Fundstücken vom Kesslerloch, wo eine grosse Zahl der Winznauer Typen fast genau gleich wiederkehren, ist ein ähnliches Stück nicht gefunden worden¹⁾.

Abbildung 15. 4:5

Silexartefakte vom Plateau zwischen „Köpfli“ und Oberfeld (Winznau).



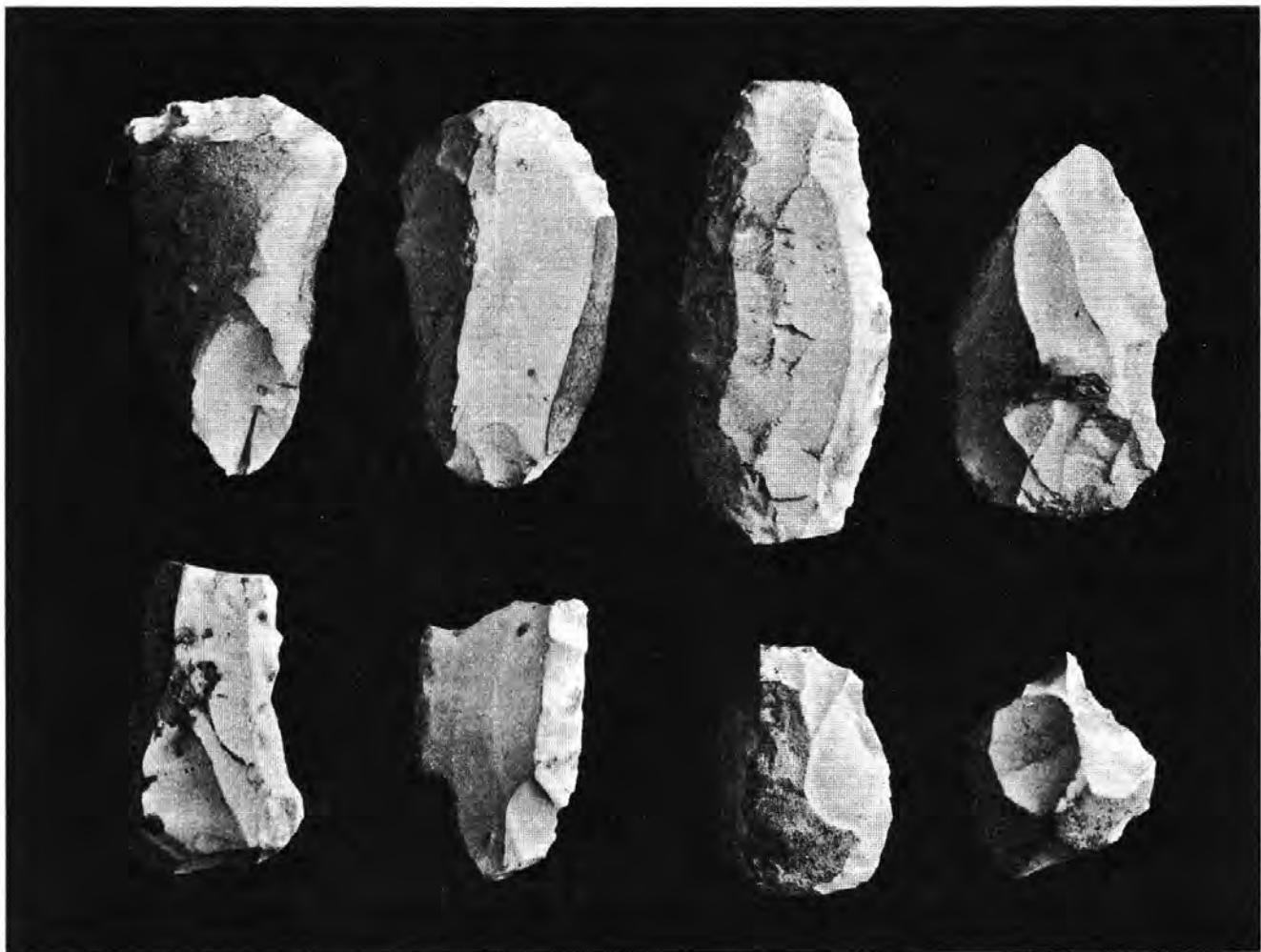
Ich stehe nicht an, die Vermutung anzusprechen, dass wir an dieser Stelle reines Magdalénien vor uns haben. Nach Abschluss dieser Periode mögen sich die Bewohner des prähistorischen Winznau etwas mehr in die Höhe gezogen und die allen Winden ausgesetzte Fläche auf dem Oberfeld zugunsten der etwas geschützteren Stelle auf dem „Köpfli“ vertauscht haben.

Recht zahlreich sind auch die im offenen Felde auf dem Plateau zwischen „Köpfli“ und „Oberfeld“ zerstreut aufgefundenen Silexartefakte. (Abb. 15 und 16.) Aus den beigegebenen Abbildungen geht zur Genüge

¹⁾ Vgl. die gross angelegte Monographie über das Kesslerloch in Neue Denkschr. Schweiz. Nat. Ges. Bd. XLIII (1907).

hervor, dass jedenfalls auch *neolithische* Ansiedelungen auf jener dicht besiedelten Höhe vorhanden sind und dass es die Aufgabe der Forschung sein wird, diese aufzudecken. Auch in der sog. Wilmatt und auf den Feldern bei Mahren sind Spuren prähistorischer Wohnstätten nachgewiesen. Wir

Abbildung 16. 4:5
Silexartefakte vom Plateau zwischen „Köpfli“ und Oberfeld (Winznau).



werden Gelegenheit haben, in späteren Jahresberichten noch auf diese Stätten zurückzukommen. *Auf jeden Fall können wir nicht umhin, zu betonen, dass wir in jener Gegend Untersuchungen von grösster prähistorischer Bedeutung vor uns haben*¹⁾.

¹⁾ Vom Standpunkte der prähistorischen Forschung in der Schweiz ist es sehr zu bedauern, dass Pfr. Sulzberger, der sich um die Erforschung der Bodenaltertümer seiner Heimat so verdient gemacht hat, nunmehr, in jenen Gegenden wenigstens, seine Tätigkeit nicht fortsetzen wird. In der Behandlung der Funde auf dem „Dickenbännli“ bei Olten kommen wir noch einmal auf die Arbeiten Sulzbergers zurück. Die schöne prähistorische Sammlung des genannten Forschers ist durch das Solothurner Museum mit Bundesunterstützung im November des Berichtsjahres erworben worden, sodass wenigstens die *bisherigen* Resultate der Ausgrabungstätigkeit Sulzbergers für die Schweiz gerettet sind. Das Museum Solothurn darf sich rühmen, eine der wertvollsten Silexsammlungen der Schweiz zu besitzen.

II. Neolithische Zeit.

a) Allgemeines.

1. Anthropologisch-ethnologische Fragen.

Die neolithische Forschung hat in den letzten Jahren in unseren Nachbarländern derartige Fortschritte gemacht, dass bereits die ersten Versuche gemacht werden, die archäologischen und anthropologischen Resultate zu benutzen, um ethnologische und linguistische Forschungen damit in Einklang zu bringen und die neolithische Kultur gewissen Völkergruppen zuzuweisen. Wenn es auch erst hypothetische und anfechtbare Resultate sind, so beleben sie die prähistorische Forschung ausserordentlich und führen ihr eine ganze Menge von wichtigen Beziehungen und Betrachtungen zu.

In seinen Untersuchungen zur prähistorischen Ethnologie in Präh. Zeitschr. IV (1912) pag. 36 ff. kommt *Schliz* zu einigen Ergebnissen, die auch die schweiz. N. betreffen. Beim Beginn der N. unterscheidet er drei Grundformen.

1. Die Cro-Magnon-Rasse, die aus dem Paläolithikum herübergewandert ist, und sich noch in den Steinkistengräbern von Chamblanc erhalten hat. Sie ist den abziehenden Rentierherden nach Norden gefolgt und hat sich zur Megalithbevölkerung entwickelt.

2. Der Lössmensch der P. behauptet seine Sitze in den Donauländern und den Vorländern der Alpen und dehnt sich in Süddeutschland aus (im Osten Bandkeramiker, im Westen Schnurkeramiker).

3. Der Rundkopf von Grenelle nimmt den Westen Europas ein und bildet nachmals die Dolmenbevölkerung.

In der N. zeigen sich dann folgende Typen:

1. Pfahlbautypus mit Birnform des Schädelgrundrisses.
2. Typus des Band- und Schnurkeramikers mit Coconform des Schädelgrundrisses.
3. Megalithtypus Nordwestdeutschlands und Skandinaviens mit Keilform des Grundrisses.
4. Rössener Typus, entstanden in Mitteldeutschland infolge Mischungen von donauländischer Bevölkerung mit Megalithbevölkerung. Am Schluss der N. entstehen in Südwestdeutschland Mischungen zwischen Pfahlbauern und Rössenern (Schussenried).

Über die Völker Europas zur jüngeren Steinzeit hat Dr. K. Classen ein kleines, aber sehr lesenswertes Büchlein geschrieben, das auch unter den schweizerischen Prähistorikern seine Leser verdient. Der Vf. bezeichnet das Werk als „einen Versuch, die Elemente der Urbewölkerung als die Träger der späteren Geschichte voneinander zu sondern und die Ursprünge und Urheimat zu ermitteln“.

Eine wohl von allen ernsthaften Forschern gebilligte Voraussetzung des Vf. ist die, dass die neolithische Bevölkerung sich nicht ganz unmittelbar aus der paläolithischen Kulturperiode entwickeln lässt. Eine Erneuerung der Bevölkerung muss stattgefunden haben, teils durch Einwanderung von einem andern Weltteil her, teils durch Verschiebungen in Europa selbst. Der Fortschritt, den die neue Aera zeigt, ist markiert durch die erste in die Ferne wirkende Schusswaffe, den Pfeil, und durch die Zähmung des ersten Haustieres, des Hundes. Ein fernerer Unterschied kommt noch dazu, indem die Neolithiker die Küsten der Gewässer aufsuchten und die Gaben des Meeres und der Seen zu verwenden lernten. Diese tiefgreifende Änderung wird zurückgeführt auf die Änderung des Klimas und auf die Verdrängung des Rens aus den mitteleuropäischen Gebieten. „Mit dem Aussterben des Rens, an dem vielleicht der Mensch mit Schuld trägt, schwinden auch die Spuren des Menschen, um erst mit dem Einsetzen der warmen Litorina-Zeit wieder zu erscheinen.“ Das Volk der Kjökkemöddinger war nun wohl von Süden und Südwesten, aus dem Lande der Magdalénien-Jäger dem Rentier nach gegen Norden gezogen. Man hat nun oft angenommen, die neolithische Kultur in Europa sei einheitlich; sie sei im Norden Europas, einer hypothetischen Heimat der Indogermanen, entstanden und von da aus nach Süden vorgedrungen, habe also eine Art rückläufiger Bewegung eingeschlagen. Aber bei genauer Vergleichung der verschiedenen Länder müssen einem doch Unterschiede in der neolithischen Kultur auffallen, so dass von einer Einheitlichkeit nicht wohl die Rede sein kann.

Es muss nun auch rentierfreie Länder gegeben haben. Ausser Nordafrika sind die drei südlichen Halbinseln Europas wenigstens von einer bestimmten Grenze an nach dem Süden zu ohne Rentiere gewesen, haben also keine eigentliche Eiszeit gehabt; ebenso das südliche und südöstliche Russland. In einem linguistischen und einem anthropologisch-archäologischen Teil untersucht nun der Vf., was für Völkerverschiebungen wir im N. aus diesen vier südeuropäischen Kulturreisen ableiten können. Zunächst verbreitet er sich über die *Iberer*, deren Heimat die Pyrenäische Halbinsel ist; da waren sie die Urbevölkerung und wanderten von da aus auch nach verschiedenen Nachbarländern und Inseln.

C. nimmt nun an, dass die „Iberer“ und ihre Verwandten die Nachkommen der ältesten Bevölkerung sind, die nach dem Verschwinden des Rentiers und dem Erlöschen der Höhlenkultur Westeuropa von neuem bevölkert haben, während die früheren Paläolithiker in Resten nach dem kälteren Norden Europas zogen. Dann werden die *Ligurer* besprochen, die auf der Apenninenhalbinsel ihre Urheimat haben; ferner erscheinen sie im Rhonetal, dann hinüber bis an den Ebro. „Noch weiter nördlich waren die Ligurer durch die burgundische Pforte ins Rheintal und weiter bis zum Main und zur Mosel gedrungen.“ Oder: „Vom Rhonetal reichte ligurisches Gebiet aufwärts bis nördlich der Alpen zum Genfersee und Bodensee; denn Genf entspricht Genua und Bodensee dem Bodincus (der alte Namen des Padus, Po).“ Der dritte Stamm wird *Pelasgo-Hettiter* genannt. Diese sollen östliche Nachbaren der Ligurer in Oberitalien und in den Alpen gewesen sein. Die Sprache weist nach dem Balkan hin. Dazu gehören Etrusker und Räter; auch diese waren nicht indogermanischen Stammes. Zu Beginn der geschichtlichen Überlieferung sind die *Indogermanen* überall im Vordringen begriffen. Die Urheimat dieser neuen Stämme sucht C. im südlichen Russland. Sie mussten sich hauptsächlich nach Westen ausbreiten; es geschah den alten Steppenstreifen nach quer durch Mitteleuropa nach Deutschland bis zum Fuss des Harz; das war die zweite Urheimat der I. Von da aus dehnten sie sich in die nördlichen Gegenden Mitteleuropas aus. An drei Stellen berührten sie sich mit den andern Kulturkreisen: Im Westen mit den Ligurern, im Osten mit den Finnen, im Südosten mit dem vorderasiatisch-ägäischen Kulturkreise, den Pelasgo-Hettitern. *Finnen* und *Lappen* kommen für die neolithische Vorzeit nicht in Betracht.

Im archäologisch-anthropologischen Teil betrachtet der Vf. zunächst die Rassen Europas in der Gegenwart, verglichen mit denen der Steinzeit. Schon im Paläolithikum lassen sich allmählich mehrere Rassen erkennen; im Neolithikum differenzieren sie sich noch erheblich mehr. Heute finden wir in Europa drei hauptsächliche Rassen:

1. Die nordischen blonden hellfarbigen Langschädel (rings an den Küsten der Nord- und Ostsee).
2. Die südlichen Langschädel, die sog. Mittelmeerrasse.
3. Die kurzsädelige alpine Rasse zwischen den beiden erstgenannten.

Natürlich lassen sich genaue Grenzen nicht ziehen. Wenn wir nun diese Rassen mit den neolithischen Schädelunden vergleichen, so lässt sich folgendes erkennen. Wo heute die nordische Rasse am reinsten und dichtesten sitzt, da war sie auch schon zur Steinzeit ansässig; sie ist aber auch an der Donau und am Oberrhein vertreten.

Die alpine Rasse war schon im N. von der ligurischen Küste über das Rhonetal und die Westschweiz bis zur Mosel und nach Belgien ausgebreitet. Der mediterrane Typus findet sich auch schon im N. vertreten und zwar u. a. in frühneolithischen Siedlungen der Nordschweiz und des linken Ufers des Oberrheins. Die anthropologischen Merkmale bringt der Vf. mit den linguistischen derart in Zusammenhang, dass er — einschränkend allerdings — sagt: Die indogermanische Sprache ist innerhalb der nordischen, die ligurische innerhalb der alpinen und die iberische innerhalb der mediterranen Rasse entstanden. Die indogermanische Rasse ist aus ihren Ursitzen, dem Süden Russlands, in zwei Strömen nach dem Westen vorgedrungen, in einem nördlichen an das baltische Meer und in einem südlichen in den donauländischen Kulturkreis der Bandkeramik; aber auch über den Balkan bis an das ägäische Meer scheinen schon während des N. indogermanische Stämme vorgedrungen zu sein (Troja). Dabei sind aber die spätereren Vorstösse indogermanischer Völker nach dem ägäischen Meer nicht zu verwechseln. Aus dem ägyptisch-vorderasiatischen Kulturkreis dringen fremde Elemente in das n. Europa, namentlich in die Donauländer bis zum Dnjepr. Ein besonderes Kapitel widmet der Vf. den zentraleuropäischen *Pygmäen*, die vorgeschichtlich nachgewiesen sind in der Westschweiz in den Kantonen Wallis und Waadt, in Savoyen, in der Nordschweiz im Pfahlbau von Moosseedorf, im obern Rheintal (Dachsenbühl und Schweizersbild), rheinabwärts bis Worms, an der mittleren Seine und zerstreut an andern Stellen Mitteleuropas. Die Pygmäen lebten vergesellschaftet mit Menschen aus der Cro-Magnon-Rasse; sie waren Langschädel, aber eine selbstständige Rasse, nicht etwa eine degenerierte Erscheinung jener. Sie sind als Relikt einer paläolithischen Rasse zu erklären, die sich längere Zeit noch erhalten hat, in den alpinen Hochtälern noch bis in die historischen Zeiten. Was endlich den iberischen Kulturkreis betrifft, so fällt er ungefähr mit dem megalithischen zusammen. Die Megalithen oder Dolmen finden sich auf der ganzen Pyrenäenhalbinsel, abgesehen von einigen Gebieten im Süden und Osten; im mittleren, nördlichen und westlichen Frankreich; auf den britischen Inseln, namentlich in Irland; in den westlichen Mittelmeerinseln, namentlich auf Malta und den Balearen¹⁾. Auch das westliche Nordafrika gehört in dieses Gebiet. Ausserhalb des iberischen Kreises liegen die nordeuropäischen Megalith-

¹⁾ Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, dass unser Vorstandsmitglied Herr W. Baumann, im Jahre 1911 die Megalithen der Insel Malta besucht und dem Vf. des Jahresberichtes eine Anzahl sehr schöner und interessanter Photographien von solchen gewaltigen Grabbauten übermittelt hat.

Bauten. Obschon diese Grabanlagen bis in die Bronzezeit dauern, sind sie doch während des N. angelegt worden. In ihrem Ursprung reichen sie aber sogar bis ins P. zurück, da sie offenbar als Nachbildungen von Fels-höhlen aufzufassen sind. Zwischen den iberischen und den nordischen Megalithikern besteht ein grosser Unterschied, der im einzelnen erörtert wird. Für unsere schweizerische Prähistorie ist natürlich die ligurische oder alpine Gruppe die wichtigste. Ligurer waren schon die Pfahlbauer, namentlich die des Bodenseegebietes; auch die Terramaren des Po-gebietes gelten als ligurischen Ursprungs.

In einem Schlusswort fasst Classen die Resultate zusammen. Zwei Züge hebt er mit Schärfe hervor.

1. Wo verschiedene Völker und Rassen, die in ihren Eigenschaften und Anlagen einander ergänzend gegenüberstehen, aneinander stossen, entsteht eine besonders hohe Kulturentwicklung, was vor allem vom germanisch-skandinavischen Norden und vom Aegäischen Meer gilt. Die Gegensätze der Rassen haben sich ausgeglichen; hier haben wir die Germanen, dort die Hellenen.

2. Wo ein Volk längere Zeit auf sich selbst angewiesen bleibt, kann es zwar aus sich selbst heraus eine gewisse Höhe der Kultur erreichen, bleibt aber dann stehen; in diesem Falle waren z. B. die Iberer.

3. Die Indogermanisierung Europas setzt schon im N. ein. Es ist der allmählich erreichte Sieg der geistigen und ideellen Eigenarten, die diese Rasse kennzeichnet.

2. Wohnung, Nahrung, Kleidung, Werkzeug.

Anker.

Der n. Anker scheint ein schwerer, an einem Ende durchlochter Stein gewesen zu sein. Auf den Samoa-Inseln fand man einen birnförmigen, an der schmäleren Seite durchlochten Stein aus alter Lava von sehr grober Struktur. Dieses Stück diente tatsächlich als A. für kleine Kanu und auch für Fischnetze. Der Fundort befindet sich eine Strecke landeinwärts vom Dorfe Fasitoouta. Wir hätten damit eine Analogie mit grösseren durchlochten Steinen vor uns, wie sie gelegentlich in unseren Pfahlbauten gefunden werden. Mitt. von E. Schultz in Peterm. Mitt. 58. Jg. (1912). I. Hbb. pag. 32. Vgl. Forrer, Reallex. pag. 31.

Nephrit.

In der Sitzung der Bonner Anthropologischen Ges. vom 13. Dez. 1910 sprach Dr. Otto A. Welter über die *Herkunft des Nephrits*. Der Inhalt deckt sich im Wesentlichen mit dem schon im IV. Jahresbericht unserer Gesellschaft pag. 38—40 von Heierli mitgeteilten Tat-bestand. Mit grösserer Entschiedenheit behauptete indessen Welter:

„Der Nephrit liegt in der Schweiz, wie in Ligurien, in der sog. rätischen Decke und da diese Decke sich einst in beträchtlicher Breite vom Plessurgebirge bis zum Genfersee über den helvetischen Decken ausgespannt hat und erst zur Molasse- und Diluvialzeit zerstört und abgetragen wurde, so werden die in ihr fraglos enthaltenen Nephrite einerseits in die Molasse, anderseits in die fluvio-glazialen Schotter am Schweizer Alpenrande verfrachtet sein.“ Die Theorie, dass der Nephrit als Importartikel aus dem fernen Osten zu unseren Neolithikern gekommen sei, darf als endgültig abgetan betrachtet werden. Vgl. den lehrreichen Bericht im Korr. bl. DAG. XLIII. (1912) pag. 13—15.

Der älteste Pflug.

Die älteste Form des Pfluges scheint ein zugespitzter Pfahl gewesen zu sein, etwa 4—5 Fuss lang, wie ihn einige wilde Stämme noch heute zum Graben verwenden. Später wurden diese Grabhölzer gekrümmkt, die Spitzen am Feuer gehärtet. Der Ursprung des Pfluges ist sicher neolithisch. Einige Forscher behaupten, der Pflug sei das älteste Werkzeug in Europa, wozu Zugkraft benutzt wurde. Dr. J. W. in Antiq. Ztg. 1912. N. 37. pag. 403.

Weizen.

Über die Herkunft des Weizens hat am 13. Dezember 1910 in der Bonner Anthropolog. Gesellsch. Dr. W. Bally einen den gegenwärtigen Stand dieser Forschung gut resumierenden Vortrag gehalten. Danach ist die Bekanntschaft mit der Nutzpflanze des Weizens nicht nur in Aegypten und China, sondern auch in Zentraleuropa uralt, aber die Frage nach dem Ursprungslande des Weizens ist noch nicht gelöst. Vgl. Referat in Korr. bl. DAG. Bd. XLIII (1912) pag. 9 ff.

3. Beziehungen der Schweizer Neolithik zu der ihrer Nachbaren.

Elsässer und Schweizer Pfahlbauten.

Im Elsass macht sich besonders der vielerfahrene Direktor des Museums elsässischer Altertümer, Dr. Forrer, durch die Erforschung der neolithischen Kulturen in seinem Lande verdient. Er unterscheidet deutlich eine band-, stich- und pfahlbaukeramische Kultur. In seinem Artikel „Ein neolithischer Pfahlbau bei Erstein-Murgiessen und die verwandten Fundstellen im Elsass“ im Anz. f. Els. Alt. Nr. 13/14 (Juni 1912) pag. 243—267 bespricht er eingehend die elsässische Pfahlbaukultur und bringt sie in enge Beziehungen zur Schweizer Pfahlbauzeit, ja er stellt geradezu die Behauptung auf, die elsässischen Pfahlbauer seien von Süden her,

also aus der Schweiz, eingewandert. Während das E. erst nur sehr wenige wirkliche Pfahlbauten kennt (Murgiessen-Erstein, St. Stephan-Strassburg, Krautweiler), gibt es sehr viel mehr Fundstellen mit typischer Pfahlbaukultur auf dem Lande, ja sogar bis in die Höhen der Vogesen hinauf. Ausser den gegenständlichen Funden, die auch bei den Landansiedelungen mannigfache Anklänge an die schweizerischen Pfahlbau-Funde aufweisen, bezeichnet F. als Charakteristikum dieser Kultur die Befestigung der Wohnanlagen und die Hockerbestattung. Gerade auf dem Gebiete des Studiums der Landansiedelungen in der neolithischen Zeit ist die elsässische Forschung voraus; daher kommt es auch, dass dort recht viel mehr Gräber und Wohngruben mit Inventar vorliegen. Von Interesse ist die Tatsache, dass, wie in der Schweiz (Sarmenstorf und Schöfflinsdorf), auch im Elsass am Ende der neolithischen Periode der *Leichenbrand* aufkommt¹⁾. Durch das sorgfältige Studium des vorhandenen, nicht allzu zahlreichen Materials kommt F. zu dem Schluss, dass die elsässische Neolith-Bevölkerung sich gliedere in Wasserbewohner, die sich hauptsächlich mit Fischfang und Importhandel beschäftigte, in Lössbewohner als typische Ackerbauer, und in Höhenbewohner als typische Jägerstämme; die Pfahlbauer im eigentlichen Sinne sicherten sich auf ihren „Seeburgen“, die Höhenbewohner durch Wall und Graben, die Lössbewohner durch Gräben und Pallissaden. Eine spärliche Urbevölkerung mag ihren Ursprung auf die Magdalénien-Jäger zurückführen. Dazu mögen alpine Einwanderer aus der Schweiz gekommen sein. Dann mögen sich von Norden her wandernde Gruppen von Stichkeramikern dazwischen geschoben haben, von Osten her donauländische bandkeramische Stämme dazu gekommen sein und endlich wieder eine alpin-ligurische Schicht sich über das Land gelegt haben, wobei durchaus nicht anzunehmen wäre, dass diese Völker gegenseitig einen Vernichtungskrieg unternommen hätten. Ebenfalls von Bedeutung ist, dass die bandkeramische und die stichkeramische Kultur im Wesentlichen am Rheine Halt machte und nur in ganz geringer Weise den heutigen Schweizerboden befruchtet hat.

In der Nummer 3 des IV. Jahrganges der gleichen Zeitschrift behandelt Forrer das *Schädelmaterial* der elsässischen Neolithik, das seit 1900 mit grosser Sachkenntnis gesammelt wurde und infolgedessen auch dem schweizerischen Material überlegen sein dürfte. Die Ergebnisse der Schädeforschung decken sich genau mit denjenigen des archäologischen Materials. Chronologisch haben wir demnach die Stichkeramik,

¹⁾ Vgl. auch Olten (Dickenbännli) in diesem Bericht, pag. 108.

die Bandkeramik und die Pfahlbaukeramik, wobei offen gelassen ist, ob die Pfahlbaukeramik im Elsass nicht schon früher eingesetzt hat. Gegenüber den Stich- und Bandkeramikern weist das Pfahlbauschädelmaterial einen wesentlich neuen Typus auf; die Schädel nähern sich der brachykephalen Form. Nach dem eher grazilen Skelett weicht der Elsässer Pfahlbauer von dem robusteren Stichkeramiker wesentlich ab; es war eine Rasse von eher kleiner bis mittlerer Statur¹⁾. Da die Beobachtungen an Schweizer analogen Skeletten dies bestätigt, so schliesst F. auch daraus, dass die Träger der elsässischen Pfahlbaukultur aus der Schweiz eingewandert seien²⁾.

b) Schweizerische Fundplätze.

1. Arlesheim (Baselland).

Aus dem *Genfer Anthropologenkongress* brachte Fritz Sarasin einige Mitteilungen über die bemalten Kiesel der Höhlen von Birseck. (Vgl. Summ. Ber. über den Genfer Kongr. von Cartailhac auf pag. 607 des XXIII. Jahrganges der „*Anthropologie*“.)

In einer der zahlreichen Birseck-Höhlen, der oberen „Ritti-Höhle“, wurden, wie schon im III. JB. der SGFU. (1910, pag. 31) erwähnt wird, Spuren von Besiedelung gefunden, die bis ins Magdalénien zurückgehen. Diese Schicht geht allmählich in eine solche über, die rezente Tiere enthält. Man fand da Hirsch, Reh, Rind, Pferd, Schwein, Hase, Eichhorn, Wildkatze, Fuchs, Marder etc., mit zahlreichen Silexwerkzeugen, durchbohrten Gehängen aus Ocker und eine Anzahl von Knochen- und Hirschhorn-Werkzeugen, aber keine Keramik. Da fanden sich auch längs der Höhlenwände bemalte Kiesel, die meisten davon waren flach und oval. Alle waren zerbrochen. 122 davon weisen Farbspuren, meist nur auf einer Seite, auf. Nach den Untersuchungen eines Chemikers ist es Eisenoxyd. Bald sind es parallele, der Länge nach angeordnete Bänder, bald scheint der ganze Kiesel bemalt gewesen zu sein. Der ganze

¹⁾ Heierli, *Urgeschichte der Schweiz*, pag. 154.

²⁾ Das wären also nach der Annahme Classens, s. pag. 100, die Vertreter der ligurischen oder alpinen Rasse. Es mag dabei auf die von Hoernes in seiner „*Kultur der Urzeit*“ I. pag. 112 vertretene Annahme aufmerksam gemacht werden, nach welcher die Pfahlbaubevölkerung ursprünglich zwischen den Alpen, dem Main und der Donau einheitlich und frei ausgebreitet war, dass diese dann aber später durch neue Zuwanderer zwischen die Berge und auf die Seen in gröserer Nähe des Hochgebirgsgürtels zurückgedrängt wurde; demnach wären die Pfahlbauer aus dem Elsass in die Schweiz gekommen und nicht umgekehrt. Bis schweizerische Landstationen gefunden und gründlich untersucht sind, wird man mit der Entscheidung über diese Frage noch zuwarten müssen.

Horizont passt zum Asylien. Einen Vergleich bieten noch die von Mieg untersuchten Isteiner Höhlen. Sarasin meint, diese Stücke hätten ein Analogon in den „Churingas“ der Australier. Danach ist die Seele eines jeden Individuums in einer mystischen Beziehung zu einem der Steine, der mit dem Zeichen seines Toten bemalt ist. Man nimmt an, dass der Geist des Toten in den heiligen Gegenstand übergehe; man legt die Steine an einem heiligen Orte nieder, meist in den Grotten.

Was nun diese bemalten Kiesel im allgemeinen betrifft, so hat bekanntlich zuerst E. Piette eine grosse Anzahl solcher Fundgegenstände in der Grotte von Mas d'Azil signalisiert. Dann bemerkte Harlé ähnliche Sachen in der Grotte „La Crousade“ im Aude-Dep.; sie lagen mehr oder weniger unbeachtet 30 Jahre lang im Museum von Carcassonne. Dann kamen Boule und Cartailhac und bemerkten solche Kiesel aus La Tourasse bei St. Martory, Haute Garonne, Museum Toulouse. Félix Régnault und Miquel fanden bemalte Kiesel in Montfort, begleitet von Azylien-Harpunen, 1911 fand Obermaier das gleiche in einer bayrischen Höhle und endlich wurden im laufenden Jahre in der spanischen Grotte von Valle, Prov. Santander, „Galets coloriés“ in dem immer wieder konstatierten Horizont gefunden.

2. Bielersee.

Pfahlbaufunde. Herr Th. Ischer schenkte dem Berner Museum eine schöne Kollektion von Holzgegenständen aus verschiedenen wohlbestimmten Plätzen des Bielersees, meist sehr wohl erhalten. Jahresbericht des Bernischen Historischen Museums pro 1911, pag. 17.

3. Bottighofen (Bez. Kreuzlingen, Thurgau).

Im Pfahlbau Neuwies bei B. kamen auch dieses Jahr wieder verschiedene schön angesägte und durchbohrte Beile und Hämmer zum Vorschein. Wie uns Dr. J. von Sury mitteilt, ist diese Station die am niedrigsten gelegene am obern Bodensee und hat mithin durch Schlammverschiebungen schwer zu leiden gehabt. Bemerkenswert ist, dass sich im Winter 1912/13 an dieser Stelle durch den mehrtägigen scharfen Ostwind merkwürdige Eisberge bildeten. 100 m östlich von der Villa Bellevue sind einige deutlich erkennbare Hüttengrundrisse zutage getreten, die bisher unter Schlamm begraben lagen. Nach dem von Sury aufgenommenen Plänen scheint der Grundriss einer der Anlagen ein rechteckiger gewesen zu sein (5/6 m), die Anlage der Pfähle war eine ziemlich unregelmässige. An der äusseren Schmalseite waren die Pfähle viel zahlreicher. Möglicherweise haben wir es hier, wie bei Robenhausen, mit Ersatzpfählen zu tun, vgl. Messikommer, Robenhausen pag. 28.

4. Erlen (Bez. Bischofszell, Thurgau).

Das Landesmuseum kam in den Besitz eines durchlochten Hammers, von dreieckigem Grundriss; das Stück wurde in dem zum Schlosse Eppishausen gehörigen Grundstück gefunden. Es diente mehrere Jahre als Gewichtstein, um das Vieh im Stalle anzubinden. Gefl. Mitt. von D. Viollier. Nach der Schlossbeschreibung in Rahn, Mittelalterl. Kunstd. Thurgau pag. 109 ff. kann das mittelalterliche Schloss auf einem Ringwall gestanden haben, der teilweise natürlich befestigt war.

5. Hallwilersee.

Schon im IV. Jahresbericht SGFU. pag. 53 machte Heierli auf die Tatsache aufmerksam, dass der Hallwilersee mannigfache Pfahlbauten aufweisen müsse, und fügte hinzu, dass dort bald eine richtig durchzuführende Ausgrabung einsetzen solle. Im Tagebuch Heierlis steht für das Jahr 1912 unterm 18. März folgende Eintragung:

„Gestern machte ich mit Böschenstein den Pfahlbauten des Hallwilersees einen Besuch. Zuerst besahen wir die Sammlung von alt Grossrat Eichenberger in Beinwil, der in kurzer Zeit eine grosse Anzahl Objekte zusammengebracht hat. Er besitzt massenhaft Klopfer und Steinbeile aus den Gesteinen der Moränen des Reussgletschers, sodann gelbe und schwärzliche Feuersteine, worunter mehrere Hobelschaber, einige Lamellen und eine einzige dreieckige Pfeilspitze. Ein Unikum ist ein leider abgebrochene Silexmesser von beistehender Grösse und Form¹⁾.

Dazu kommen noch einige unverzierte Tonscherben, sowie einige Knochen und Hornstücke. Die Funde stammen alle von der Station bei der Seerose in Meisterschwanden. Von der oberen Station besitzt E. nur einen Klopfer und einige Steinbeile.

Richensee. E. hat auch in dem unten an Hitzkirch bei Gelfingen gelegenen Pfahlbau Richensee gegraben und von dort einige Beile, etwas Holz, Ton etc., seiner Sammlung einverleibt.

Birrwil. In der Sammlung E. befindet sich ein geschliffener Stein mit Sägeschnitten, der bei dem Wäldchen unterhalb des Dorfes in der Rossweid gefunden worden war. Vielleicht liegt auch dort ein Pfahlbau.

Meisterschwanden. Nachdem wir die Sammlung E., über welche ich an Prof. Gessner berichten werde, gesehen, gingen wir an den See, wo wir im Restaurant an der Schifflände ein Steinbeil sahen und einen Klopfer, welche beide Stücke von Böschenstein geschenkt worden waren, als er da logierte. Dann fuhren wir zur Seerose und besichtigten die beiden Pfahlbauten, die ziemlich weit vom Ufer entfernt sind und parallel desselben sich seeaufwärts ziehen. Vielleicht sind es zwei, vielleicht sind es drei Stationen, möglicherweise hängen alle miteinander zusammen. Jedenfalls standen an jener Stelle nur wenige Hütten. Wir sahen Pfähle und Steine; sogar die Brücke mit ihren zwei Reihen von Stützpfählen konnten wir sehen. Alles liegt tief im Wasser und war selbst im letzten Sommer noch teilweise mit Wasser bedeckt. Die Brücke führt vom oberen Pfahlbau etwa in die Mitte des äusseren Erlenholzli.

¹⁾ Es hat eine sickelartige Gestalt mit beidseitigen Retouchen. Länge etwa 7 cm. Die Form ist im Norden häufiger, vgl. Montelius, Kulturgesch. Schwedens, pag. 31, Abb. 59.

Wir wanderten über Meisterschwanden nach Seengen, wo ich Posthalter Hauri aufsuchte. Er zeigte mir aus dem Fundament seines väterlichen Hauses einen „Ruderschwilbel“ und ein auf allen Seiten geschliffenes Steinbeil. Dann besichtigten wir den Platz, wo die Alamannengräber waren, die Funde ergaben. Seither sind beim Hause schräg gegenüber neue Skelettgräber zum Vorschein gekommen.

Im Seenger Moos suchten wir möglichst weit vorzudringen, aber das Wasser steht so hoch, dass wir auch die Stelle nicht untersuchen konnten, wo Böschenstein die Scherben gefunden hat. Die Pfähle, welche Hauri signalisiert, stammen von Fischerei-Einrichtungen her, wie er selbst sagte.“

Nach diesen Angaben kann man sich über die Zeitstellung dieser verschiedenen Stationen kein Bild machen. Es ist, wie Heierli sagt, unbedingt nötig, dass sich jemand in systematischer Weise an die Pfahlbauten des Hallwilersees heranmacht, bevor durch systemslose Grabungen und Suchereien grosse prähistorische Werte zerstört werden.

6. *Landschlacht* (Bezirk Kreuzlingen, Thurgau).

Dr. Jos. von Sury berichtet, dass er in der Gegend zwischen den wenigen Fischerhäusern und der Irrenanstalt Münsterlingen am Strande den vorderen Teil eines Steinhammers aus Serpentin gefunden habe, der die Eigentümlichkeit aufweist, dass er ausser dem vollendeten Bohrloch auch noch zwei angefangene Bohrlöcher besitzt, die mit verschieden dicken Bohrstangen erstellt werden sollten. Nach der eingeschickten Zeichnung sieht es eher aus, dass an dem schon zerbrochenen Stück sich einer im Bohren üben wollte; die Bohrlöcher an der betr. Stelle hätten keinen praktischen Nutzen gehabt. Nach der Form scheint der Hammer aus der mittleren Phase des Neolithikums zu stammen, vgl. Forrer, Reallexikon pag. 333, Typ. IV (Neuenburgersee). An der Fundstelle wurde bis jetzt noch kein Pfahlbau gefunden; die Statistik gedenkt eines bei dem Weiler Ruderbaum konstatierten neolithischen Pfahlbaus. Vgl. Trötsch, Pfahlb. des Bodenseegebietes, pag. 11.

7. *Môtier, Sur le Mont* (Murtensee, Freiburg).

Bei der Urbarmachung seines Grundstücks fand beim Weiler Sur le Mont (etwa $\frac{1}{2}$ Std. nördlich Môtier) der Wegknecht Auguste Fornallaz zwei Hirschhornstücke, zwei Steinbeile, einen Silex-Schaber und eine Topfscherbe, die alle neolithischen Charakter haben. Wir hätten es, wenn die Angaben richtig sind, mit einer neolithischen *Landansiedelung* zu tun. Es wäre in der Tat verwunderlich, wenn wir auf dem Mont Vully, der ein von Natur gegebenes Refugium darstellt, keine den Pfahlbauten entsprechenden Landansiedelungen auch schon aus n. Zeit hätten. Die tatsächlichen Angaben verdanken wir der Liebenswürdigkeit unseres Mitgliedes, Prof. Dr. C. Müller in Neuenburg. Brief v. 17. IV. 1913.

8. Olten (Dickenbännli).

Im April des Berichtsjahres hat Prof. Tatarinoff auf dem Gebiete des Dickenbännli eine Anzahl von Untersuchungen vorgenommen, die allerdings noch keineswegs abgeschlossen sind. Dazu gehört auch die

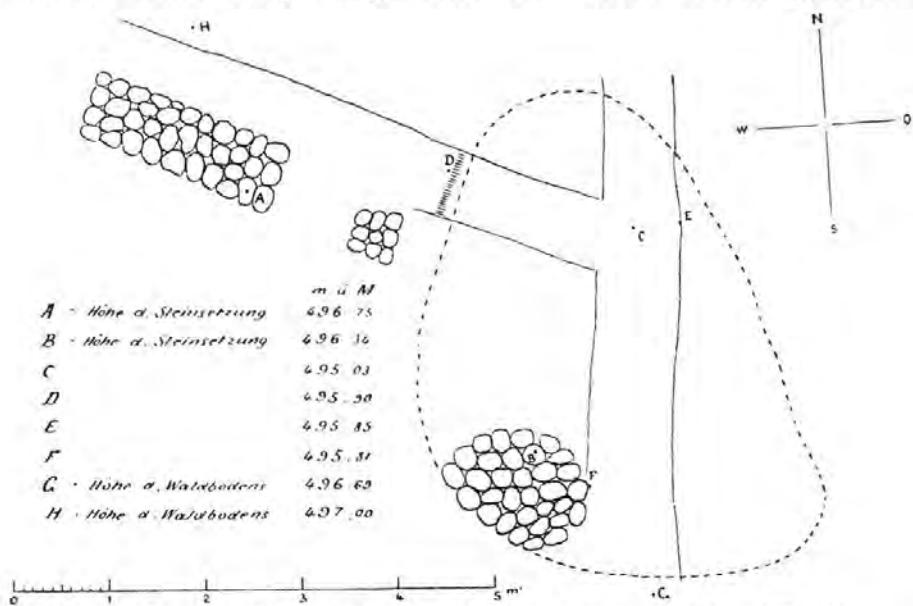


Abb. 17. Neolithischer Tumulus von „Dickenbännli“.

vollständige Ausgrabung eines Tumulus ausserhalb des eigentlichen Refugiums, das in die spätere Eisenzeit, vielleicht schon in die Zeit der

frühgermanischen Okkupation gehört¹⁾), das aber ohne Zweifel auch schon in der neolithischen Periode bewohnt war; weisen doch eine Anzahl von gelegentlich gehobenen Silexwerkzeug-Funden entschieden auf die neolithische Kultur hin. Wie aus dem Gesamtplan des Dickenbännli-Areals ersichtlich (Abb. 19), liegt der betreffende Tumulus etwa 60 m südlich vom Auslauf des Westgrabens. Er bestand im Wesentlichen aus einer zentralen Steinsetzung, errichtet aus grossen, eigens hergeholt Kieseln, die in eine zu diesem Zwecke erstellte



Abb. 18.

Becherchen vom Tumulus auf „Dickenbännli“.

Grube wie hineingesenkt erschienen. Der Bereich dieser Steinsetzung ist auf der Abb. 17 durch eine punktierte Linie angedeutet. Am Rande im

¹⁾ Vgl. diesen Bericht unter „Wallbauten“.

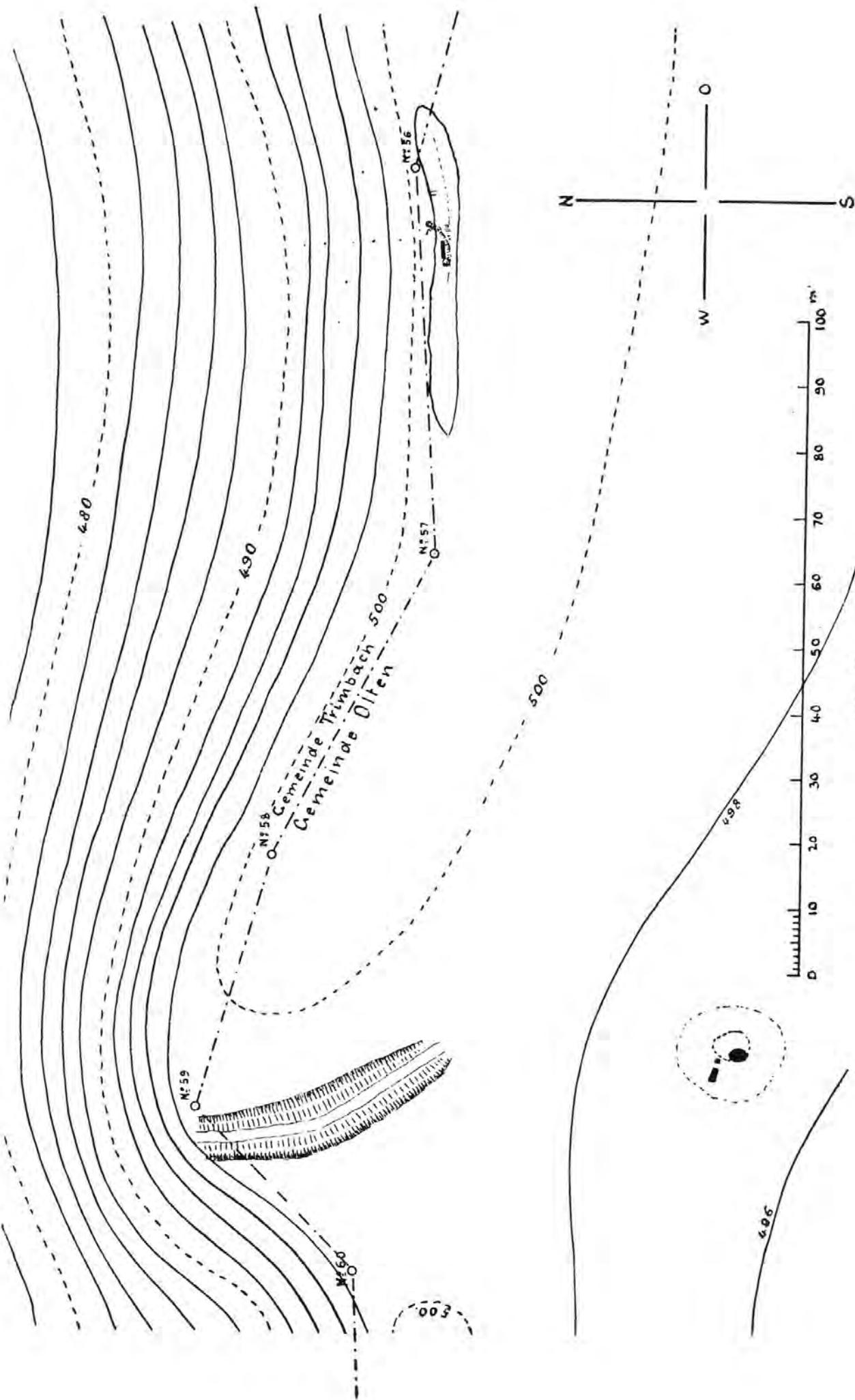


Abb. 19.
Plan des westlichen Endes des Refugiums „Dickenbännli“.

Westen befand sich ausserhalb derselben bei D etwa 90 cm unter der Erdoberfläche ein Lager, das aus drei grösseren Steinen erratischen Ursprungs errichtet war, zwischen welchen eingebettet sich ein horizontal liegendes Becherchen (Abb. 18) befand. Es ist eine kleine Urne von rötlichem, weichem, glimmerhaltigem Ton, mit glatter, roh von Hand gestrichener und geplätteter Oberfläche, mit einfach glattem, unregelmässigem Rand und breiter Standfläche. Das Stück ist ziemlich dünnwandig, der Boden

aber sehr schwer. H. 0,048 m; Dm. der Mündung 0,042; Dm. der Standfläche 0,03. Es scheint als Salbentöpfchen gedient zu haben. Es war kein Zweifel, dass diese Anlage die Reste der Bestattung enthielt; denn überall um diese Stelle herum waren Spuren von Asche. Im übrigen Grabhügel fanden sich zahlreiche Reste von Silex und von Scherben gröberen Aussehens, ohne dass klar geworden wäre, ob diese Gegenstände nur hineingeschwemmt oder schon bei Anlage des Hügels hineingekommen waren. Ausser der „Nische“ mit dem Töpfchen und der grossartigen Steinsetzung fand sich nichts, das auf eine *in situ* befindliche Anlage schliessen liesse. Von den zahlreichen mehr oder minder oder gar nicht bearbeiteten Feuersteinen erwähnen wir ein grobes, aber recht deutlich zugeschlagenes Messer. Es ist ein Messer mit Griffzunge von ganz schlechtem Feuersteinmaterial mit Retouchen rings herum;

Abb. 20.
Messer aus Silex vom Tumulus
auf dem „Dickenbännli“.

die Griffzunge ist sehr scharf zurecht retouchiert. Der hinterste Teil und ein Stückchen von der Spitze sind alt abgebrochen. L. 0,072. Grösste Breite 0,024. (Abb. 20.) Wir müssen diese Grabanlage, da jeder feiner bearbeitete Feuerstein mangelte und die Leittypen ganz andere waren, als in dem übrigen Fundgebiet, ins Neolithikum und zwar, weil wir es mit einem Brandgrab zu tun haben, in die jüngste Phase der schweizerischen Neolithik, vielleicht auch schon in den Anfang der Bronzezeit setzen. Die am westlichen Ende befindliche bei A stehende Steinsetzung müssen wir offenbar als eine Art Zugang zur Spitze des Grabhügels bezeichnen. Die Lücke bei A kann wohl als nachträglich infolge der Rodungen und der Bearbeitung des Waldbodens entstanden gedacht werden¹⁾.

¹⁾ Es dürfte als eine Hauptaufgabe der solothurnischen Lokalforschung bezeichnet werden, die Umgebung des Refugiums auf dem Dickenbännli *systematisch*



9. *Robenhausen* (Pfäffikersee, Zürich).

Th. Baudon hatte in einem 1911 erschienenen Werke über prähistorische Lampen (*Des lampes en pierre taillée et en terre cuite des époques paléolithique, néolithique et de l'âge du bronze*. Beauvais 1911) einige aus R. stammende Schälchen nicht als Schmelziegel ansehen können, wie Messikommer wollte. Nun hat Viollier dem Vf. eines Artikels im *BSPF*. T. IX. (1912) pag. 134 (*Lampes à graisse animale et creusets de la palafitte de Robenhausen*) einige Scherben aus den Magazinen des Landesmuseums zur Verfügung gestellt, die aus R. stammen und dem Vf. Gelegenheit geben, sich darüber zu äussern. Die dabei gemachte Entdeckung, dass der Pfahlbau R. nicht nur neolithisch, sondern auch schon bronzezeitlich ist, darf man füglich als bekannt voraussetzen. Immerhin ist interessant, dass Baudon das Fragment einer neolithischen Lampe unter den von Viollier gesandten Scherben erkennt. Ein anderes Fragment stammt dafür sicher von einem Schmelziegel, indem Spuren von Kupfer daran gefunden wurden.

10. *Sant' Antonio* (Bez. Bellinzona, Tessin).

In *Sant' Antonio* im ~~Meroggiatal~~ wurde ein Steinbeil gefunden, was im Tessin eine Seltenheit ist. Es kam ins Museum im Castell Schwiz in Bellinzona. Das Stück besteht aus Serpentin und ist am Nacken ganz glatt geschliffen. Es befand sich in einer Trockenmauer, die von einem Landmann zur Abgrenzung seines Ackers errichtet wurde. Obschon dieser Einzelfund noch nicht viel beweist, indem geschliffene Steinbeile auch in späteren prähistorischen Perioden vorgekommen, so dürfen wir hier um so eher darauf hinweisen, als die Anzeichen lithischer Kultur in unserem Alpengebiet und zwar auch an heute mehr abgelegenen Stellen sich mehren.

11. *Schweizersbild*.

In den Verhandlungen der Schweiz. Nat. Gesellschaft 95. Jahresversammlung vom 8.—11. Sept. 1912 in Altdorf, I. Teil, pag. 241 ff. ist ein Vortrag abgedruckt, den Nüesch (Schaffhausen) in der Zoologischen Sektion am 10. Sept. gehalten hat. Der Vortrag ist betitelt „*Die Nagetierschichten am Schweizersbild. Eine Richtigstellung der Angriffe auf das Letztere*“.

Da in einem Schreiben, das der „Richtigstellung“ auf pag. 246 beigegeben ist, Prof. Dr. Th. Studer (Bern) ausdrücklich erklärt, es handle sich in der *Schweizersbild*-Angelegenheit nicht um die Ansicht zu durchforschen. Die Resultate sind vielversprechend. Die Pläne verdanken wir der Liebenswürdigkeit von Herrn Allemann, Kantonsgeometer, in Solothurn.

der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte, sondern um eine Privatpolemik, die Heierli schon seit längerer Zeit mit Nüesch führe, so erübrigt sich für uns, da wir die Ansicht Studers zu der unsrigen machen müssen, das Weitere in dieser Angelegenheit. Wir müssen nur bedauern, dass diese Auseinandersetzung erst nach dem Tode der einen Partei erfolgte. Ferner greift Prof. Dr. Kollmann in einem zweiten, auf pag. 248 abgedruckten Begleitschreiben Herrn Dr. F. Schwerz an, weil dieser eine Bemerkung Kollmanns, dass Nüesch bei der Ausgrabung und Konservierung der wichtigen Skelettreste von Sch. nicht mit der erforderlichen Umsicht vorgegangen sei, zu einer Äusserung verwendet habe. Wir geben unserem Mitglied hier Gelegenheit, sich auf diese Angriffe zu verantworten und zu verteidigen, um so eher als dabei eine prinzipielle Frage der Ausgrabungstätigkeit mit vollem Rechte und unbeschadet der Entscheidung über die vorliegende Streitfrage zur Sprache kommt. Wir bringen die Erklärung von Dr. Schwerz hier mit einigen Verkürzungen und unter Weglassung polemischer Stellen zum Abdruck:

Über den Erhaltungszustand der menschlichen Skelettreste aus der neolithischen Station vom Schweizersbild. (Entgegnung auf das Schreiben vom 19. Februar 1912 des Herrn Prof. Dr. C. Kollmann.)

Es ist sehr zu begrüssen, dass bei archäologischen Ausgrabungen mehr wie früher den Skelettresten die gebührende Sorgfalt geschenkt wird, die infolge ihres hohen Wertes für die Erkenntnis der physischen Beschaffenheit alter Völker unser grösstes Interesse verdienen. Die Arbeiten von Schwalbe über *Homo primigenius*, die Untersuchungen von Kollmann, die uns mit einer kleinen, pygmäenhaften Varietät bekannt machen, und die neueren Studien der französischen Anthropologen über die Funde der alten Schädel von Mentone, wo nach der Ansicht von Verneau negerähnliche Typen wohnten, liefern Zeugnisse für den hohen Wert des prähistorischen Skelettmaterials.

Da die menschlichen Überreste vor allem aus der neolithischen Station vom Schweizersbild Herrn Prof. Kollmann zu seiner Pygmäen-Hypothese Veranlassung gaben, wird gerade dieses Material ein besonderes Interesse beanspruchen. In letzter Zeit sind nun Meinungsverschiedenheiten entstanden über die mehr oder weniger grosse Sorgfalt, mit der diese Skelette bei den Ausgrabungen des Herrn Dr. J. Nüesch behandelt worden sind. In einer Arbeit „Versuch einer anthropologischen Monographie des Kantons Schaffhausen“ (Neue Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, Bd. 45, 1910) schrieb ich, Seite 92: „Kollmann klagt, dass die von Dr. Nüesch geleitete Ausgrabung und Konservierung dieser wichtigen Skelettreste nicht mit der erforderlichen Umsicht geschah. Er schreibt in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 26, Seite 201: Wenn auch oft nur sehr dürftige Reste von einem Individuum vorliegen, so muss dies offenbar den bei der Ausgrabung beschäftigten Arbeitern zur Last gelegt werden, welche mit der Konservierung der Reste nicht hinreichend vertraut waren.“ Ausserdem sind nach der Ansicht des gleichen Autors Verwechslungen des osteologischen Inhaltes der Gräber vorgekommen, wodurch der Wert dieser Funde bedeutend vermindert wird, da auch Skelette aus jüngerer Zeit gefunden worden sind. So ist die Zugehörigkeit des mit Nr. 14 bezeichneten Schädels

höchst fraglich. Im Grabe Nr. 14 lagen Skelettreste einer Frau mit einem neugeborenen Kinde. Der mit der gleichen Nummer versehene Schädel gehört nun aber sicherlich einem Manne an. Kollmann schreibt (l. c. S. 198): „Es wäre nun denkbar, dass der Schädel eines männlichen Pygmäen bei der Ausgrabung in die Kiste zu dem weiblichen Skelett verpackt wurde oder bei irgend einer anderen Gelegenheit dorthin gelangt ist. Ich muss mich begnügen, auf diese Widersprüche hinzuweisen, die heute nicht mehr zu beseitigen sind.“

In den Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1912, S. 248 schreibt nun Herr Prof. Dr. J. Kollmann, dass eine solche Klage, die von Herrn Dr. J. Nüesch geleitete Ausgrabung und Konservierung der menschlichen Skelettreste sei nicht mit der erforderlichen Umsicht vorgenommen worden, von ihm niemals geäussert worden sei. Er wirft mir „totale Verdrehung“ seiner Worte und „Fälschung“ seiner Angabe vor. In seiner Anschuldigung zitiert Herr Prof. Dr. J. Kollmann nur meinen Satz, „Kollmann klagt etc.“, ohne aber auch das aufzunehmen, was er selber geschrieben hatte und auf das sich meine Worte bezogen.

Um nun in meinen Zitaten vollständig zu sein, will ich noch einige Äusserungen des Herrn Prof. Dr. Kollmann anführen. In der Einleitung zu seiner Abhandlung über die menschlichen Skelette aus dem Schweizersbild schreibt er in der Zeitschrift für Ethnol. Bd. 26, S. 189: „Das Schweizersbild . . . hat durch sorgfältige Ausgrabung des Herrn Dr. Nüesch den Nachweis geliefert, dass der Mensch dort gelebt hat, während noch das Rentier, das Diluvialpferd, der Vielfrass, der Höhlenbär, der Eisfuchs, dann Wolf und Steinbock — nach den Bestimmungen von Studer — in der Gegend heimisch waren.“ K. gibt sich also mit dem Nachweis, dass „Menschen dort gelebt“ haben, zufrieden.

Ferner Seite 193: „Grab 8. Tiefe 1,50 m. Von dem Skelett sind geringfügige Reste erhalten. Der Hirnschädel konnte zwar aus den vielen Fragmenten zusammen gesetzt werden. Von den Gesichtsknochen sind aber nur die Oberkieferknochen und ein Fragment des Unterkiefers vorhanden. Die Schädelknochen sind derb und fest, ansehnlich dick, mit glatter Oberfläche versehen. Im Vergleich damit sind die Skelettknochen ausserordentlich brüchig. . . .“

Seite 201: „Gleichwohl darf nicht unerwähnt bleiben, dass die Station am Schweizersbild für die Erhaltung der Knochen günstige Verhältnisse bot. Erwägt man die lange Zeit, die seit der Bestattung verflossen ist, und die immerhin auf einige Jahrtausende berechnet werden darf, so ist der Erhaltungszustand geradezu überraschend. Manche der langen Röhrenknochen sind selbst in ihren spongiösen Bestandteilen noch recht fest; ja selbst von Wirbeln, die sonst so schnell zerstört werden, ist manches Exemplar fast unversehrt aufbewahrt. Die Festigkeit des Knochengewebes hat während dieser Zeit im ganzen wenig gelitten, dennoch sind die Schädel recht fragmentarisch, wie der folgende Bericht ersehen lässt.“

Meine jetzige, von neuem aufgestellte und die frühere Angabe bestätigende Behauptung, dass die von Herrn Dr. J. Nüesch geleitete Ausgrabung und Konservierung der menschlichen Skelettreste aus dem Schweizersbild nicht mit der nötigen Sorgfalt und Würdigung, die diese wichtigen Reste verdiensten, geschah, stützt sich nun auf eigene Erfahrung, die ich an mehreren Hunderten von vor- und früh-historischen Knochen sammeln konnte; ich brauche fernerhin nicht mehr auf das Urteil anderer zu verweisen. Die Gründe, die mich zu meiner Äusserung bewegen, bestehen darin, dass feste Schädelknochen in vielen Bruchstücken vorliegen, ohne dass die Bruchränder irgend welche stärkere Verwitterungen zeigen, und dass oft von einem Skelett nur wenige Knochenteile vorhanden sind, die aber einen so guten Erhaltungszustand besitzen, und deren Bruchstellen jetzt noch so scharfkantig sind, dass anzunehmen ist, dass die benachbarten Knochen und die leider heute fehlenden Bruchstücke bei einer sorgfältigen Ausgrabung ebenfalls unversehrt hätten gehoben werden können.

Ferner führt Herr Prof. Dr. J. Kollmann als Beweis für die „sorgfältige Ausgrabung“ das Auffinden von Gehörknöchelchen an. Dass diese für die Sorgfalt der Ausgrabung keinen Beweis liefern, werde ich an anderer Stelle genauer anführen und will hier nur betonen, dass solche Knöchelchen, wenn sie überhaupt noch nicht verwittert sind, in einer sehr grossen Zahl von Schädeln gefunden werden können, wenn diese bei der Reinigung richtig behandelt werden. Die Gehörknöchelchen liegen gewöhnlich in der den Gehörgang anfüllenden Erde. Vor den Augen des Konser-vators des Landesmuseums, Herrn Blanc, gab ich den Beweis, dass sogar in Bruch-stücken von Schläfenbeinen, die von einer nur oberflächlich angestellten Grabung herrühren, diese Knöchelchen bei richtigem Suchen gefunden werden können.

Wenn zum Schlusse Herr Prof. Dr. J. Kollmann anführt, dass sogar Säuger-Unterkiefer von nur wenigen Millimetern Länge aus dem Schutt hervorgeholt wurden, so hätten eben um so mehr die doch gewiss ansehnlich grossen Menschenschädel und Röhrenknochen eine bessere Würdigung finden sollen.

Zum Schlusse möchte ich noch besonders auf den hohen Wert hinweisen, den oft unansehnliche Skelettreste durch eine genaue, von fachmännischer Seite ausgeführte Untersuchung gewinnen können. Dass diese spärlichen Knochen aus dem Schweizersbild Herrn Prof. Kollmann das Material für seine höchst interessante Pygmäentheorie gaben, die erst heute durch das ganz intensive Studium kleinwüchsiger Völker der verschiedenen Erdteile erneutes Interesse gewinnen, mag wohl dazu dienen, die diesem Material geschenkte, durch Herrn Prof. Kollmann begründete Aufmerksamkeit zu erhalten, ja zu vergrössern.

Sollte diese Erklärung etwas dazu beitragen, dass fernerhin bei archäolo-gischen Ausgrabungen den Skelettresten noch mehr die ihnen gebührende Aufmerk-samkeit geschenkt werde und dass der Wunsch, es möchten beim Auffinden von menschlichen Knochen anthropologisch geschulte Fachmänner beigezogen werden, der endlichen Verwirklichung näher rücke, so ist der Zweck dieser Zeilen erfüllt.

12. Thurberg am Ottenberg (Bez. Weinfelden, Thurgau).

Ein dortiger Besitzer, Häberli, hat an der Stelle, wo das mittel-alterliche Schloss lag, ein neues Haus errichtet und dabei prähistorische Funde gemacht. Hinter dem Schloss ist eine grosse Scheune, welche beim alten Schlossgraben erbaut wurde. Dabei stiess er auf Gruben von ca. 1,5 m Durchmesser, die mit Lehm und Steinen ausgepolstert gewesen seien (Wohngruben?). Im Schutte und bei den Mauern fand er Brandschichten, Steinbeile, neolithische Scherben, worunter eine mit Schnurverzierung, einige Knochen und Hirschhornstücke. Unter den Funden ragen hervor ein Nephritbeil, ein Saussüritbeil, einige Steine mit Sägeschnitten in Serpentin, ein Quarzitbeil, Scherben mit Finger-eindrücken und mehrere mittelalterliche Sachen. Beim Studium der Schichtungen zeigte es sich, dass man offenbar den Schutt der alten Ansiedelungen planiert und dann die ältere Burg darauf errichtet hatte. Offenbar ist sie in ein altes Refugium eingebaut worden, welches die neolithische Ansiedelung enthielt. Auch die Römer haben nachmals diesen Platz gelegentlich benutzt. Notizen von Heierli in seinem Archäol. Tagebuch unterm 18. Mai 1912. Über die mittelalterliche Burg vgl. Rahn, Statistik mittelalterl. Kunstd. Thurgau, pag. 385 ff.

III. Bronzezeit.

a) Allgemeines.

1. Anthropologisch-ethnologische Fragen.

In einem Aufsatz „Beiträge zur prähistorischen Ethnologie. I. Remedello-Adlerberg-Straubing“ in Präh. Ztschr. Bd. IV (1912) pag. 44 ff. (Vgl. diesen Bericht pag. 97) kommt Schliz auf die Bevölkerungsfrage bei Beginn der Metallzeit zu sprechen. Nach ihm zeigt sich diese Ära durch das Eindringen von Stämmen der westeuropäischen Kurzkopfrasse an. Dieser frühmetallzeitliche Rassentypus ist der der Zonenbecherbevölkerung (Urform = paläol. Grenelle). Der Schädel hat Börsenform. Allmählich gibt es eine Scheidung in Westnord- und Ostnordstämme, „Aunjetitzer“ mit Schildform-Schädeln. Diese haben sich zu grosser Volkszahl entwickelt und Ausstrahlungen nach dem Süden geschickt; eine dieser Gruppen finden wir in den frühbronzezeitlichen Pfahlbaukulturen der Westschweiz. Die Siedelungskarte Mitteleuropas hätte nach Schliz im Beginn der frühen B. folgendes Bild: Die typischen Bandkeramiker sind aus Südwestdeutschland abgewandert; das Land ist im Besitz der Zonenbecherbevölkerung; diese sowohl, wie die unter dem Einfluss der Rössen-Schussenrieder Gruppe ist nur durch schwache Siedelungen vertreten. Dagegen sind die Pfahlbauten der Schweizer Seen stark bevölkert; da war die alte birnköpfige Bevölkerung persistent geblieben, weist aber eine Zunahme der Langköpfigkeit auf. Dazu kommen nun aber die Zuwandernden nordischen Ursprungs mit östlichem Typus, die „Aunjetitzer“. Die Bronze kam auf dem südlichen Wege aus den Mittelmeirländern nach dem Norden, von der Adria her nach dem O. Mitteleuropas, mit der Abzweigung über Oberitalien und den Rhoneweg entlang nach Südwestdeutschland. Da finden wir in B. II Mischungen von Megalith-Typen und Brachycephalen; in Oberitalien haben wir die alpinen Terramarenerbauer und einen mehr westlichen Stamm, der sich auf dem Lande ansiedelte und im Gegensatz zu den Terramaricoli Erdbestattung ausübte, alles schon in der frühen B. — Von diesen Voraussetzungen ausgehend bespricht Sch. ausführlich die im Titel seiner Studie genannten Funde, auf die wir immer wieder werden zurückgreifen müssen, wenn wir die frühbronzezeitliche Ethnologie verstehen wollen. Eine Bemerkung von allgemeinem Interesse wollen wir noch hieher setzen (pag. 67): „Trotz des für historische Schädel recht ansehnlichen Materials von ca. 600 untersuchten Schädeln mag es misslich erscheinen, manchmal einzelne einer Rassengemeinschaft zugemischte Schädel von anderem Typus ethnologisch verwerten zu müssen, aber auch im archäologischen Teil

unserer prähistorischen Wissenschaft sind wir nicht selten in unseren Schlüssen auf die Verwertung ganz weniger Funde angewiesen. Neue Funde können hier wie dort das ganze Bild verändern. Vorerst müssen wir uns begnügen, den Weg zu zeigen, wie diese Schädeltypen sich ethnologisch verwerten lassen, wie sie durchweg Hand in Hand mit der archäologischen Wissenschaft gehen, und hoffen, dass künftig kein Prähistoriker mehr an vorgeschichtlichem Schädelmaterial vorübergeht.“

b) Schweizerische Fundplätze.

1. Corcellettes (Bez. Granson, Waadt).

Guébhard untersucht in dem BSPF. (1912) pag. 138 ff. eine Anzahl von Tonobjekten aus dem Pfahlbau C., die sich im Berner Museum befinden. Es sind eine Art Tongefässe mit einem Ausguss, die gelegentlich als Saugfläschchen deklariert waren. Gestützt auf verschiedene durchaus plausible Gründe werden diese Gefäße als Lampen bezeichnet.

2. Genf.

Herr B. Reber teilt uns freundlichst mit:

„Auffallenderweise wurde beobachtet, dass der Arve entlang, auch an der Jonction, d. h. auf dem Gebiete des Zusammenflusses der Rhone und der Arve, unterhalb der Stadt Genf, nicht selten grössere und bedeutendere Bronzefunde gemacht werden. Davon will ich hier nur einen erwähnen, der in meinen Besitz übergegangen ist. Er besteht aus einer grossen Kupferaxt und zwei kleinen Bronzebeilen. Da besonders Gegenstände aus reinem Kupfer schon zu den Seltenheiten gehören, so lohnt es sich sicher der Mühe, gerade das vorliegende Stück genauer zu betrachten (Abb. 21).“

Diese drei Stücke wurden 6 m tief im Kies, unweit des Zusammenflusses von Rhone und Arve, beim Graben des Fundamentes des Dampfmaschinengebäudes für die Gasfabrik, nahe bei einander gefunden und vom leitenden Ingenieur aufgehoben. So bleibt also die Kenntnis des genauen Fundortes vollständig gesichert.

Die grosse Kupferaxt wiegt 1,445 kg, also beinahe $1\frac{1}{2}$ kg, bei 23 cm Länge. Die Axt hat eine Breite von 11 und der Stiel eine solche von 5 cm. Die Dicke erreicht 1 cm. Es handelt sich um eines der umfangreichsten und schwersten Kupferobjekte, die bis jetzt überhaupt bekannt wurden.

Die Axt ist ganz flach, ohne jeglichen Lappenansatz, zeigt also den ältesten Typus der Übergangsperiode von der Neolithik zur Bronze und charakterisiert dieses Stück die reine Kupferzeit ausgezeichnet.

Bei den zwei kleinen Aexten, beide aus Bronze, fehlt hinten am Schaft ein Teil. Die grössere, 9 cm lang, 303 g schwer, gehört der

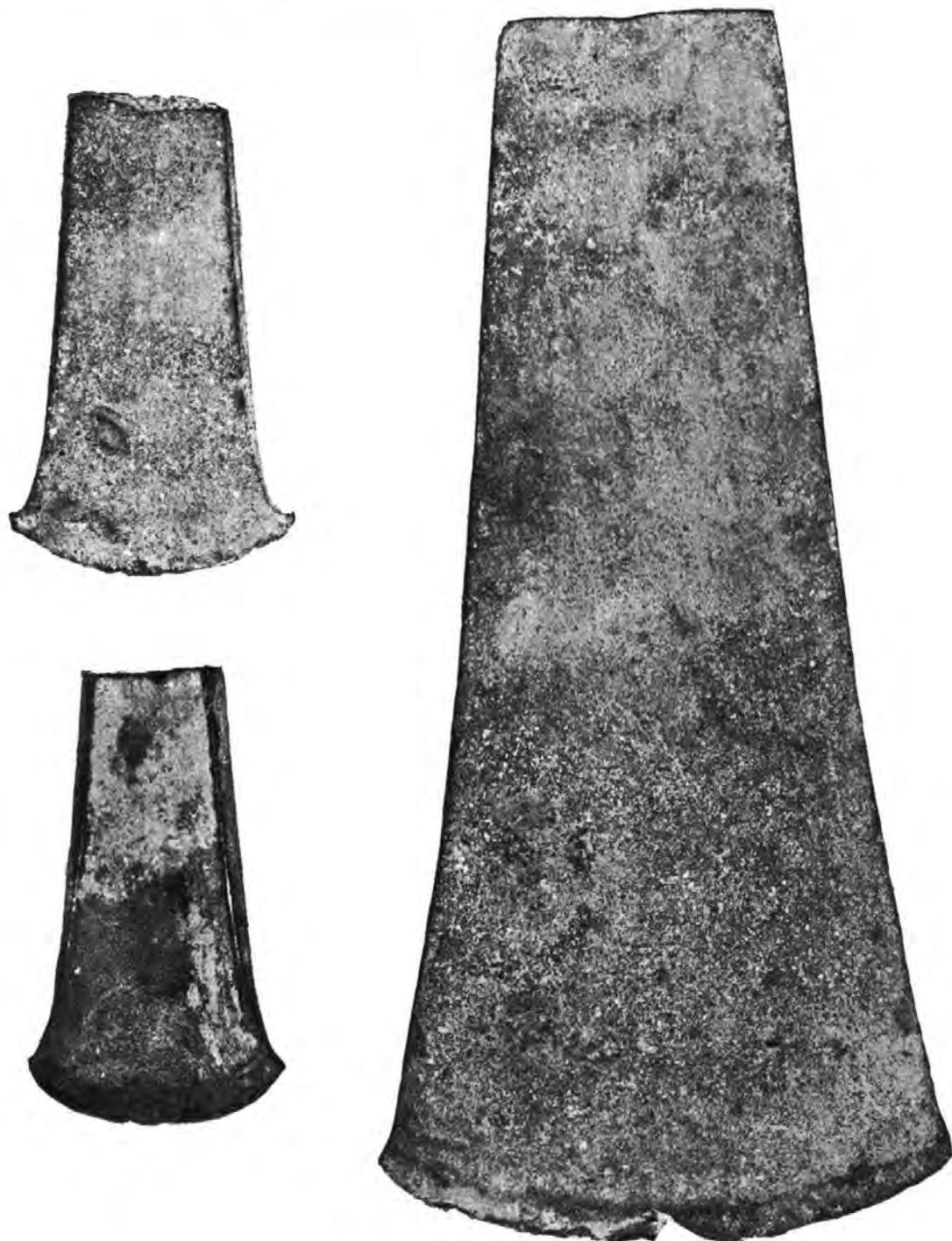


Abb. 21.
Äxte von der Jonction, Genf.

ältesten Bronzeform, ohne Lappen, an. Wie die abgenützte Schneide beweist, befand sich dieses Instrument lange im Gebrauch.

Das dritte Stück dieses Fundes misst $8\frac{1}{2}$ cm in der Länge, wiegt 211 g und zeigt beidseitig bereits rudimentäre Schaftlappenansätze. Auch an der Schneide bemerkt man schon einen besondern Zuschliff.

So repräsentiert dieser Fund drei verschiedene, allerdings direkt aufeinanderfolgende Entwicklungsperioden. In der prächtigen Kupferaxt erblicken wir die ausgesprochenste reine Kupferzeit; dann folgt das erste Auftreten der Bronze in dem Bronzebeil primitivster Form und sodann das Beil mit leichtem Schaftlappen aus der ersten Entwicklungsperiode der Bronzezeit. Selten dürfte ein so lehrreicher Fund gemacht worden sein.“

3. *Gerra* (Verzasca, Tessin).

In der Höhe von etwa 1600 m wurde eine Bronzeaxt von etwa 18 cm Länge gefunden. (Nach einer Bellinzoneser Korr. im „Bund“ vom 1. April 1913, Nr. 149, Abendbl.)

4. *Grüneck* (Kr. Ilanz, Graubünden).

Auf pag. 189 des XIV. Bdes AA publiziert F. v. Jecklin eine für die Schweiz ziemlich seltene Form eines Bronzebeiles, das nach seinen genauen Untersuchungen anfangs 1899 im Steinbruch unter der Ruine G. ca. 4,5 m oberhalb der Landstrasse im Steingeröll gefunden wurde. Es lag in einer Tiefe von ca. 1,50 m unter einem grossen Stein in feinem Sand eingebettet. Das Stück kam nach mannigfachen Abenteuern ins Landesmuseum. Es ist ein Randleistenbeil, das stark abgesetzt eine Schneide hat, die die Form des grössten Teiles einer Ellipse mit stark genäherten Brennpunkten hat. Das Bahnende hat einen ovalen Einschnitt. Der Typus ist nun sicher italisch und zwar lombardisch, wo entsprechende Gussformen gefunden wurden. Patroni publiziert auf pag. 87 des BPI. XXXVIII (1912) einen ähnlichen Typus aus der Lomellina, der Gegend der Gemeinde Robbio; nur ist die Schneide weniger stark abgesetzt und die Form des Gebrauchsteiles kreisförmig; es macht den Eindruck, als ob die Grünecker Form etwas jünger wäre. Patroni sagt zu dem Stück, die Gussformen seien am See von Varese gefunden worden und befänden sich im Prähistorischen Museum zu Rom. Der Fund wurde als Depotfund gemacht. P. setzt diesen ungefähr gleichzeitig mit der Nekropole von Bismantova im Gebiete von Reggio und nimmt an, es handle sich um eine Kultur, die wir als Übergangskultur von der jüngsten Phase der B. zur Hallstattzeit annehmen dürfen. Da nichts dagegen spricht, so dürfen wir also sagen, dass das Beil von G. lombardischen Ursprungs ist und spätestens in der frühesten Hallstattzeit an den Fundort gekommen ist. Wir hätten damit einen neuen Beweis für die Beziehungen zwischen der Lombardei und unsrern nordalpinen Tälern am Ausgang der B. und beim Beginn der ersten Eisenzeit. Einen ähnlichen Typus von Versam vgl. Heierli-Oechsli, Urgesch. Graubündens in Mitt. AGZ., Bd. XXVI, Heft 1, Taf. I, Abb. 4, und einen von Broc

JB. SGFU IV (1912), pag. 93, Abb. 2; nur hat dieser letztere eine sehr lange Bahn und ist stark geschweift, dürfte also wohl typologisch älter sein.

5. *Masans* bei Chur.

Nach einer Notiz im Arch. Tagebuch von Heierli vom 28. Mai 1912 lag bei einem Churer Antiquar eine sehr interessante, geradezu einzigartige bronzena Lappenaxt von älterbronzezeitlichem Typus. Nach der vorliegenden flüchtigen Zeichnung scheint sie am meisten Verwandtschaft mit dem bei Heierli, Pfahlbau Wollishofen Mitt. AGZ., Bd. XXII, Hft. 1 (1886) pag. 13 und Taf. II, Fig. 19 publizierten Stück zu besitzen. Während dieser Meissel aber ca. 24 cm lang ist, hat das Masanser Stück eine Länge von 14,5 cm. Dafür ist es aber breiter und dürfte als ein Beil angesprochen werden.

6. *Montlinger Berg* (Bez. Oberrheintal, St. Gallen).

An der Nordseite des Berges befindet sich ein Steinbruch, bei dessen Ausbeutung beim Sprengen eine Anzahl von Bronzen zum Vorschein kam. Prof. Egli äussert sich darüber im JB. über die Hist. Samml. im Museumsgeb. St. Gallen 1911/12, pag. 2 f. folgendermassen:

In der Humusschicht über dem Steinbruch „kamen während der Sprengarbeiten drei Bronzebeile, eine Hacke mit transversalem Loch für den Stiel, eine Art Anrichteschaufel — am ehesten unsren Tortenschaufeln vergleichbar — das Fragment eines Hammers, sowie zwei Bronzenadeln zum Vorschein. Die Beile gehören zu den schönsten, die je in der Schweiz gefunden worden sind . . . Das erste Stück hat eine Länge von 16,5 cm, tief hinabreichende Schaftlappen und einen Schneide teil von 6 cm Breite. Das zweite und dritte Beil sind eleganter geformt. Sie haben beide eine Länge von 19 cm und an der Schneide eine Breite von 8,5 bzw. 7,5 cm. Das eine ist am obern Ende mit einer Oese zur Befestigung des Holzschaftes versehen. Die Anrichteschaufel misst in die Länge 17,5 cm, in die Breite 9 cm, die Hacke endlich 16, bzw. 5,5 cm. Die Bearbeitung dieser Bronzegegenstände ist, wie bereits angedeutet, ausserordentlich fein. Ich erinnere an die facettierten Schaftlappen der Beile, an das gefällige Wolfszahnornament der Anrichteschaufel und ihren sorgfältig gewundenen Stiel. Nicht weniger elegant ist die Hacke geformt. Das zierliche Gehäuse, das mit drei parallelen erhabenen Wulsten eingefasst ist, erinnert stark an die in Parpan gefundene Bronzeaxt. Es darf daher wohl angenommen werden, dass die Bronzezeitleute auf dem Montlinger Berg von der Kunst des Südens beeinflusst waren oder dass wir es geradezu mit importierter Ware zu tun haben; denn die Gebirgspässe des heutigen Bündnerlandes waren

bereits geöffnet. Es mag hier auch daran erinnert werden, dass im Jahre 1903 ein Beil von ähnlicher eleganter Form in der Nähe von Sargans gefunden wurde. Von dem Bronzehammer ist leider nur ein Fragment vorhanden. Es zeigt starke Gussnähte und erhabene Linienverzierungen, die stark an diejenigen der Wollishofer Werkzeuge erinnern. Die eine der beiden Bronzenadeln ist rund; sie besitzt eine Länge von 45 cm und ist am hintern Ende mit einer Oese versehen. Von der Nadel ist ein Teil abgebrochen; sie ist vierkantig, wie die erste vorn zugespitzt und mit quergehenden Linien schraffiert. Die Patina dieser Nadeln wie sämtlicher Stücke ist tadellos.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass wir es hier mit Funden zu tun haben, welche in Verbindung mit andern auf diesem Boden bereits zutage geförderten Stücken imstande sind, über die Besiedelungsverhältnisse unseres Rheintales helles Licht zu verbreiten. — Der Montlinger Berg war übrigens für eine prähistorische Ansiedelung wie geschaffen. Aus der weiten, damals wohl von Sümpfen durchzogenen Rheinebene steigt er gegen 70 m in die Höhe und bietet dem Auge eine fast unbegrenzte Aussicht. Da der Bergrücken nur nach Westen sanft abfällt, so war die Befestigung leicht, und tatsächlich glaubt ein geübtes Auge die Spuren einer ehemaligen Wallanlage erkennen zu können. Nach den gemachten Funden wäre diese Ansiedelung in die letzte Periode der B., etwa in die Jahre 1000—800 v. Chr. zu setzen.“

Es ist ein höchst willkommener Zufall, dass in der jüngsten Zeit der bekannte italienische Prähistoriker Angelo Colini im XXXV. und XXXVI. Jahrgang (1910 und 1911) des Bull. di Pal. ital. unter dem Titel „Le antichità di Tolfa e di Allumiere e il principio della età di ferro in Italia“ eine seiner tiefgründigen Studien veröffentlicht hat, die uns deutlich erkennen lassen, dass wir in den Montlinger Funden eine Ware vor uns haben, die ohne Frage *italischen* Einfluss aufweist. C. bespricht in eingehender Weise zwei Depotfunde, die in Costa del Marano und in Monte Rovello (bei Civitavecchia) gemacht wurden. Über die Depotfunde im allgemeinen äussert sich C. dahin, dass sie zumeist einen sakralen Charakter haben, denn einmal sind die Sachen nicht neu und dann sind gewisse Gegenstände absichtlich zerbrochen. Im ersten Depot befindet sich eine Lappenaxt, die unverkennbar noch einen alten Typus, einen spätbronzezeitlichen, aufweist. Doch sieht man daran bereits die Tendenz, die Schaftlappen oberständig zu machen und den Schneideteil zu profilieren. Die Lappenäxte, sagt C., sind den Pfahlbauten und Terramaren der Bronzezeit eigentlich; nördlich der Alpen sind sie im Osten häufig, werden in der Schweiz seltener, um dann weiter westlich zu

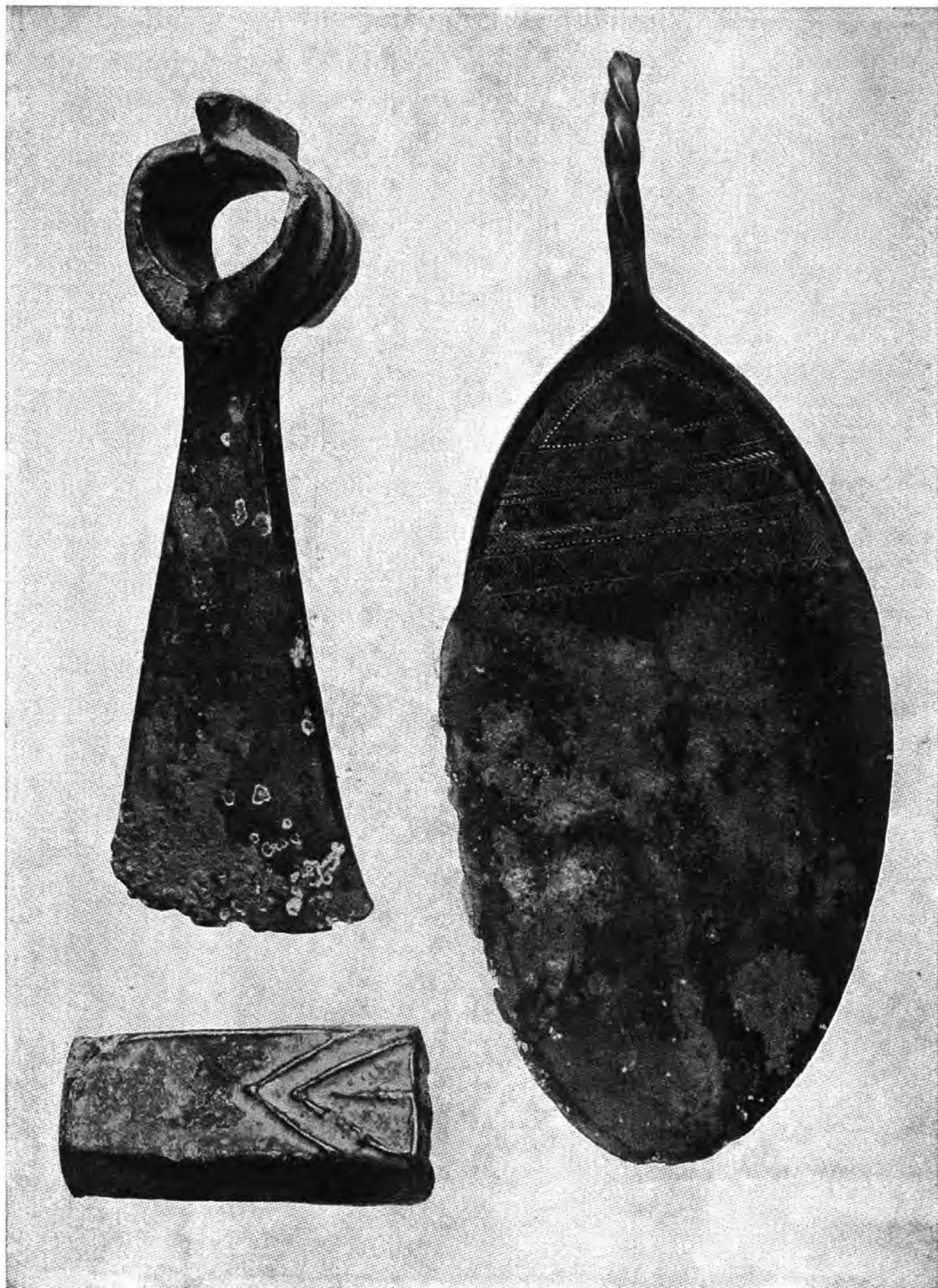


Abb. 22. Bronzefunde vom Montlinger Berg.

verschwinden. Die vorliegende Lappenaxt weist aber bereits die Eigentümlichkeit der ersten Eisenzeit auf; sie hat längere Lappen, die sich bis zum Ausschnitt am hinteren Teile erstrecken, obschon die Axt im ganzen noch unbedingt den Terramarencharakter hat. Die Tatsache scheint festzustehen, dass diese Form den sicheren Villanova-Funden noch vorangeht. Noch wichtiger für die Beurteilung des Montlinger Fundes ist das 2. Depot. Da ist von Interesse die Schaftlochhacke Abb. 22, Nr. 1. Diese hat als Gegenstück das auf pag. Tafel XI des XXXV Jgs. I. c. abgebildete Beil, das sich nur dadurch unterscheidet, dass das Schaftloch nicht wechselständig mit der Hacke, sondern in der gleichen Ebene liegt. Diese Form ist für Sizilien ein Leitfossil für die späte B. und die allererste Eisenzeit. Auf dem Kontinent erscheint sie als noch etwas jünger, so dass wir unser Montlinger Stück leicht in die erste Hallstattzeit setzen dürfen; in Görz scheinen derartige Funde sogar in die spätere Hallstattperiode zu gehören. In Sizilien sind sie aus dem mykenischen Kulturkreis importiert, wie Orsi annimmt, da dieser Typus im Abendland ganz unvermittelt auftritt. Gerade aber in der Übergangszeit zwischen B. und H. sind die Beziehungen des Abendlandes mit dem Orient sehr rege. Im gleichen Depot befinden sich aber auch Lappenäxte, wie sie unser Montlingen geliefert hat (Abb. 23). Gerade die Länge der Lappen beim mittleren Stück, die stark abgesetzte Schneide, die elegante Profilierung an der Grenze der beiden Hauptteile, die Form des Ausschnittes sind Beweise für eine schon entwickelte Form und gerade die Typen auf T. IX, XI und XII, I. c., die unseren M. Stücken auffallend ähnlich sehen, sind der Villanova-Periode eigentümlich. Die Leittypen des Depots von Monte Rovello finden ihre Analogien in jenen archaischen Nekropolen Etruriens und anderer mittelitalienischer Plätze, die an der Schwelle des älteren Eisenzeitalters stehen. C. konstatiert ferner: „Inoltre alcuni esemplari, scoperti nella Svizzera e nella Germania meridionale, forniscono probabilmente una nuova prova dei rapporti commerciali di quei paesi col nostro all'alba della civiltà del ferro.“ Also: Die M. Funde sind dadurch bedeutungsvoll, dass sie uns am Ausgang der B. und bei Beginn der Hallstattperiode den Verkehr mit dem italienischen Süden über unsere Bündner Pässe in deutlichster Weise beglaubigen. Dass solche Typen von Bronzebeilen sich in die Hallstattzeit hinein entwickeln und dass sie auf den äusseren Schaftlappen typische Hallstattverzierungen aufweisen, zeigt ein Schaftlappenbeil aus Bronze aus einem Depotfund von Terzisce bei Zirknitz. Vgl. W. Schmid, Archäologischer Bericht aus Krain in Jahrb. f. Altertumsk. IV. Bd. 1910, Wien 1911, pag. 105 a. Es ist aber geradezu interessant, die *eisernen* ober-

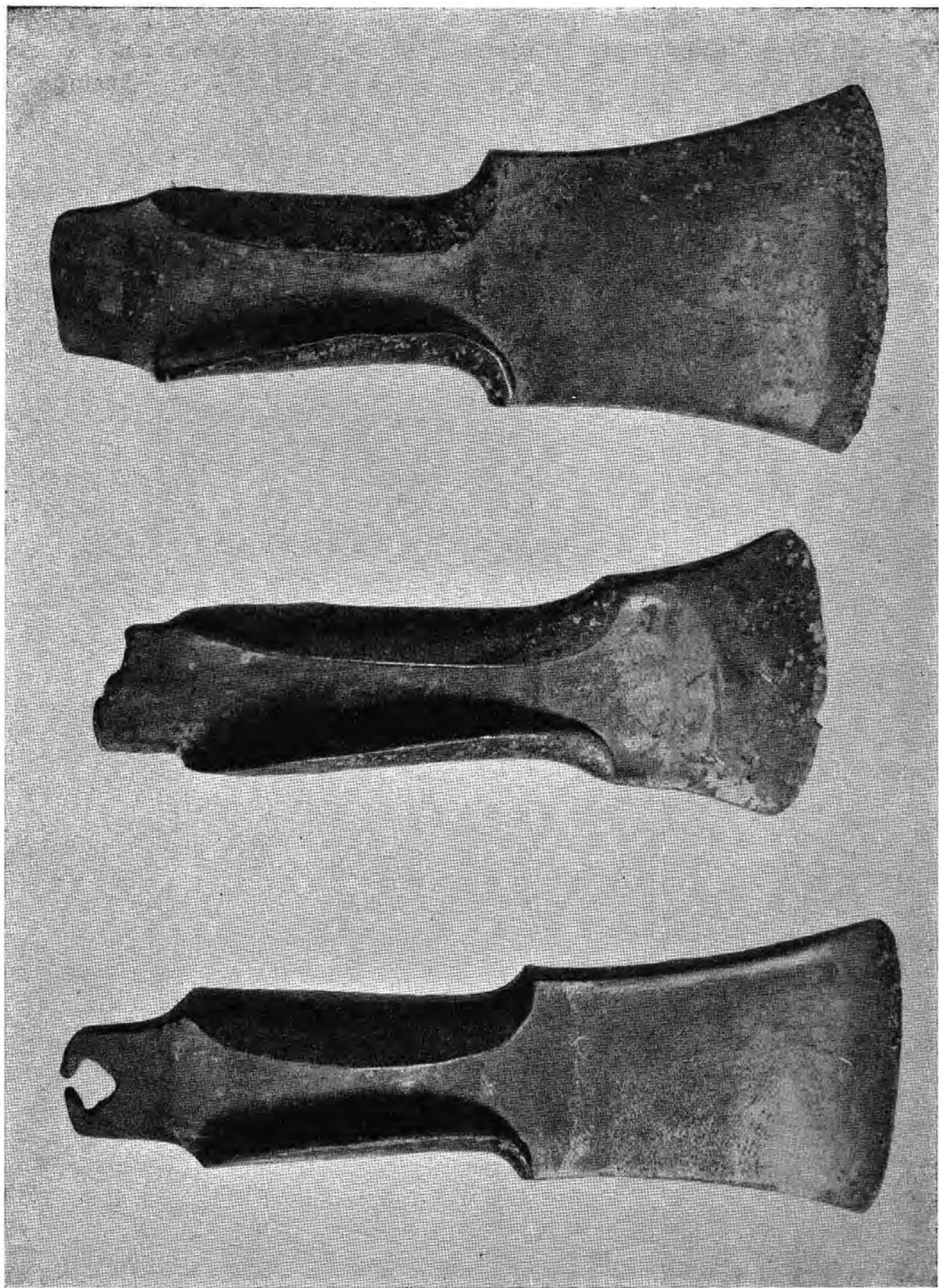


Abb. 23. Bronzefunde vom Montlinger Berg.

ständigen Lappenäxte¹⁾ aus dem gleichen Depotfund zu beobachten, welche die genaue Form unserer Bronzebeile wiedergeben. Um die prinzipielle Seite der ganzen Frage zu erledigen, verweisen wir auf die von Luschan in der ZE, 38. Jahrgang (1906) auf pag. 825 gezeichnete Hallstattaxt (Luschan, Dritter Bericht über prähistorische Typenkarten). Gerade hier wird auch hervorgehoben, dass die sog. oberständige Lappenaxt sich in Italien entwickelt habe. Paul Reinecke, der in einer Studie „Funde der älteren Bronze- und frühen Hallstattzeit aus Wohnstätten von Karlsstein bei Reichenhall, Oberbayern“ in Alt. heidn. Vorz. V. Taf. 68 und pag. 394—398 die Fragen, die das ältere Hallstattien zu lösen aufgibt, erörtert, publiziert ebenfalls eine solche oberständige Lappenaxt unter „früher Hallstattzeit“ und schliesst aus der Massenhaftigkeit der Funde aus jener Zeit, dass damals sehr wilde Zeiten über Europa hereingebrochen waren. Es heisst da: „Aus dem Zusammentreffen der immer wieder gleichen Erscheinungen muss man wohl folgern, dass damals über Mitteleuropa äusserst unruhige Zeiten hereingebrochen waren, Zeiten von Not und Bedrängnis zufolge lebhafter, gewaltsamer Völkerverschiebungen, die freilich auch den Westen des Kontinents so gut wie das ungarische Gebiet, Italien und den Ostrand des adriatischen Beckens betroffen haben. Vielleicht stehen diese Völkerbewegungen, die unsere frühlhallstättischen Bodenfunde mit ihrem jähnen Abbrechen der Siedlung an so vielen Punkten anzudeuten scheinen, in letzter Linie im Zusammenhang mit den gleichaltrigen, freilich auch zuvor schon fühlbaren Völkerverschiebungen im Aegäikum, deren eine Episode die dorische Wanderung vorstellt.“

In der Schweiz sind oberständige Schaftlappenbeile nicht gerade selten; nur hat man bis jetzt zu wenig auf die Entwicklung der Formen geachtet. Gelegentlich werden sie in unseren Pfahlbauten gefunden. Ein Exemplar, das zwischen Thun und Steffisburg entdeckt wurde, ist bei Bonstetten Rec. Ant. Suisses Taf. 2, Nr. 1 abgebildet; dieses Stück gehört typologisch allerdings einer älteren Zeit an. Dagegen ist gleich neben diesem Stück in Nr. 2 eine schöne, stark profilierte, gleichartige Axt aus der Basilicata abgebildet. Vgl. auch Montelius, Civ. prim. Italie Taf. 66, Abb. 8 u. a. m.

Was die Abb. 22, Nr. 2 betrifft, so dürfte es sich hier um einen *Spiegel* handeln. Am meisten Ähnlichkeit besitzt dieses Stück mit einem angeblich aus Port-Alban stammenden. Auch hier ist der Griff tordiert und ist die untere Partie des Rückens mit geometrischen Ornamenten

¹⁾ Heierli, Urgeschichte der Schweiz, pag. 231, bildet eine ähnliche Axt von Zürich ab, ohne auf typologische Fragen einzutreten.

verziert, vgl. Forrer, Reallex. pag. 752 und die Abb. in dem leichter als der 1884 erschienene Jahrg. der „Antiqua“ zugänglichen Werke von Munro, Stations lacustres, pag. 269, Abb. 77.

Hämmer, die etwa dem in Abb. 22, Nr. 3 entsprechen, sind in der Schweiz auch ziemlich selten. Die reliefierte Winkelornamentik auf der Aussenseite ist für den Pfahlbau Wollishofen charakteristisch, vgl. Heierli, Pfahlb. Wollishofen, in Mitt. AGZ., Bd. XXII, Hft. I (1886), Taf. II, Abb. 18, 22, 23. ¹⁾

7. *Münsterlingen* (Thurgau).

Nach einer gütigen Mitt. von Dr. Joseph v. Sury befindet sich etwa 200 m vom Ufer nahe der Halde und dem früheren Dampfschiffsteg eine sehr schöne B.station. Die Pfähle ragen etwa 50 cm aus dem Schwemmsande, welcher weithin alles bedeckt. Die einzelnen Hütten, 6 an der Zahl, mit viereckigem, sowie eine mit kreisrundem Grundriss, lassen sich deutlich erkennen. Die aufgefundenen Scherben mit geometrischen Dreieckverzierungen und einem schwach nach aussen gebogenen Rande sind für die Bronzezeit typisch. Bei geeigneter Mitarbeit liesse sich jetzt noch gut ein Situationsplan aufnehmen. Grabungen können deswegen nicht vorgenommen werden, weil der niedrige Wasserstand dort noch immer 1,50 m beträgt.

8. *Rauenegg* bei Kreuzlingen (Thurgau).

Nach gütiger Mitteilung durch Dr. Joseph v. Sury stehen direkt vor der schweiz. Badanstalt zwei lange Reihen mächtiger Pfähle vom Durchmesser eines Suppentellers. Hier liegen sehr viele Topfscherben mit Randverzierungen. Besonders häufig waren grosse Tonringe und Bronzenadeln mit linearen Verzierungen. Ferner kamen Teile einer Bronzefibel zum Vorschein. Dass daneben aber auch Steinwerkzeuge vorkommen, braucht uns nicht wunder zu nehmen. Eine Eigentümlichkeit ist, dass viele der massigen Pfähle oben noch ein grosses quadratisches Loch aufweisen, das dazu diente, die Horizontalbalken aufzunehmen; in einigen ist sogar noch der Ansatz des Hüttenbodens zu sehen. Sury meint, dass trotz der einstigen Ausbeutung durch die Konstanzer eine systematische Untersuchung sich wohl lohnen würde.

¹⁾ Da seither die weitere Ausbeutung des Steinbruchs auf dem Inselberg von Montlingen weitere Funde von schönen Bronzen geliefert hat, und die Annahme nahegelegt ist, dass sich auf der Höhe eine entsprechende Ansiedelung befand, von welcher die gefundenen Bronzen herrühren, so werden mir im nächsten JB. wieder darauf zurückkommen.

9. Ruis (Bez. Glenner, Graubünden).

Im AA. XIV (1912) pag. 190 publiziert F. von Jecklin einen Fund von zwei bronzenen Leistenäxten, die an einer Halde beim Quellsuchen in etwa 60 cm Tiefe gefunden wurden. Nach dem Berichte Semadenis scheint es fast, als ob wir es mit einem Depot bei einer Quelle zu tun hätten, so dass wir eine Analogie mit den St. Moritzer Funden hätten. Die beiden Äxte sind Lappenäxte mit sehr langer Bahn und kurzer, scharf abgesetzter Schneide; die kleinere ist etwas geschweift. Ähnliche Stücke sind aus Graubünden mehrere bekannt, vgl. Heierli-Öchsli, Urgesch. Gr. in Mitt. Zürich. Ant. Ges. Bd. XXVI., Hft. 1., Taf. I. Sie haben nun auch ihr jüngstes Analogon gefunden auf dem Montlinger Berg, s. pag. 122 ff. dieses Berichtes, woselbst auch Näheres darüber. Es ist kein Zweifel, dass wir auch diese Formen in den Ausgang der B. oder die früheste H. setzen müssen. Die beiden Ruiser Funde befinden sich im Rätischen Museum.

10. St. Moritz (Engadin).

Es ist noch in jedermanns Erinnerung, wie seinerzeit in St. Moritz eine bronzezeitliche Quellfassung entdeckt wurde, die um so mehr Aufsehen erregte, als man bis dahin doch kaum erwarten durfte, Reste dauernder Besiedelung im Engadiner Hochtale schon in der Bronzezeit zu finden. Vgl. Heierli, Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz, AA. N. F. IX. Bd. (1907) und namentlich den bei uns viel zu wenig beachteten Aufsatz von Pigorini: Uso delle acque salutari nell'età del bronzo (Parnighina, St. Moritz etc.) in Bull. Pal. It. XXXIV (1908) pag. 169 ff. Nun wurde hoch droben am Berge oberhalb des Dorfes beim Bau der Kuranstalt „Chantarella“ eine Bronzeaxt und eine Lanzenspitze aus gleichem Metall gefunden. Es kann nun, wenn man die gelegentlich gemachten Einzelfunde noch heranzieht, kein Zweifel mehr darüber sein, dass in der Bronzezeit das Engadin bewohnt war. Es bleibt bis jetzt nur noch die Frage zu lösen, ob wir die in jener Gegend gefundenen Bronzen in die eigentliche Bronzezeit, das Morgien z. B., setzen müssen, oder ob nicht in den Alpengegenden die Bronze noch Gebrauchsmetall war, als in den reichereren Ebenen unten das Eisen schon mehr oder weniger lange bekannt war.

11. Tenna (Kr. Safien, Graubünden).

Heierli erwähnt in seinem Archäologischen Tagebuch von 1912 unterm 28. Mai eine schöne Bronzelanze, die bei einem Churer Antiquar zu kaufen war. Es ist ziemlich genau der Typus von Chevroux, vgl.

Musée de Lausanne. Antiquités lacustres Taf. XV. Nr. 10. Der Fund wurde bei einer Maiensäss, $\frac{1}{2}$ Stunde vom Dorfe am Wege nach Valendas gefunden. Länge 13, Breite der Flügel 3,5 cm.

12. Ürzlikon bei Kappel (Zürich).

Wie Viollier uns gütigst mitteilt, hat ein Einwohner dieses Dorfes dem Landesmuseum einen sehr schönen Bronzedolch, den er im dortigen Moos einst gefunden hatte (mit Griff Länge 19 cm), und den er eine Zeit lang zum Schaben von Fellen verwendet hatte, geschenkt, nachdem er auf den Wert des Stückes aufmerksam gemacht worden war. Dort befinden sich nach der Feststellung von Heierli auch einige Grabhügel mit Steinkern. Der eine ist 9/14, der andere 13/15 m lang und breit, der eine ist ca. 1, der andere ca. 2 m hoch. H. gedachte den kleineren davon in Angriff zu nehmen. Über die Zeitstellung dieser Dokumente hat sich H. nicht geäussert.

13. Zug, Luegeten.

Im Februar des laufenden Jahres wurde nach einer Mitteilung von Herrn Luthiger bei dem Bauernhofe Luegeten, etwa 1 km nordöstlich von Zug, bei Entwässerungsarbeiten eine Lappenaxt aus Bronze gefunden, die im Besitze von Jos. Acklin, Altstadt, Zug, sei. Es ist eine mittelständige, typisch br. Lappenaxt mit einem gestreckt halbmond-förmigen Ausschnitt. Vgl. Forrer, Reallex. Taf. 22, Nr. 18, mittlere B.

IV. Hallstattzeit.

a) Allgemeines.

1. Grabfunde der 3. Hallstattperiode.

Auf Tafel 69 des V. Bandes der Alt. heidn. Vorzeit publiziert Reinecke einige Grabfunde der dritten H.-Stufe aus Süddeutschland und kommt dabei im Begleittext pag. 403 ff. zu einigen Resultaten, die auch die schweizerische Prähistorie interessieren. Der dritte Abschnitt der H.-Stufe wird durch die breiten eisernen Schwerter charakterisiert. Dieser dem Nordrand der Alpen parallel laufende Kulturkreis erhält seine Datierung durch Parallelen zum italischen Kulturkreis (vgl. diesen Bericht pag. 122 auch für die Übergangszeit von der B. zur H.) des VIII. Jhs. In unseren Ländern kehren die breiten, grossen, eisernen Schwerter, gewisse Typen des Pferdegeschirres, der Keramik und der importierten altitalischen Metallgefässe wieder. „Für das VIII. vor-

christliche Jahrhundert . . . besteht im zeitlichen Zusammentreffen vom Mittelmeerbecken bis zum skandinavischen Norden ein gewisser Zusammenhang der einzelnen Kulturkreise, der sich in vielen Zügen zu erkennen gibt.“

Die Leitfunde stammen hier aus Gräbern; es sind Tumuli. Leichenbestattung kommt neben Leichenverbrennung vor. Im Gegensatz zu Süddeutschland, wo die Bestattung vorherrscht, ist in der Schweiz die Verbrennung üblich. Helm, Panzer und Beinschienen sind hauptsächlich in Italien und im Osten zu finden. Unter dem zahlreichen Schmuck nennen wir die kräftigen, offenen, mehr runden oder bandartigen, hohlen oder massiven verzierten Arm- und Fussringe mit Endknöpfen und Endstollen. Was die Keramik betrifft, so nimmt die bekannte bunte H.-Ware auch das schweizerische Gebiet ein. Eine schnell rotierende Drehscheibe kann nicht nachgewiesen werden; auch Henkel sind verhältnismässig selten. Der Formenkreis ist sehr mannigfaltig, indessen fehlt es an hochhalsigen Gefässen. Der Hals ist meist gedrückt. Sehr häufig ist der Graphitüberzug. Anlehnung an Metallvorlagen ist oft ersichtlich. Der rote Überzug macht sich bei uns auch gelegentlich bemerkbar. Ornament und Figur sind geometrischen Charakters. Plastik und figürliche Darstellung beschränken sich auf wenige Formen. Es erscheinen Vierfüssler (wie z. B. aus der Zürcher Goldschale, s. unten pag. 131). Plastische Figuren sind selten. Die Anordnung der geometrischen Ornamente ist konzentrisch, manchmal eine bandartige, etwa einmal kommt Metopengliederung vor. Spiralen, Tangentenkreise, Rosettenbildungen, Pflanzenornamente fehlen im süddeutschen Kulturkreise wie auch in der Schweiz. „Offenkundig verrät sie (die Ornamentik) gewisse, nicht zu intensive Beziehungen zur griechisch-geometrischen Kunst der Haupt- (Schwarz-) Dipylon-Zeit wie der Spät-Dipylon-Gruppe, ferner zum gleichaltrigen italisch-geometrischen Kreis. Zweifellos wurde diese Entfaltung unserer jüngerhallstättischen geometrischen Ornamentik in letzter Linie wieder durch südliche Einflüsse ausgelöst.“ Wir kommen immer mehr zur Überzeugung, dass unsere Hallstattkultur viel mehr Anregungen aus südlichen Formenkreisen erfahren hat, als man gemeinhin anzunehmen die Lust hatte. Es ist allerdings bei der Beurteilung dieser Mitteilungen zu beachten, dass Reinecke das schweizerische Hallstattmaterial zu wenig kennt oder zu wenig berücksichtigt, obschon er reiche Belehrung daraus hätte schöpfen können. Auch in diesem Abschnitt ist es aber die Pflicht der schweizerischen Prähistoriker, dem reichen einheimischen Material grosse und sorgfältige Aufmerksamkeit zu widmen.

2. *Der Helm.*

Über die Geschichte des Helmes gibt Schuchhardt einige interessante Winke im Novemberheft des XXIV. Jgs. der „Amtlichen Berichte der K. Kunstsammlungen in Berlin“, S. p. 28 ff.

In die Vorgeschichtliche Abteilung der Berliner Museen kam im Jahre 1912 ein Bronzehelm, der bei Stettin aus der Oder gebaggert wurde. Er ist aus einem Stück Bronzeblech getrieben, ist halbkugelförmig, im Grundriss oval und trägt obenauf eine mit vier Nieten befestigte gegossene Tülle zur Aufnahme des Helmbusches. Im Innern war er, wie sich aus den noch vorhandenen Nieten ergibt, mit Leder gefüttert und zwar war das Futter 6 mm dick. Die Aussenfläche ist mit von innen herausgetriebenen Punkten verziert, die in horizontalen Systemen von Strichen und Kreisen angeordnet sind. Er ist 13 1/2 cm hoch, 19 1/2 cm breit und 21 1/2 cm lang.

Da solche Verzierungen auch bei uns in der Schweiz gefunden werden und natürlich gelegentlich auch solche Helme gefunden werden können, so ist interessant, festzustellen, dass derartige Waffen dem nordischen Kulturkreise fern sind, dass sie vielmehr auf mittelitalische Arbeit der frühen Villanova-Zeit, die unsere Hallstatt-Kultur so entschieden befruchtet hat, zu gelten hat. Das Fundstück dürfte etwa um die Wende des XI. vorchristlichen Jahrhunderts entstanden sein. Von Italien kamen solche Gegenstände durch den Handel nach dem Norden, Helme allerdings seltener. So sind in Süddeutschland schon in der entsprechenden frühen Hallstattzeit halbkugelige Helme, bald getrieben, bald gegossen gefunden worden, wie jüngst noch einer bei Kronach, der in das germanische Nationalmuseum gekommen ist.

Die aus der Hallstattkultur stammenden Helme sind die ältesten, die es überhaupt gibt. Für die Entstehungsgeschichte des Helms ist folgende Erwägung wichtig: Nach ihrer rundlichen Form schmiegen sie sich wie halbrunde Kappen dem Kopfe an. Diese mögen ursprünglich aus Wolle gewesen sein, wie schon aus der Bronzezeit in jütischen Eichensärgen solche nachgewiesen sind. Diese Wollkappen wurden dann im Laufe der Zeit mit Bronzeblech überzogen. So erklären sich auch die primitiven Verzierungen mit Punktreihen und Wulstringen.

Die Entwicklung der Villanova- und damit auch unserer Hallstatt-Helme lässt sich folgendermassen gliedern:

1. Einfache Halbkugel mit oder ohne Tülle. Beispiel der Stettiner Helm.
2. Eine Halbkugel mit einer grossen Crista darauf, eine Form, die auch im mykenischen Kulturkreise vorkommt. Vgl. die bekannte Vase

von Mykenae mit der Kriegerdarstellung im 3. Heft des ersten Teiles der „Kunstgeschichte in Bildern“, S. 90, Fig. 15.

3. Eine geschweift kegelförmige Gestalt mit einem Knopf obenauf.

Zum Vergleich mit der angeführten ersten Helmform mag der von Heierli, Urgesch. der Schweiz, auf pag. 383, Fig. 391 abgebildete Eisenhelm von Molinazzo bei Arbedo erwähnt werden.

3. *Das Hufeisen.*

Die Frage, wann zuerst das Hufeisen in unseren Gegenden in Gebrauch gekommen sei, ist noch immer eine umstrittene. Während die Annahme, dass die Gallier die ersten Erfinder dieses Schutzmittels für Pferde und Maultiere gewesen seien, dass also die Latène-Zeit sicher das Hufeisen gekannt habe, mehren sich jetzt die Anzeichen, dass die Hufeisen schon in der H.-Zeit in Gebrauch waren. Beaupré veröffentlicht im Bull. SPF. Tome IX (1912), pag. 525 einen Bericht: „Note sur deux fers à chevaux trouvés en Lorraine dans des gisements hallstattiens.“ Danach ist unzweifelhaft das Hufeisen schon in der ersten Eisenzeit bekannt. „Quant à la découverte faite au Camp d’Affrique, elle a une valeur considérable, les bonnes conditions de gisement de l’objet trouvé étant de nature à confirmer son origine hallstattienne d’une façon bien précise.“ Diese Tatsache wird durch Boyard in einer Notiz „A propos de la ferrure à clous des chevaux à l’époque hallstattienne“ durch einen ebenso einwandfreien Fund aus einem Abri Porou des Cuèches (Nans-sous-Thil) bestätigt, Bull. SPF., T. IX (1912), pag. 734.

4. *Goldfunde.*

Am französischen prähistorischen Kongress in Nîmes brachte Viollier eine Mitteilung „Objets préhistoriques en or trouvés en Suisse“. Vgl. Congr. préh. Fr. 7^{me} session. Nîmes 1911. Paris 1912. Goldgegenstände einheimischer Produktion sind, da das Gold in der Schweiz sehr selten vorkommt, nicht häufig; was gefunden wird, ist importierte Ware. Häufiger werden die Goldgegenstände bei uns erst in der ersten Eisenzeit. Allgemein bekannt ist die zuerst von Heierli publizierte, 1906 gefundene Schüssel von Altstätten bei Zürich. V. macht auf die Ähnlichkeit der ausgesparten Tierornamente mit jenen Statuetten aufmerksam, die man gelegentlich in unseren Bronzestationen findet. Das Gefäss hat offenbar zu Kultzwecken gedient. Da nichts von Asche in der Nähe war, handelt es sich um ein Depot, nicht um eine Grabbeigabe. V. schreibt: „Cette pièce est jusqu'à ce jour unique. Elle est certainement d'origine étrangère; mais ils n'a pas encore été possible de déterminer avec cer-

titude son origine. On connaît de nombreux vases, sur lesquels le décor est indiqué par des lignes de points en relief, comme la célèbre ciste de Sesto Calende. Mais les objets où le décor est arpégé sur un fond bosselé sont encore extrêmement rares. M. Déchelette veut bien me signaler un disque, découvert en Scandinavie, entièrement recouvert de têtes de clous en aillie, où une étoile a été épargnée au centre. C'est donc semble-t-il plutôt du côté du nord qu'il faudrait diriger nos recherches.“¹⁾

In der Diskussion, die sich an diese Mitteilung knüpfte, machte Waldemar Schmidt auf die Analogien mit dänischen Funden aufmerksam. Immerhin haben die dänischen Gefässer mit Buckelverzierung die Eigen-tümlichkeit, dass auf dem Bauche selbst sich keine Tierornamente befinden. Diese Stücke stammen in Dänemark aus der Bronzezeit, während aus der ersten Eisenzeit in Dänemark keine Goldschalen bekannt sind. Baudouin brachte die Dekoration mit dem Sonnenkultus in Zusammenhang. Auch Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, pag. 129, bezeichnet sie als Opferschalen, vgl. Goldschale von Blekinge, Abb. 235.

Dass die Zürcher Goldschale ihr Prototyp in Holzschalen hatte, die mit Bronzeblech überzogen und mit Nägeln beschlagen waren, steht ausser Zweifel.

Ausser dieser Goldschale besprach V. auch noch einige andere hallstättische Goldfunde. Aus einem Tumulus in der Nähe von Payerne stammt ein im Museum von Lausanne befindlicher hufeisenförmiger Ring von feinem Goldblech, der noch nicht publiziert ist. Er ist zusammengefaltet und weist aussen eine sehr feine, getriebene Mäanderverzierung auf. Eine etwas andere, aber immerhin geometrische Dekoration haben die Fragmente von zwei Berner Blattringen, die leider ausgestreckt wurden. Ein kleinerer befindet sich im Museum von Freiburg. Die Verwendung dieser Objekte ist noch nicht einwandfrei festgestellt. Aus hallstättischen Tumuli stammen noch einige kleine Filigrangloben, wahrscheinlich Köpfe von Haarnadeln. Einige Gehänge, Ringlein, Kettchen vervollständigen das Goldinventar der H.-Gräber. Die meisten derartigen Stücke scheinen aus dem Pogebiet importiert zu sein.

Wenn man eine Karte der H. Goldfunde entwirft, so ist es von Interesse, zu konstatieren, dass mit einer einzigen Ausnahme alle Funde in der Westschweiz zwischen Jura und Aare vereinigt sind. In der Latène-Zeit verchwinden die grösseren Goldfunde und machen kleineren

¹⁾ Wir wollen nicht unterlassen, hier zu erwähnen, dass die Ansicht Heierlis von der Violliers abweicht, indem jener in diesem Unikum eine Graburne, deren Herkunft nach dem Süden weise, ansah. Vgl. AA., N. F., Bd. IX (1907), pag. 1 ff.

Gegenständen aus Gold Platz. Am Schlusse kommt Viollier zu dem Resultat, dass in der Bronzezeit das wenige Gold, das vorhanden ist, im Lande selbst gewonnen und verarbeitet, dass aber in der Hallstattzeit die reichereren Goldgeräte importiert wurden. Es ist aber doch die Frage, ob man daraus auf nomadisierende Bevölkerung in dieser Periode schliessen darf, wie es V. l. c. pag. 427 tut. Die Ansiedelungen und die Nekropolen aus dieser Zeit sprechen doch eher im allgemeinen für eine sesshafte Bevölkerung. Vgl. diesen Ber. pag. 124 u. a.

5. *Ringwall und Nekropole.*

Ein schönes Beispiel, wie eine Siedlungsstätte aus der Hallstattzeit mit einem Gräberfeld in Beziehung gesetzt werden kann und die Forschungen dadurch systematischer werden, ist das Werk von Georges Goury: „L'enceinte d'Haulzy et sa nécropole“. Nancy 1912. Der Ringwall von Haulzy im Marnedepartement ist fast intakt erhalten. Goury hat während fünf Saisons dort gegraben, hat dabei 80 Tumuli und zugleich die Wohnstätten innert des Ringwalls untersucht. Alle Gräber weisen Leichenbrand auf, haben sich aber im Laufe der Zeiten in eigen-tümlicher Weise entwickelt. Die früheren Grabhügel sind ziemlich hoch, werden dann aber immer niedriger; die Graburne, die anfänglich auf dem blosen Boden stand, wird später in einem 2 m langen Graben plaziert; man ersieht daraus also bereits die ersten Vorbereitungen zur Leichenbestattung, obschon hier die Leiche noch verbrannt wird. Die Urne nimmt gewöhnlich den Platz ein, wo sonst das Haupt des Toten hingehörte; ebenso kommen die Schmuckgegenstände an den ihnen zukommenden Ort. Der Schmuck ist importiert, während die Keramik, am Platze selbst hergestellt, sich schon den Latène-Typen nähert. Zeitlich fallen diese zusammengehörigen prähistorischen Stätten ans Ende der Hallstattzeit, signalisieren aber bereits den Anfang der jüngeren Eisenzeit.

6. *Töpferei.*

Im BPF., T. IX (1912), pag. 172 ff. publiziert A. Viré in seinem Artikel „Poterie Hallstattienne aux ,Igues de Magnagne‘, commune de Carennac (Lot)“ einen Keramikfund aus unterirdischen Gruben. Die feinere Ware ist schwarz, mit bleifarbenem Überzug dekoriert („plombaginé“), während die gröberen Gefäße Tupfenleistenverzierungen und Fingereindrücke aufweisen, die den Funden von Trimbach (Rintel, Krottengasse, Schulhaus) sehr ähnlich sehen. Vgl. Trimbach, unter „Früh-germanische Zeit“.

b) Schweizerische Fundplätze.

1. *Freiamt* (Aargau).

B. Reber teilt uns mit:

„In der Abhandlung „Das Freiamt (oberes Reusstal des Aargaues) vor der Geschichte, Wohlen 1912“ habe ich meine früheren Veröffentlichungen, sowie die Resultate meiner neueren Forschungen chronologisch zusammengestellt. Die Neolithik (im Bünzer Moos) ist nur schwach, hingegen die Bronze- und besonders die *Eisenzeit* (*Hallstatt* und *Latène*) sehr schön vertreten. Das Hallstätter Totenfeld von Lunkhofen, auch die vielen Grabstätten am Albis wurden früher schon vielfach beschrieben. Neu kommen hinzu die Hallstattgräber oberhalb Litzi, wo ich eine Anzahl unversehrter Grabhügel konstatierte. Auch der sichere Nachweis der Wohnstätten (in Mardellenform) verdient Erwähnung.“

2. *Grüningen* (Zürich).

Herr Viollier hat die Freundlichkeit, uns folgenden summarischen Bericht über die mustergültige Ausgrabung des Landesmuseums bei Grüningen zu senden:

„En automne 1912, le Musée National a fouillé un groupe de tumulus dans le bois du Strangenholz, près d'Adletshausen. Comme les vases provenant de ces fouilles ne sont pas encore restaurés et n'ont pu être encore étudiés, ils ne peut être question, pour le moment, que d'une notice sommaire et forcément très incomplète.

Les fouilles ont été conduites avec le plus grand soin par Mr. F. Blanc. Le groupe se compose de quatre tumulus.

Tumulus 1: Il a été partiellement fouillé il y a une vingtaine d'année. On y trouva une petite urne peinte et un couteau de fer en poignée ornée de trois mammelons; ces objets sont dans la collection de Wetzikon. Nous avons constaté que le tumulus recouvrait un noyau de pierres, bâti sur l'emplacement du foyer. Sous ce noyau, nous avons trouvé une urne et en dehors du noyau à l'est une tombe composée de plusieurs vases, dont quelques-uns sont peints, et de quelques objets de métal. Au SO, on trouva encore deux lances de fer, un fragment de fibule serpentiforme et une urne.

Tumulus 2: Recouvrait un grand noyau de pierres construit sur le foyer; celui-ci était encore recouvert d'un amas très épais de cendres. Cette tombe ne renfermait pas d'objets.

Tumulus 3: Le centre du tumulus était occupé par un grand foyer sur lequel reposaient deux vases. A un niveau supérieur, se trouvait une seconde tombe composée d'un groupe de vases.

Tumulus 4: Le centre du tumulus est occupé par un grand foyer. Sur ce foyer se trouvait la tombe principale composée de quelques vases; un peu en dehors de cette tombe, et à un niveau un peu plus élevé, se trouvait tout un amas de bronzes: anneaux, bracelets, fibules. En dehors du foyer, on trouva deux tombes secondaires: l'une, sur le sol primitif, composée de plusieurs vases, et l'autre, près du sommet de la butte.

Par leur mobilier, ces quatres tumulus appartiennent à la fin de l'époque de Hallstatt, et sont apparentés avec les tombes contemporaines du sud de l'Allemagne.¹⁾

3. *Gudo* (Bez. Bellinzona, Tessin).

Über die Nekropole von Gudo, die sich über die Hallstatt- und Latène-Periode hin erstreckt, hat seinerzeit Baserga in der *Revista arch. Como*, Fasc. 62 (1911) einen sehr detaillierten und recht gut informierenden Artikel gebracht. Die Untersuchung wurde in den Jahren 1909 und 1910 durchgeführt und die Resultate in anerkennenswert rascher Zeit dem Publikum bekannt gemacht. Um die Resultate auch den deutschen Lesern zur Kenntnis zu bringen, hat Tatarinoff im AA. XIII (1911), pag. 109 ff. einen Auszug in deutscher Sprache veröffentlicht.²⁾ Die interessanten Resultate dieser höchst beachtenswerten Unternehmung der Tessiner Behörden ist die Entdeckung von sog. Überdeckungen der meist mit Steinen eingefassten Gräber und die Malzeichen, Menhirs, die darauf standen; ein solches Grab (Nr. 236) ist im Museum Castell Schwiz in Bellinzona rekonstruiert und zeigt dem Besucher, wie die Grabstelle markiert war. Dass auch anderwärts in der H. Menhirs als Grabstelen verwendet wurden, ist nun auch aus dem Elsass bekannt geworden und es ist nur zu bedauern, dass bei den Forschungen, die in der nördlichen Schweiz in Grabhügeln vorgenommen wurden, nicht mehr auf das Vorhandensein von meist natürlich umgestürzten und oft kleinen Stein-säulen geachtet wurde.³⁾

¹⁾ Am 13. September besuchte der Internationale Anthropologenkongress unter Führung von Herrn D. Viollier vier Hallstatt-Tumuli von Grüningen. Einer davon wurde auf diesen Besuch hin extra geöffnet und man fand darin fünf zerdrückte Tongefässer. In einer Korrespondenz in der N. Z. Z., Nr. 260, 2. M., 18. Sept. 1912, wird auch erinnert, dass der zugänglichste der Grabhügel schon im Jahre 1891 ausgegraben wurde, wobei man eine guterhaltene grosse Urne und den Griff eines eisernen Schwertes gefunden habe.

²⁾ Leider hat Heierli in seinem letzten JB. (IV. JB. SGFU., pag. 135) nur ganz kurz auf diese mehr Rücksicht verdienende Publikation unseres Kollegen Baserga hinweisen können.

³⁾ Vgl. Forrer, Menhir-Grabstelen aus Grabhügeln von Ernolsheim etc. in Anz. Els. Alt., V. Jg. (1913), pag. 342 ff. Ernolsheim, Untermundatwald beim Forsthaus Haardt zwischen Weissenburg und Schleital, Hesselbusch zwischen Selz und Nieder-

Eine weitere Analogie bieten die Scherben, die, wie Baserga feststellte, mit denen vom Rintel bei Trimbach, die von Tatarinoff seinerzeit in die erste Eisenzeit gewiesen wurden, grosse Ähnlichkeit aufweisen. Sogar bis ins kleinste Ornamentdetail liegen gleiche Techniken vor; man vergleiche besonders die Scherbe 3 auf pag. 210 l. c. mit einem Stücke, das in AA., Bd. XII (1912), Taf. VIII, Nr. 45 abgebildet ist. Vgl. auch diesen Bericht unter „Frühgerm. Zeit“.

Besonders bemerkenswert sind auch die gepflasterten Wege, die den Friedhof von Gudo durchquerten.

Die Schlüsse, die aus der Untersuchung über das Gräberfeld von G. geschlossen werden können, sind die, dass gegen Ende des VII. Jahrhunderts eine grosse Einwanderung von hallstättischer Bevölkerung aus dem Süden stattfand. Gegen Ende der H. macht sich etruskischer Einfluss geltend, der im IV. Jahrhundert einsetzt. Fast gleichzeitig kommen die keltischen Völkerschaften ins Tessin. Bemerkenswert ist aber, dass die früheren Sitten und Gebräuche nicht rasch verschwinden. Interessant ist die ungeheuer dichte Besiedelung der Gegend von Bellinzona in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten.¹⁾

4. Lyssach (Bern).

Im IV. JB. der SGFU. (pro 1911) pag. 116—118 hat Heierli einen Bericht Wiedmers über die Grabhügel 2 und 3 abgedruckt. Seither hat Dr. Tschumi im JB. des Hist. Mus. Bern pro 1911 einen etwas ausführlicheren Bericht über die Funde, allerdings leider ohne Abbildungen, publiziert. Es geht daraus von neuem deutlich hervor, dass die Lyssacher Grabfunde mit denen von Subingen (vgl. AA., Bd. X [1908]) teilweise identisch und gleichzeitig sind. Tschumi stellt fest, dass das ganze Inventar für die späte Hallstattzeit charakteristisch ist (ca. VI—V. Jh.). Konstatiert wurde in Lyssach wie in Subingen die Sitte, menschliche Zähne als Schmuck zu verwenden, und zwar waren es nicht die Überreste des Toten, indem sonst unzweifelhaft die Zahnkrone im Brände zuerst gesprungen wäre. Ferner hat man die Sitte erkannt, den menschlichen Leichnam nur teilweise zu verbrennen, was auch aus der Tatsache hervorgeht, dass die Tonnenarmspangen sich oft noch an unverbrannten Armknochen befinden.

rödern haben Menhirs geliefert. Alle diese merkwürdigen Funde werden in die ältere Hallstattperiode gewiesen.

¹⁾ Die Funde von Gudo bilden den Grundstock des arch. Museums im Castell Schwiz bei Bellinzona, wo sie dermalen aufgestellt sind. Leider ist das Museum schwer zugänglich und die Funde, die ungenügend konserviert sind, auch ungünstig aufgestellt.

Nun schickt uns unser Präsident, Wiedmer-Stern, einen Originalbericht über die im Herbst 1912 vorgenommene Ausgrabung des ersten der Serie der L. Grabhügel ein:

„Der Tumulus hatte einen ovalen Grundriss von folgenden Durchmessern: Nordwest-Südost 13 m, Südwest-Nordost 9,6 m. Die maximale Erhebung über den umliegenden Waldboden betrug 0,8 m.

Der Hügel bestand, wie die beiden im letzten Berichtsjahr untersuchten, aus leichtem Lehmsand. Hatten schon Unebenheiten der Oberfläche frühere Nachgrabungen, über die nichts näheres bekannt ist, vermuten lassen, so zeigte sich bald, dass der Inhalt des Hügels durchwühlt war. Zerstreute Scherben einer grossen Urne fanden sich fast in seiner ganzen Ausdehnung und schliesslich kamen auf dem Naturboden 4 m vom südlichen Peripheriepunkt gegen Norden inmitten einer mächtigen Aschenlage, arg zerdrückt, die Hauptteile dieser Urne samt den Scherben eines typischen kleinen Schälchens zum Vorschein. Die Urne zeigt die gewöhnliche Form und ist unverziert; ebenso die Schale. Von weiteren Beigaben fand sich keine Spur; zweifellos waren sie ehemals vorhanden, sind aber bei den erwähnten früheren Nachgrabungen verschleppt worden.

Im Anschluss an diese Ausgrabung wurde noch der grosse Hügel IV abgeholt und zur Untersuchung nach Neujahr vorbereitet.“

5. Schötz (Luzern).

Heierli hat über die Gräber von Schötz in den Schweizer Wiss. Nachrichten 1907, Nr. 1, einen Aufsatz über die Hallstattgräber von Sch. veröffentlicht, der in einer französischen Übersetzung von Henry Barbe auch in der Rev. préh. Est de la France, 5^{me} année (1912), pag. 155—158 erschienen ist. Es wird da aufmerksam gemacht, dass unsere nordalpinischen H.-Gräber sämtlich als Gräber unter Tumuli bekannt sind, aber niemals als Flachgräber. Die Gräber von Schötz sind die erstgefundenen dieser Art in der schweizerischen Hochebene. Ein anderer Unterschied besteht darin, dass die Tumuli sich gewöhnlich auf sonnigen Höhen befinden, während die Flachgräber von Sch. sich in einer lehmigen und feuchten Niederung befinden. Es wird ferner darauf aufmerksam gemacht, dass die Erstellung solcher Flachgräber sehr viel einfacher war als die der Tumuli, und der Umstand, dass auch der Grabinhalt bei Sch. sehr gering und ärmlich war, lässt darauf schliessen, dass hier unten arme Leute ihre Toten beisetzen, während die reichen Herrenleute die Asche ihrer Angehörigen auf luftiger und sonniger Höhe in Tumuli bestatteten.

6. *Sorengo*, bei Lugano (Tessin).

Viollier ist im Falle, mitzuteilen, dass man beim Weiler Muzzano in einem Grabe eine prächtige „Fibula a sanguisuga“ gefunden hat, die eine Länge von 19 cm hat. Ihr Gewicht beträgt 380 g. Es waren fünf Gehänge daran. Die Kahnfibel ist für die ältere Hallstattzeit charakteristisch, aber so gewaltige Stücke sind von grosser Seltenheit.

V. Latène-Zeit.

a) Allgemeines.

1. Ausbreitung der Latène-Kultur.

In der Pariser Akademie der Inschriften brachte in der Sitzung vom 5. Juli 1912 Léon Coulin eine Mitteilung über „die frühgeschichtlichen Perioden des barbarischen Europa“ (Comptes rendus de l'Acad. Inser. Bell. Lettr. 1912, pag. 309 ff.). Danach wurde die typische Latène-kultur vor etwa 30 Jahren im östlichen Frankreich und in Südwest-deutschland entdeckt. Man glaubte anfangs, dass diese Kultur als spezifisch gallische Kultur sich auf diese Gebiete beschränkt habe. Seither sind aber so viele neue Funde hinzugekommen, dass man sie mit ganz anderen Augen anzusehen begann. So hat man erkannt, dass sie sich in Südgallien und Spanien ebenso vertreten fand, wie in den Gegenden, wo sie entdeckt worden war. Der Übergang von der Hallstatt- zur Latène-kultur hat sich überall unter den gleichen Bedingungen vollzogen. Die neue Kultur ist überall durch die gleichen Gegenstände belegt, wobei nur lokale Variationen vorkommen. Den Ursprung der Latène-kultur sucht man gewöhnlich im Nordosten des alten Gallien.¹⁾ Es wird angenommen, dass die Umwandlung der Hallstattwaffen durch Einführung des Schildes, des kurzen Schwertes und der Lanze stattfand, um die Feldzüge der Gallier gegen die griechisch bewaffneten Völker Italiens und der Balkanhalbinsel durchführen zu können. Reliefs aus dem Süden Spaniens, wo man Krieger mit Latène-Ausrüstung und mit den Griechen nachgeahmten Waffen neben einander sieht, scheinen diese Annahme zu bestätigen. Die neue „gallische“ Industrie hat sich rasch in den hallstattischen Kulturkreis verbreitet. Vom Beginn des 2. Jahrhunderts endigt die Eroberung Italiens durch die Römer mit der endgültigen Unterwerfung von Oberitalien, gleichzeitig setzt die Eroberung Spaniens ein. Daran schliesst sich die Okkupation Galliens an. Man kann heute in beiden Ländern erkennen, was für Mittel die Gallier ins Werk setzten,

¹⁾ Vgl. diesen Bericht pag. 11.

um ihre Unabhängigkeit zu verteidigen. Die Befestigungen sind verschiedenen Perioden der griechischen Fortifikationskunst entnommen, von den Quadermauern des nordöstlichen Spanien bis zu den mykenischen Mauern mit Holzbindung in Frankreich.¹⁾ Nach der Eroberung durch die Römer werden in beiden Ländern im allgemeinen die Oppida²⁾ allmählich verlassen und durch Ansiedelungen ersetzt, die sich in den benachbarten Ebenen befinden; Industrie und Handel bringen italisch-römische Waren ins Land und verändern allmählich das einheimische, vornehmlich unter griechischem Einfluss stehende Gewerbe. Die Grabsitten erhalten sich aber bis zu Beginn des Kaiserreiches. Der Bericht schliesst:

„Les découvertes archéologiques faites ces dernières années dans le sud de la France et en Espagne apportent donc de nouvelles précisions sur les civilisations qui se sont succédé dans les diverses contrées de l'Europe barbare. Elles étendent considérablement le domaine de certaines d'entre elles, en même temps qu'elles révèlent des événements importants que les textes ne mentionnaient pas. C'est ainsi qu'elles éclairent la grande lutte de la civilisation pendant la longue période qui s'est écoulée depuis les premiers renseignements recueillis par les Grecs jusqu'à la fondation de l'Empire romain.“³⁾

2. Einteilung.

Unser Latèneforscher par excellence, D. Viollier, hat im Bericht der Ass. franç. pour l'avanc. sciences, Paris 1911, seine systematische Einteilung der Latèneperiode auseinander gesetzt, wie sie dermalen für unsere Forschung grundlegend sein dürfte. Danach unterscheidet er zunächst:

Latène I a (ca. 450—400): Überleben der Certosa-Fibel; Erscheinen der Fibel mit einer kleinen Scheibe am Fussende; Halsringe und Armringe sehr einfach; offene Ringe, Fingerringe sehr selten.

Latène I b (400—300 [325]): Fibeln mit gedrücktem Bogen, am Ende des Fusses eine Scheibe, die mit Koralle oder Email geschmückt ist; massive oder manchmal auch hohle Halsringe, mit Emaileinlage verziert; Armringe immer noch einfach, oft hohl, Fingerringe selten.

Latène I c (300 [325]—200 [250]): Fibeln mit gedrücktem Bügel, in gelegentlich ziselerter Arbeit, das meist grosse Kopfende befindet sich auf dem Scheitel des Bügels; keine Halsringe mehr, Arm- und

¹⁾ Und insbesondere der Heidenmauer auf dem Odilienberg, vgl. folgenden JB.

²⁾ S. unten, pag. 139.

³⁾ Der gleiche Gelehrte hat sich auch in der Soc. Ant. France über diese von ihm speziell studierten Fragen ausgesprochen, vgl. deren Bulletin 1911, pag. 215.

Fussringe sehr häufig und reich ornamentiert; ebenso Fingerringe aus Bronze, Silber oder Gold.

Latène II (200[250] — 50): Gestreckte Fibeln mit umgebogenem Fuss, der sich mittels eines Ringes an der Mitte des Bügels anschliesst.

Latène III geht schon in die römische Zeit über.

Einen Auszug aus der grundlegenden Arbeit gibt S. Reinach in der *Revue Archéol.* 4^{me} série, T. XX (1912), pag. 186.

Über die Typen der Latène-Fibeln mit einer Karte vgl. auch Robert Beltz, fünfter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen Anthropol. Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. Die Latène-Fibeln. In *ZE.* 43. Jg. (1911), pag. 664—817 und Nachträge ebenda pag. 930—943. Die Einteilung beruht auf der Tischlerschen. In Einklang mit der Variante von Reinecke sieht die Sache bei Beltz so aus:

Reinecke A = 500—400;

„ B = Tischler I (400—300)

„ C = „ II (300—120)

„ D = „ III 120 vor bis 50 nach Chr.

Beltz führt folgende Museen mit schweizerischem Inventar an: Bern, Biel, Chur, St. Gallen, Konstanz, Lausanne, Liestal, Luzern, Neuenburg, Vevey, Zürich. Da B. aber den Bestand aller genannten schweizerischen Anstalten nur entweder nach Publikationen oder bei gelegentlichen Besuchen aufgenommen hat und diese Liste lange nicht vollständig ist, so ist für unsere Arbeit die Einteilung Violliers, der das meiste Material selbst gesehen und photographiert hat, weitaus vorzuziehen, ohne dass allerdings dadurch die deutsche Typenkarte zur Seite gesetzt werden dürfte.

3. *Oppidum.*

In der Sitzung der „Antiquaires de France“ vom 25. Januar 1911 (vgl. *Bull. Soc. Ant. Fr.* 1911, pag. 108 ff.) gelangte der Begriff „Oppidum“ zur Diskussion. Es wurde festgestellt, dass Cäsar das Wort sowohl für „befestigte Stadt mit permanenter Bevölkerung“, sowie auch für eigentliche Refugien braucht, die nur in den Zeiten der Gefahr (z. B. bei den Venetern) bezogen wurden. Der Sinn für Refugium scheint sogar der ältere zu sein. Da Cäsar den Namen Oppidum für beide Begriffe anwendet, hat es keinen Sinn, in der prähistorischen Terminologie etwa „Oppidum“ für „befestigte Stadt“ und „Castellum“ für ein eigentliches Refugium anzuwenden. In Wirklichkeit werden sich diese Begriffe nicht immer auseinander halten, indem doch wohl die Refugien zu einer längeren Besiedelung eingerichtet werden konnten, namentlich wenn sich Quellen oder Cisternen darin befanden.

b) Schweizerische Fundplätze.

1. Andelfingen (Zürich).

Die Ausgrabungen, die vom Landesmuseum unter Leitung von Herrn Viollier im gallo-helvetischen Gräberfelde auf dem Hoch-Laufen durchgeführt wurden und von denen auf S. 129 des IV. JB. unserer Gesellschaft die Rede war, sind im Berichtsjahre zu Ende geführt worden und die schönen und reichen Funde sind bereits im Prähistorischen Saal des Landesmuseums zu sehen, nachdem sie konserviert, klassifiziert und etikettiert sind. Das Tagebuch hat der in solchen Dingen recht geschickte technische Gehilfe Blanc vom LM. geführt.

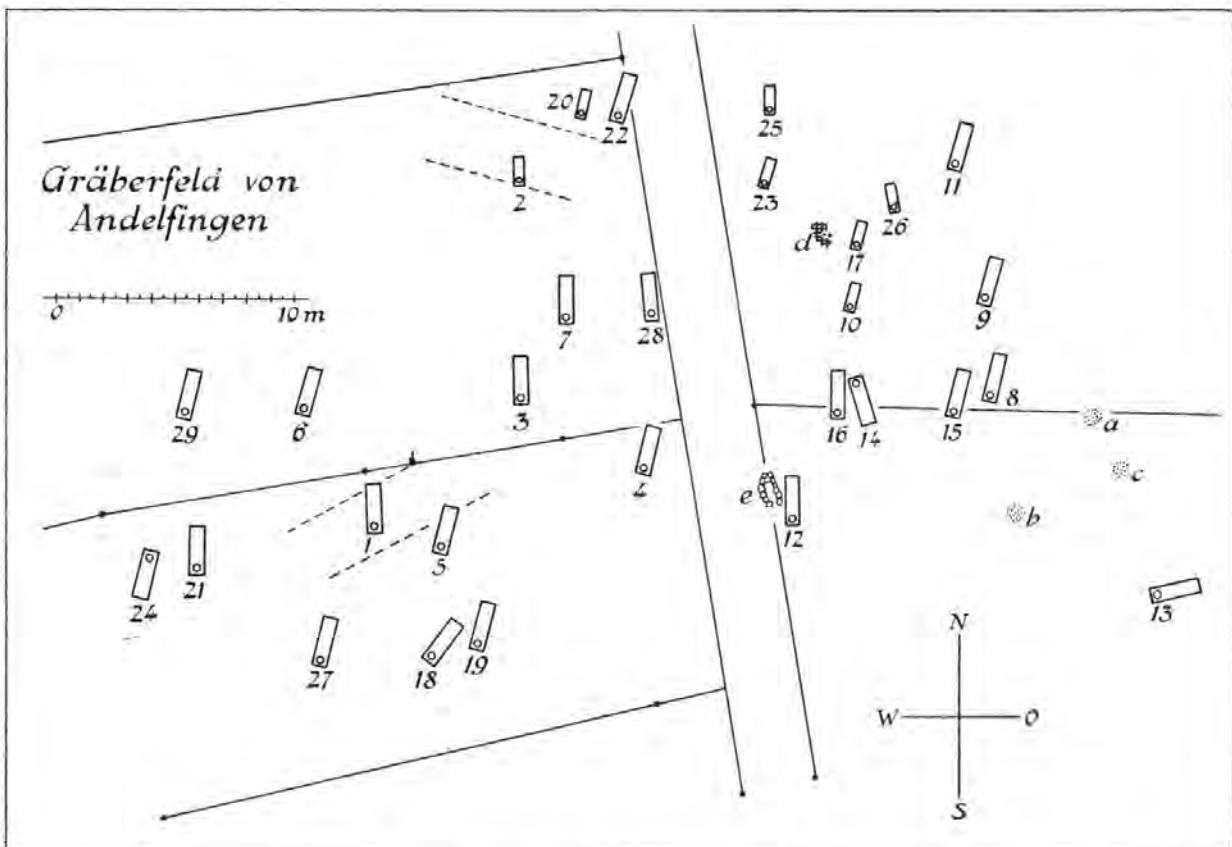


Abb. 24. Plan des Gräberfeldes von Andelfingen.

Im Anzeiger für Schweiz. Alt., N. F., XIV. Bd. (1912), pag. 16 ff. beschreibt Viollier in ausführlicher und sehr systematischer Weise den Gang der Ausgrabung und ihre Resultate. Jeder einzelne Fund wird abgebildet und beschrieben. Verschiedene Pläne dienen zu besserem Verständnis der Untersuchung.

Zum Gräberfeld gehört ein Refugium, eine Art Abschnittswall. Die Befestigung ist an drei Seiten, im Norden, Westen und Süden, durch einen Steilabfall des Geländes gebildet, während gegen Osten ein Wall und Graben errichtet war, von dem man noch einige Spuren gefunden

hat, indem eine Reihe von Querschnitten gemacht werden konnten. Der Eingang muss sich im Nordosten der Anlage befunden haben; offenbar lagen Erdwerke davor, die jetzt verschwunden sind. Nach den wenigen Scherben und nach der Nähe des Friedhofes dürfen wir dieses Oppidum, das übrigens wohl nur als eine Art Fluchtburg zu bezeichnen ist, als in der gallo-helvetischen, also der jüngeren Eisenzeit, benutzt denken; Fluchtburg, denn bis jetzt fehlen Wohngruben oder sonstige Besiedlungsreste vollständig. Da das Gräberfeld ausserhalb der Befestigung liegt, darf man auch annehmen, dass sie nach Verlassen desselben angelegt wurde, denn sonst wären die Gräber wohl innerhalb desselben gewesen. Im Übrigen dürfte das Protokoll über diese Wehranlage noch nicht geschlossen sein.

Das eigentliche Gräberfeld liegt in einer Moräne, die von der letzten Ausdehnung der Gletscher stammt. Allerdings ist der Boden nicht ganz homogen; die Mehrzahl der Gräber sind in einen sehr weichen, lössartigen Sand hineingegraben und nur am westlichen und südlichen Rande grub man die Toten in einen Boden, in dem grosse Kieselsteine, vermischt mit Sand und kleinerem Gerölle lagen. Offenbar haben die Leute diese Stelle gemieden. Die Humusschicht darüber kann in jener Zeit nicht dicht gewesen sein, vielleicht war damals, als die Gräber ausgehoben wurden, gar kein Humus da.

Der Friedhof bestand aus 29 Einzelgräbern; die Toten waren alle liegend bestattet, in der gewöhnlichen Lage von Norden nach Süden, Blick gegen Norden. Abweichungen kommen vor. Die Leichen liegen in gewissen Gruppen bei einander, was offenbar auf eine Art Familiengrabstätten schliessen lässt. Dazwischen befinden sich gelegentlich Steinsetzungen ohne bestimmt ausgesprochenen Charakter, sowie einige Löcher, die während des Gebrauchs der Friedhofsanlage angelegt wurden und die mit Erde, vermischt mit Kohlen und Asche, angefüllt wurden. Viollier vermutet, die eine oder andere könnte eine Wolfsgrube sein. Grabbauten waren keine vorhanden; der Tote wurde in den blosen Boden eingebettet. Steinkränze kamen nur ganz selten vor. Wo Kiesel herumlagen, wurden sie etwa längs der Wände hin gereiht; eine besondere Absicht lag dabei aber nicht vor. Bei einem Kindergrabe finden wir die Eigentümlichkeit, dass etwa hühnereiergrosse Steine ins Grab gegeben wurden.

Was die Lage der Leichen betrifft, so waren sie zu allermeist gestreckt; entweder waren die Arme beide einfach längs dem Körper ausgestreckt, in anderen war entweder nur eine Hand oder dann beide auf die Scham gelegt, bei einem Kindergrab lag ein Arm auf der Brust.

Durch diese Grabungen wurde einer der eigentümlichsten Grabriten in unserem Lande aufgefunden. Man hatte nämlich die Sitte, die Toten ganz in Asche zu betten oder wenigstens sie damit zu bedecken. Diese Asche konnte nur von rituellen Feuern herrühren, die bei Anlass der Bestattung in der Umgebung angezündet wurden. Da die Aschenschicht aber so dicht ist, dass man kaum annehmen kann, dass so viel Brennmaterial für den einzelnen Fall vernichtet wurde, so kann man annehmen, dass auch Asche vom heimischen Herd mit ins Grab gebettet wurde. Nach der im Altertum üblichen Vorstellung lag dann der Tote in seinem eigenen Heim. Besonders bei den Kindern scheint dieser Ritus in Anwendung gekommen zu sein.

Ganz hervorragend und schön waren die Grabbeigaben (Abb. 25). Das Gräberfeld enthielt neun *Männergräber*, die sich im allgemeinen durch geringeren Reichtum an Funden bemerklich machen. Die Fibeln sind in der Regel nicht zahlreich. In einem Männergrab lagen fünf Fibeln, das war das Maximum. Wenn nur eines oder zwei solcher Stücke vorhanden sind, so liegen sie gewöhnlich auf den Schultern, meistens auf der rechten. Eine, die auf dem Gürtel lag, scheint zur Befestigung der Hosen gedient zu haben. Ein einziger Toter trug am Halse ein feines Kettchen aus Bronze. Armringe sind auch selten; wenn sie vorkommen, sind sie gröber als bei den Frauen. Auch einige Beinringe wurden gefunden.

Die *Frauen* sind sicher in zwölf Gräbern vertreten. Die Beigaben und der Schmuck sind durchgehends reicher. Besonders interessant ist, dass der grosse Halsring, von den Römern „torques“ genannt, von dem man annahm, dass er sonst eine Männerzierat sei, hier nur bei den Frauen vorkommt. Das stimmt damit überein, dass bis jetzt in der Schweiz in Männergräbern dieser Schmuck, der doch sonst auf den antiken Gallierstatuen typisch ist, nicht vorkommt. Sechs Frauen trugen diesen Schmuck. Besonders schön und reich geziert war der Halsring gleich im ersten Grabe. Der Künstler, der ihn goss, mochte als Meister in seiner Kunst gegolten haben, was speziell das Giessen und das Nachziselieren betrifft; dagegen war die Emailliertechnik noch in ihren Anfängen, da war der Arbeiter noch unbeholfen. Um die Ornamente herum hatte er tiefe Rinnen erstellt, die mit pulverartigem Email aus gegossen wurden; dann wurde der Gegenstand zum Feuer gebracht, damit das Email schmelzen konnte und in den Rinnen verlief. Gerade dieses Verfahren scheint der Hersteller noch nicht vollständig beherrscht zu haben. Die Emaileinlagen beim Schlussstück wurden vermittelst zierlicher Stiftchen befestigt. Bei dieser Gelegenheit kann erwähnt werden, dass diese Art Schmuckstücke fast alle längs des Rheines



Abb. 25. Typische Fundstücke vom Gräberfeld von Andelfingen.
1 und 8: Grab 1 (Frau); 2: Grab 6 (Frau); 3: Grab 9 (Frau); 4: Grab 14;
5: Grab 21 (Mann); 6 und 7: Grab 29 (Frau).

gefunden wurden. Im Elsass sind sie besonders häufig.¹⁾ Fünf der Andelfinger Stücke sind aus Bronze, eines aus Eisen. Viel zahlreicher als bei den Männern sind auch die Fibeln. Ein Grab, auch sonst ein reiches, hatte deren nicht weniger als acht. Diese Fibeln lagen auch auf den Schultern oder auf der Brust. Zum Befestigen des Gürtels dienten vielmehr Ringe aus Metall. Am Halse trugen die Frauen, gewöhnlich an einem Faden angehängt, eine grosse Glas- oder Bernsteinperle oder einen Ring von Gagat, Bronze oder Bein. Ein weiblicher Schmuck sind auch insbesondere die Armmringe und zwar in mehrfacher Anzahl. Verhältnismässig wenig zahlreich sind die Fingerringe. Ganz gewöhnlich sind aber die Fussringe; sie wurden paarweise an jedem Knöchel getragen.

Nach dem in Andelfingen gehobenen und sorgfältig studierten Material gehören zwei Gräber ans Ende der Phase I b, zwei andere reichen in die Phase II. Alle anderen Gräber sind in I c zu setzen. Nach diesen Feststellungen ist das Gräberfeld von Andelfingen zeitgenössisch mit Muttenz und Münsingen, dessen Gebrauch allerdings noch viel weiter zurück und viel weiter vorwärts reicht. Annähernd gleichzeitig ist es mit Vevey. Setzen wir nun I a von 450—400, I b von 400—325, I c von 325—250 und II von 250—50, so würde daraus hervorgehen, dass der Friedhof von Andelfingen als Ruhestätte vom ersten Viertel des IV. bis zum ersten Viertel des III. Jahrhunderts diente.

F. Schwerz hat auch anthropologische Untersuchungen an den Schädeln vorgenommen; danach stellt es sich heraus, dass zwei deutlich von einander verschiedene Typen vorliegen. „Wir können von einer keltischen Nation, von einer keltischen Kultur sprechen, dadurch ist aber noch nicht bewiesen, dass je eine einheitliche keltische Rasse existiert habe; ja im Gegenteil zwingt uns die Untersuchung vorliegender Schädel zu der Annahme, dass das Keltenvolk aus verschiedenen Rassenkomponenten zusammengesetzt war, denn wir haben deutlich Überreste des sog. nordischen und des alpinen Typus zu unterscheiden vermocht.“

¹⁾ Auf Taf. I und IX sind die Emaileinlagen in den Halsringen rot koloriert. So kann allerdings dem Laien ein Begriff von der Wirkung der Dekoration gegeben werden; ob aber diese Reproduktionsart mit nur einer Farbe den heutigen Anforderungen an das Bild entspricht, ist doch die Frage. Da das Rote mit der ursprünglichen Grundfarbe so doch nicht in den richtigen Farbenkontrast gesetzt werden kann, ist der Wert der Kolorierung nur relativ. — Neuerdings ist ein ganz ähnlicher Torques abgebildet und beschrieben in dem prächtigen Werke Henning, Denkm. d. elsäss. Altertumssamml. zu Strassburg im Elsass, Strassburg 1912, Taf. XII, Fig. 9. (v. Herlisheim, Kreis Colmar). Nur sind da, wie so häufig, die Emaileinlagen herausgefallen.

2. Basel.

Schon im letzten JB. SGFU. pag. 112 hat Heierli kurz auf den Fund einer gallischen Ansiedelung in der Nähe von Basel hingewiesen. Als am 16. September 1911 der Verband schweizer. Altertumsmuseen in Basel tagte, konnte Karl Stehlin seine Entdeckung erklären und auch schon eine Reihe von interessanten Funden im Museum zeigen. Da eine genauere Publikation dermalen noch nicht vorliegt, so begnügen wir uns vorläufig, den kurzen Artikel zu erwähnen, den J. Zemp im AA. Bd. XIII (1911), pag. 204 ff. veröffentlicht hat. Danach wurden im Sommer 1911 auf dem Areal der Gasfabrik in der Nähe der elsässischen Grenze anlässlich des Baues eines grossen Gasbehälters eine aus Wohngruben bestehende Ansiedelung aus der Latèneperiode aufgedeckt. Man fand 36 solche meist runde Gruben von durchschnittlich 2 m Durchmesser und 2—3 m Tiefe. Einige Gruben waren oval, zwei rechteckig. Sie lagen in bröckeligem Kiesmaterial und waren offenbar ausgezimmert. Auch Stücke von Lehmbewurf fanden sich im Abraum der Hütten. Später kamen in der Umgebung noch 10 Gruben zum Vorschein, und was das Interessanteste ist, auch ein Umfassungsgraben und mehrere Systeme von kleineren Gräben. Nach den Funden muss diese Stelle um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts besiedelt gewesen sein. Die Keramik zeigte eine sehr vorgeschrittene Technik, ja es kamen Gefäße von griechischem Charakter zum Vorschein. Dagegen waren die Metallfunde spärlich, so dass angenommen werden darf, dass ein ruhiger Auszug der bedrohten Bevölkerung stattfinden konnte. Oder darf man annehmen, dass diese teilweise unterirdische Siedlung durch einen helvetischen Clan verlassen wurde, als der unheilvolle Zug dieses Volkes nach Gallien unternommen wurde? Auch könnte das Aufgeben der Besiedelung mit dem Vordringen der Germanen in Zusammenhang gebracht werden. Eine Menge der üblichen Haustierknochen konnte untersucht werden; das Pferd war eine kleine Rasse. Karl Stehlin hat in seiner gewandten und meisterhaften Art einen Plan und die Grundrisse aufgenommen und wird uns bald über seine Forschungen einen Bericht veröffentlichen, so dass wir noch einmal Gelegenheit haben werden, darauf zurückzukommen.

Bei diesen Ausgrabungen wurde auch ein *Bronzemesser* gefunden, das ins Baslerische Historische Museum kam und im Jahresber. Hist. Mus. Basel, Jahrg. 1911, pag. 33 ff. und Taf. 5 von E. Major beschrieben wird. Major berichtet darüber:

„Es ist eines jener von der Bronzezeit her bekannten Objekte, Meisterwerke damaliger Gusstechnik, wo die dünne, flache Klinge, die hier ca. 10,5 cm lang ist,

zusammen mit dem massiven, hier etwas über 7,5 cm langen Griff aus einem Stück gegossen ist . . . An die elegant geschweifte Klinge, welche auf der einen Flachseite durch eine dem Rücken und der Schneide parallel laufende Rinne eine Innengliederung erfahren hat, setzt der die Schweifung aufnehmende und langsam vierkantig werdende Griff an. An seinem Unterende erscheint als Abschluss gegen die Klinge hin ein einfaches Linearornament, das auf der einen Seite aus zwei Querstreifen, auf der andern Seite aus unregelmässigen schräglauenden Strichlein besteht. Am Oberende des Griffes jedoch sitzt als Bekrönung und aus dem vierkantigen Heft gleich einer Herme hervorwachsend ein bartloser menschlicher Kopf.

Die groben Züge, die breiten Wangenpartien und das Haar geben ihn als Kopf eines Mannes zu erkennen. Seine ganze Bildung stimmt mit dem uns bekannten gallischen Kopftypus, wie er uns von Schriftstellern und in Bildwerken überliefert ist, überein. Man sieht einen hochgewölbten Schädel mit kräftig ausladenden Kinnbacken, kurzem Kinn und niederer, von starkem Haarwuchs eingeengter Stirne. Über dem breiten Mund erhebt sich eine ziemlich lange, unten stumpf sich verdickende Nase, neben der die in stark betonten Höhlen sitzenden Augen hier nur ganz wenig sichtbar sind. Eigentümlich ist die Haartracht. Man bemerkt eine Anzahl breiter, kompakter Strähnen, die von der Stirne aus über den Kopf nach dem Nacken zu laufen, wo sie sich vereinigen. Es ist genau die Haarbehandlung, wie sie Diodor bei den Galliern erwähnt . . . Erwähnen wir noch, dass die kleine, der Tènezeit angehörende Bronzебüste eines ebenfalls völlig bartlosen Galliers, des sog. „Vercingetorix“ der Sammlung Danicourt (abgeb. bei Forrer, Urgeschichte des Europäers, Stuttgart 1908, Taf. 173, Fig. 1) mit unserem Kopfe weitgehende Übereinstimmungen aufweist, so bleibt jedenfalls über die Nationalität des Dargestellten kein Zweifel mehr bestehen, umso mehr, als auch der sonderbar geflochtene Halsschmuck doch nichts anderes darstellen kann, als einen besonders breiten Torques oder Halsring, wie ihn die Gallier zu tragen pflegten.

Demzufolge ist auch unser Messer, trotz seiner sich noch völlig der späteren Bronzezeit (um 1000 v. Chr.) anschliessenden Formengebung, mit Sicherheit der keltischen Ära, d. h. der Latèneperiode zuzuweisen. Ob freilich dem früheren Abschnitt derselben (ca. 500—250 vor Chr.) oder der Spätzeit, darüber gehen die Meinungen der Spezialforscher noch auseinander. Immerhin überwiegen bis jetzt die Ansichten derer, die das Messer in die Spät-Tènezeit, d. h. etwa in die Jahre 100—50 v. Chr. zu setzen geneigt sind. Uns genügt hier die Tatsache, dass wir in dem Kopfe das älteste Bildnis eines Bewohners von Basel vor uns haben.¹⁾

3. *Darvella* (Kr. Disentis, Graubünden).

Im IV. JB. SGFU. pag. 132ff. gibt Heierli die ersten Fundberichte über die Gräber von Darvella. Nun führt Fr. v. Jecklin im AA. Bd. XIV (1912), pag. 191 noch einige Bemerkungen dazu und ist namentlich im Falle, einige Abbildungen und Pläne zu publizieren, die das Verständnis des Fundes erleichtern. Es wird auch etwas genaueres über die Gräber bekannt. Nach dem Originalbericht lagen die Schädel nach Osten gewandt, mit der Gesichtspartie nach unten, zwischen den Schenkel-

¹⁾ Es mag dabei bemerkt werden, dass Schumacher in seinem Verzeichnis der Gallierdarstellungen (Kat. Mainzer Centralmuseum Nr. 3) kein Stück abzubilden in der Lage ist, das unserem Basler Stück entfernt ähnlich sähe. Der Torques weist doch auf eine frühere Zeit hin, indem er schon in Latène I e (vgl. pag. 138) verschwindet.

knochen, so dass man glauben könnte, die Toten wären nach vornüber zusammengelegt worden. Da kein Kenner solcher Gräber dabei war, so wird man leider diese Fundberichte als ziemlich wertlos bezeichnen müssen. Sicher ist nur, dass die in Abb. 5 abgebildete Fibel dem Typus Latène I c angehört (nach Viollier 325—250 v. Chr.). Ebenso darf man als feststehend annehmen, dass die Gräber von Darvella in der Konstruktion den bekannten Tessiner Gräberfeldern sehr nahe kommen. Die in Abb. 7 gezeichneten Planaufnahmen sind offenbar schematisch. Wenn wir nun die in letzter Zeit in so grosser Zahl gemachten Funde in der Gegend von Ilanz mit den Ergebnissen der Tessiner Gräberforschung zusammenstellen und die Bronzefunde von Waltensburg und Ruis, vgl. diesen Bericht pag. 118 und 126, zeitlich in den Beginn der ersten Eisenzeit rücken, so werden wir wohl nicht allzuweit fehlgehen, wenn wir diese Bevölkerungen als über den Bernhardin und das Valsertal im engsten Kulturaustausch stehend erklären und feststellen, dass die frühzeitlichen Funde im Vorderrheintal den gleichen Zeitabschnitt und die gleiche Kultur repräsentieren, wie die Gräberfelder von Castione, Giubiasco, Arbedo, Gudo u. a. m.

4. Kirchdorf (Amtsbezirk Seftigen, Bern).

Herr Dr. Tschumi sendet uns folgenden verdankenswerten Bericht:

„Im Jahre 1883 waren bei dem Bau der neuen Strasse von Kirchdorf nach Gerzensee Gräber zum Vorschein gekommen. Leider wurde ihr Inhalt verschleppt; einzig ein ungewöhnlich langes Eisenschwert scheint sich erhalten zu haben und wurde nachträglich nach Bern abgeliefert. Besser unterrichtet ist man über die zwei Gräber, die 1910 geöffnet wurden, als man in Kirchdorf eine Kirchhofanlage erstellte. Die Gräber enthielten folgende Gegenstände (Abb. 26): Zwei Hohlringe aus Bronze, Aussenseite mit Querrillen verziert, innen Einlage von Clematis vitalba (Abb. 26, 2, 4), massiver Bronzering (Abb. 26, 1), eine Armspange aus Bronze mit Knopfverzierung und Stempelenden (Abb. 26, 3), eine Bronzenadel mit kugeligem, oben abgeflachten Kopf, sog. Mohnkopfnadel (Abb. 26, 5), eine Bronzefibel mit profiliertem Fuss, der auf den Bügel zurückgebogen ist (Abb. 26, 6). Die zwei andern Fibeln (Abb. 26, 7, 8) sind nur teilweise erhalten. Die Fibel (6) bestimmt die Zugehörigkeit des Grabes zu der Epoche Latène I c. An Hand des reichen Materials, das J. Wiedmer-Stern in Münsingen aufgedeckt hat, nahm er eine Gliederung von Latène I in die Abschnitte a, b, c vor.¹⁾

¹⁾ Wiedmer-Stern. Das Latène-Gräberfeld bei Münsingen (Kt. Bern). Archiv des Historischen Vereins Bern, XVIII, 338 ff.

Diese Einteilung beginnt sich immer mehr einzubürgern und ist vom Kongress in Dijon 1911 auf den Vorschlag von D. Viollier, Konservator am Landesmuseum in Zürich, angenommen worden.¹⁾ Ähnliche Verzierungen wie an Abbildung 26, 3 finden sich auch an Armringen, so

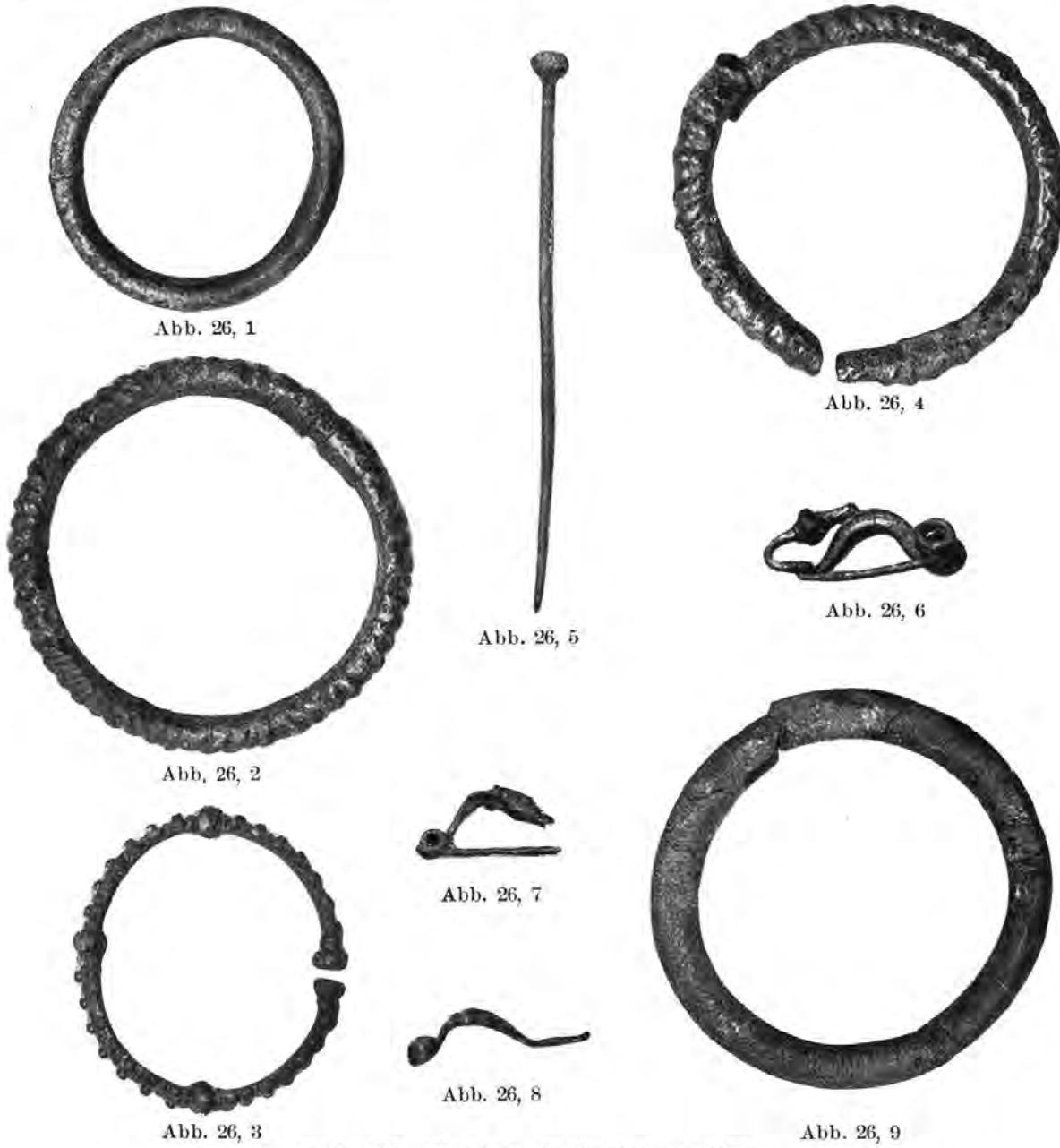


Abb. 26. Kirchdorf, Grab I und II.

z. B. in Münsingen in den Gräbern 130 und 140, zusammen mit Fibeln Latène I c. Wir dürfen demnach Ringe und Spangen dieser Form zur Latène I c zählen, wie dies schon geschehen ist.²⁾ Grab 2 enthielt als einzigen Fund einen beschädigten Holzring (Abb. 26, 9).

¹⁾ D. Viollier, *Une nouvelle subdivision de l'époque de Latène*. Extrait du volume des Comptes rendus usw. S. 636—42, vgl. auch diesen Bericht pag. 138 f.

²⁾ Viollier, a. a. O., S. 640, Taf. III, Fig. 12.

5. *Latène* (Kt. und Bez. Neuenburg).

Im IV. JB. SGFU. pag. 105—111 ist Heierli im Falle gewesen, einen Originalbericht von Zintgraff in extenso zu publizieren, der über die Ausgrabungen daselbst im damaligen Berichtsjahre in einer Lokalzeitung berichtet hat. Anschliessend daran brachte er eine kurze Notiz des dortigen Ausgrabungsleiters, Prof. Dr. Vouga. Nun ist der damals in Aussicht gestellte IV. offizielle Rapport über die Ausgrabungscampagne der Jahre 1910 und 1911 erschienen: Vouga, P. La Tène, 4^{me} rapport publié au nom de la Commission de la Tène. Fouilles de 1910 et 1911. Extr. Musée Neuchâtelois Janv.-Févr. 1912. Neuchâtel 1912.

Der dem Rapport beigegebene Plan zeigt eine Stelle, wo sich der alte Zihllauf erheblich verengert; es sah aus, als wie wenn dort eine Furt gewesen wäre. Die Funde waren dort sehr spärlich; sie waren offenbar durch die Strömung in das tiefere normale Bett geschwemmt worden, wo sie bei der Ausgrabungscampagne von 1909 so zahlreich gefunden worden waren. Die weitere Untersuchung des Flussbettes ergab eine Abbiegung des Flusses gegen Norden und zugleich eine starke Erweiterung desselben. Die Ufer accentuierten sich deutlicher. Anfangs waren die Funde wenig zahlreich, bald aber mehrten sich die Anzeichen besserer Fundschichten. Der wichtigste Fund war die in zwei Stücke zerbrochene Hälfte einer 41 cm langen Radnabe. Es liess sich feststellen, dass diese aus zwei Teilen zusammengesetzt war, die durch einen Eisenring zusammengehalten waren. Im weiteren Verlauf der Grabung fand sich ein Gefäss von Ton, von länglicher, gestreckter Form, mit kurzem eingezogenem Hals und ausgebogenem Rande; es ist ein Typus, der auch noch in frührömischer Zeit gelegentlich gehoben wird; (Vgl. Behn, Röm. Keramik, Taf. 8, Typ. 98); ferner eine grobe Schale mit wellenförmigem Rande von der konischen Form, wie sie uns in Hallstattgräbern auch schon entgegentritt. Bei immer schwieriger werdenden Grabungsarbeiten häuften sich glücklicherweise die Funde. Das wichtigste Stück war eine kleine Bronzefibel vom Certosatypus, bisher in den Fundschichten von Latène ein Unikum. Der Bügel ist eckig und kurz, die Feder weist viele Windungen auf und der Knopf ist eine kleine Hohlkugel. Es ist ungefähr der Typus, den Déchelette im 2. Teil des 2. Bandes seines Manuel d'Archéologie (Paris 1913), pag. 850, Abb. 350, Z. 4 als aus Heiltz-l'Evêque im Marne-Dep. herkommend veröffentlicht und unter den Typus B als aus dem Ende der zweiten Hallstattperiode stammend annimmt.¹⁾

¹⁾ Viollier bildet in seinem Artikel über die Schweizer Fibeln „Etudes sur les fibules de l'âge du fer trouvées en Suisse“ AA. N. F., Bd. IX (1907), Taf. VI, Nr. 93 eine ähnliche Fibel von Kehrsatz (Bern) unter Gruppe XV der Hallstattfibeln ab.

Über den schönsten Fund, der damals gemacht wurde, lassen wir das Fundjournal sprechen:

„Samedi 5 Octobre (1911). L'équipe au complet. Le matin, nous préparons la tranchée en gradins pour éviter les effondrements. Au cours de cette opération, trouvé en 0,1'—1', à 1,80 m de profondeur par rapport au zéro des profils, une foule de minces morceaux de bois; à des fragments d'umbo, nous y reconnaissions les vestiges d'un bouclier. Ces morceaux soigneusement recueillis, on voit apparaître immédiatement au-dessous une pièce de bois bien travaillée, qui se révèle comme un joug dont une bonne moitié est conservée intacte; on retrouve l'un après l'autre tous les fragments manquants. A côté de ce joug, un cylindre de bois portant double rainure — usage indéterminé encore.

A peine le joug est-il dégagé qu'on voit poindre le manche d'un outil; on reconnaît bientôt une lance absolument complète, d'une longueur totale de 2,50 m.

Près du fer de lance, nous découvrons ensuite un petit anneau de fer et une boucle en 8, à laquelle adhère encore un fragment de cuir; en dégageant ces objets, nous voyons poindre le bout du fourreau d'une épée dirigée obliquement vers le lit. Nous enlevons le sable tourbeux qui la recouvre et trouvons, ce faisant, une boucle de ceinturon, femelle, incrustée d'émail (malgré toutes nos recherches, nous ne retrouvons pas l'agrafe mâle).

Comme nous avons dû descendre à 2,25 pour dégager la soie de l'épée, nous reprenons la partie non fouillée sous la hampe de la lance (1,90 m de profondeur); nous y trouvons d'abord deux rais de roue, des ossements et des cornes de boeuf, les débris de trois vases en bois, une calotte humaine, un humérus et un péroné, enfin, au niveau de la soie de l'épée, quelques tessons de terre cuite grossière. Toutes ces trouvailles nous donnaient la preuve évidente qu'un guerrier était tombé dans la rivière avec son char et tout le chargement.

Nous poursuivons plus au sud pour fouiller le lit même, car tous ces objets sont un peu au-dessus, près de la berge, mais l'eau nous envahit et la nuit survient. Le lit exploré le lendemain ne nous livra aucun objet.“

Bei der Fortsetzung der Grabung fand Vouga noch ein schön erhaltenes Schwert vom Typus Ende Latène I und die Hälfte einer ziemlich groben Holzschale. Und endlich im letzten Graben fand er, allerdings ausserhalb des Flussbettes, aber doch in der gallischen Schicht, das Skelett eines Jünglings, der an seinem Arm einen Armring aus doppeltem Eisendraht trug. Im Schädel waren noch Spuren des Gehirns konserviert.¹⁾

Bei der Besprechung der einzelnen Funde, die sämtlich in das Museum Neuenburg gekommen sind, das sich angelegen sein lässt, namentlich die Holzfunde sachgemäss zu restaurieren, kommt Vouga auch auf den Schild zu sprechen, der eine Höhe von 104, eine Breite von

Leider ist im Text nichts darüber gesagt, indem er auf pag. 17, l. c. von der 9. Gruppe gleich zur 16. überspringt. Vouga nennt diese Fibel archaisch, während Heierli l. c., pag. 109 sie als älteste Latèneform anspricht.

1) Die Fortsetzung der Grabungen in den folgenden Jahren 1912 und 1913 haben wieder höchst interessante Resultate ergeben, indem man sich dem sog. Pont Vouga näherte. Wir werden nicht ermangeln, darauf zurückzukommen, sobald die offizielle Fortsetzung dieser instruktiven Berichte erschienen ist.

28 cm und eine Dicke von 11 mm in der Mitte und nur 3 mm am Rande aufweist. Der Umbo gibt die Breite des Schildes an. Der Schild ist vollständig flach; er war ursprünglich mit einem Fell bedeckt. Auch die Handhabe konnte Vouga genau rekonstruieren; sie bestand aus einem Eisenstab, der mit Stoff umwickelt war.

Das Joch ist aus einem Stück Holz, wahrscheinlich Eichenholz. Es hat einen doppelten Bogen, war also für ein Zweigespann eingerichtet und befand sich während des Gebrauchs hinter den Hörnern der Zugtiere.

Der Bericht Vougas ist geeignet, den im letzten Jahresbericht publizierten etwas unklaren Bericht von Zintgraff verständlicher zu machen und ihn zu korrigieren. Wir müssen das Ende der Untersuchungen abwarten, bis wir über die Zeitstellung etwas genaueres werden sagen können. Es gilt da noch manche Fragen aufzuhellen, insbesondere die, wie eine Hallstattfibel in diese jüngereisenzeitlichen Schichten kommt.

6. Mötschwil (Amtsbez. Burgdorf, Bern).

Herr Dr. Tschumi berichtet uns:

„Der Mittellatènezeit gehören die Gräber an, die in einer Kiesgrube im „Wydacher“ von Mötschwil bei Lyssach in den letzten Jahren gehoben wurden.¹⁾

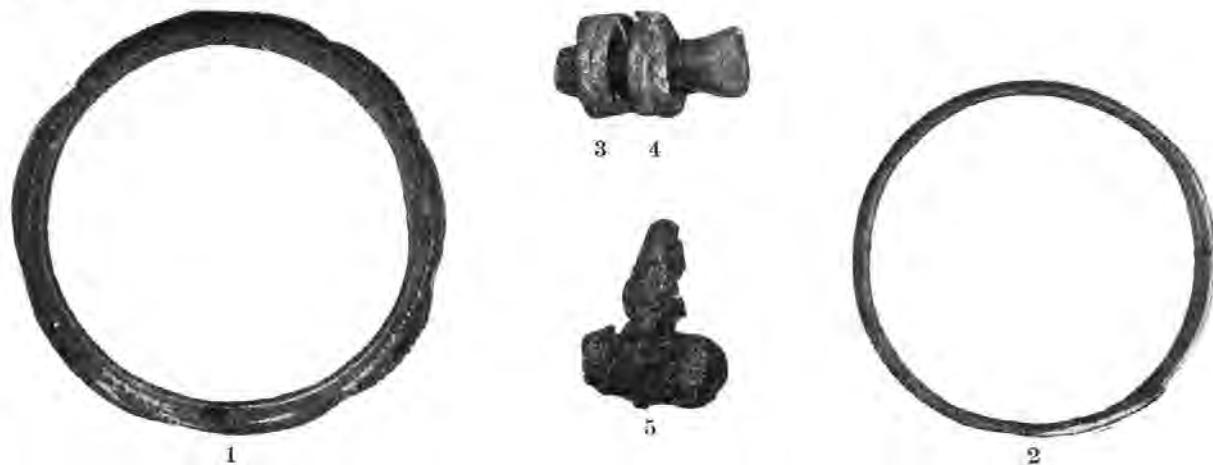


Abb. 27. Mötschwil, Grab I.

Grab I (Abb. 27): Skelett, stark zersetzt, mit folgenden Beigaben: Gläserner, blauer Armring (1) mit gerillter Aussenseite und gelben und weissen Zickzackornamenten, Armring aus doppelt spiraling gewundenem Bronzedraht (2). An der rechten Hand zwei einfache, flach gewundene Fingerringe aus stark legiertem Silber (3, 4). Überreste einer kleinen Eisenfibelf (5).

¹⁾ Vgl. Jahresberichte des Historischen Museums in Bern 1909, 1910, 1912.

Grab II (Abb. 28): Schlecht erhaltenes Skelett, Kopf von drei Steinen eingefasst. Beigaben: Am rechten Oberarm Armring aus Lignit (1),



Abb. 28. Mötschwil, Grab II.

ein gelber, gläserner Armring (2), ein weisser, gläserner Armring (3), Überreste von zwei Eisenfibeln (4), Spinnwirbel aus gebranntem Ton (5) und eine kleine Eisendüllle (6).

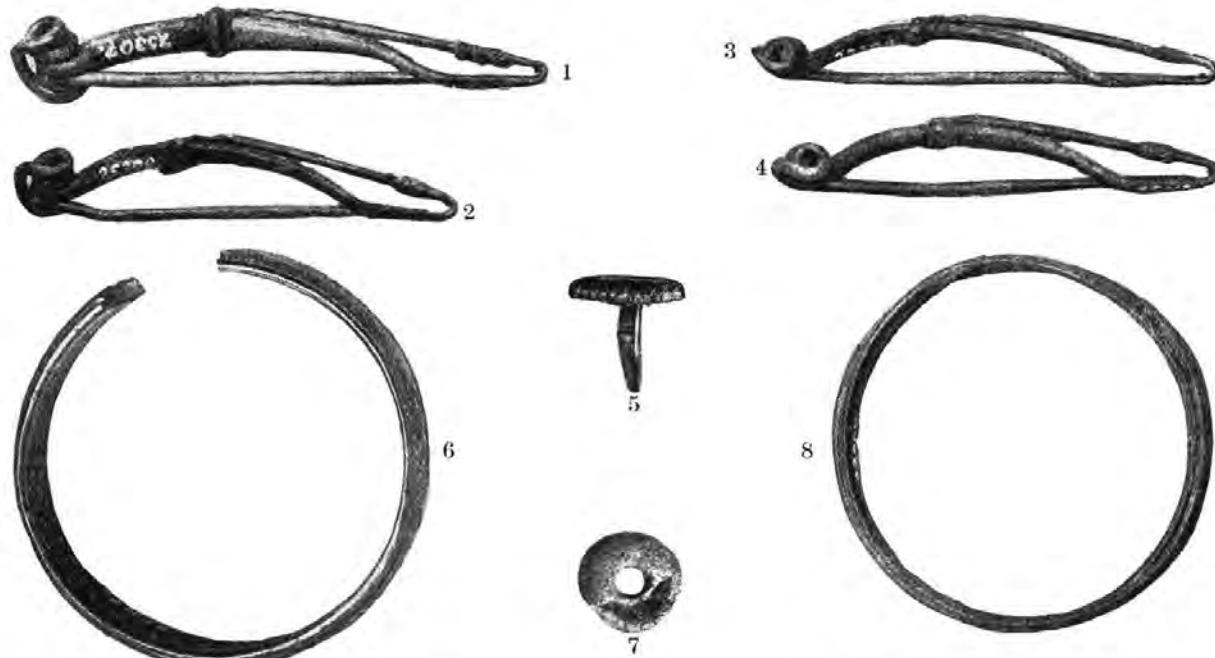


Abb. 29. Mötschwil, Grab III — V.

Grab III, IV und V (Abb. 29): Diese drei Gräber traten in einer herunterstürzenden Kiesmasse zu Tage, so dass der Inhalt der einzelnen nicht geschieden werden konnte. Beigaben: Vier grosse und eine kleine Bronzefibel vom Typus Latène II (1—5), wo der Fuss mit dem Bügel durch eine Klammer verbunden ist, ein gelber Glasring mit gerillter Aussenseite (6), ein Ring aus Bernstein (7) und ein Armring, spiraling gewunden, aus glattem, dünnem Bronzedraht (8).



Abb. 30. Mötschwil, Grab VI.

Grab VI (Abb. 30): Darin fanden sich an Beigaben: Ein blauer Armring aus Glas mit gerillter Aussenseite (1), ein Armring aus Bronzedraht, spiraling gewunden (2) und der Überrest einer Eisenfibel (3).

Weist schon das Vorkommen von Glasringen auf Latène II, so entscheidet die Anwesenheit von Fibeln des Typus Latène II auf Mittel-Latène. Die in sämtlichen Gräbern (ausgenommen Grab II) gefundenen Bronzearmringe aus glattem, dünnem, spiraling gewundenem Draht gehören also erst der Periode Latène II an. Mit diesem Ergebnis stimmen die Funde von Rychigen (Kt. Bern) und Gempenach (Kt. Freiburg) überein, die im bernischen Museum liegen.

7. Semione (Bez. Blenio, Tessin).

Zu dem im letzten JB. pag. 135 signalisierten Fund eines Grabes tragen wir noch nach, dass das antike Grab auf der Flur genannt „a Navone“ gefunden wurde. Es hatte eine Länge von 1,70 m auf eine Breite von 50 cm. Die Wände und der Boden waren mit ziemlich sorgfältig errichteten Steinwänden eingefasst. Die Richtung war Südwest-Nordost, Kopf im NO. Meldung im „Dovere“ vom 11. Sept. 1911. Da auch noch andere Gräber aus der Gegend bekannt sind, dürfte es sich da wohl um ein neues Belegstück der typischen eisenzeitlichen Kultur im Tessin handeln.

VI. Römische Zeit.

Wie aus dem im allgemeinen aufgestellten Programm unserer Gesellschaft auf pag. 23 des vorliegenden Berichtes, sowie aus § 1 der Statuten zu entnehmen ist, gehört auch die römische Forschung in der Schweiz in das Gebiet der Arbeiten der SGFU. Es wird deshalb über die wichtigsten Ergebnisse und Funde aus der römischen Zeit an dieser Stelle berichtet. Nur sind wir in der glücklichen Lage, uns in dieser Beziehung zu entlasten, indem speziell diese Seite unserer Forschung von der Archäologischen Kommission der Schweiz, Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler gepflegt wird, so dass die ausführlicheren Referate darüber einmal in ihrem Jahresbericht, wo allerdings nur die durch die Gesellschaft selbst unternommenen oder subventionierten Grabungen besprochen werden und auf den wir hier verweisen, erscheinen; dann besonders gibt Otto Schulthess in seiner Zusammenstellung für den Archäologischen Anzeiger, der vom K. Deutschen Archäologischen Institut herausgegeben wird, eine Übersicht der Forschungen über die Geschichte der Schweiz in römischer Zeit.¹⁾

a) Allgemeines.

1. Archäologische Kommission.

Von den Arbeiten, die diese in eidgenössischem offiziellen Dienste stehende Kommission für die archäologische Wissenschaft leistet, erwähnen wir zunächst die *Strassenforschung*, die schon seit Jahren im Schosse derselben besprochen war. Seitdem Karl Stehlin die Leitung dieser Arbeiten übernommen hat, ist diese Angelegenheit aus dem Studium der einschlägigen Literatur in das Stadium der nützlichen Bodenforschung übergegangen. Wir hoffen in den nächsten Jahresberichten auf die Resultate der Arbeiten Stehlins hinweisen zu können. Es ist sehr wünschenswert, wenn wir einmal eine richtige Karte des römischen Strassennetzes in der Schweiz erhalten. Die Villenforschung wird damit Hand in Hand zu gehen haben; vgl. pag. 159 ff. dieses Berichtes.

Sodann studiert die gleiche Kommission in sehr rühriger und mustergültiger Weise die *römische Grenzwehr am Rhein*, vgl. auch S. 32 dieses Berichtes. Auch hier hat, wenigstens im untern Teil, Karl Stehlin wieder die Führung. An der oberen Sektion wurde allerdings infolge von Verhinderungen der leitenden Mitglieder in den Jahren, worüber die letzten Berichte vorliegen, nicht gearbeitet, dagegen wurde im Jahre 1911 ausser einer Reihe von Strassenzügen die Warte im Heimenholz, Gemeinde Rheinfelden, freigelegt, konnte die 1876 in den Rhein gestürzte Warte am Kaistenerbach aufgenommen und die Warte in der Sandrüti, Gemeinde Etzgen, in ihrer Konstruktionsaufnahme

¹⁾ So ist der letzte Bericht von Otto Schulthess über die Arch. Funde in der Schweiz im Jahre 1911 auf Spalte 496—525 des Jahrg. 1912 erschienen. Leider wird bei dieser Zusammenstellung gelegentlich auch auf Zeitungsberichte abgestellt, die oft eine genaue Nachprüfung erfordern.

ergänzt werden. Seither hat K. Stehlin bei *Wallbach* eine Reihe von Anlagen, darunter eine prächtige quadratische Warte bei der Angabe „Stelle“ etwa 2 km nördlich Wallbach auf dem Blatte 18 der Siegfriedkarte (Möhlin) ausgegraben und untersucht und jüngst unter dem Solbad zum Anker in *Mumpf* eine ganz eigenartige, wie es scheint symmetrische Anlage, bestehend aus einem rechteckigen Bau mit zwei grossen flankierenden Halbrundtürmen entdeckt, wobei Münzen aus der Zeit des Gratian und des Magnus Maximus, also aus dem Ende des 4. Jahrhunderts lagen.¹⁾ (Gratian wurde 383 von Magnus Maximus ermordet). Diese Angaben über die Tätigkeit der Arch. Komm. im Jahre 1911 finden sich im JB. SGFEHK. pro 1911, pag. 71. Die übrigen Berichte der Arch. Komm. werden unter den „Schweizerischen Fundplätzen“ erwähnt.

Die Schweiz. Ges. f. Erhaltung hist. Kunstdenkm. hatte im Jahre 1911 über Fr. 92,700.— Bundesbeiträge zu verfügen, wovon Fr. 90,101.32 zur Auszahlung kamen. Für speziell archäologische Zwecke wurden folgende Posten verwendet:

1. Jahresbeitrag an die Gesellschaft Pro Aventico zur Freilegung und Erhaltung der römischen Bauten in Avenches, 50% der Jahresausgabe Fr. 800.—
2. An die Gemeinde Avenches für Ausgrabungs- und Erhaltungsarbeiten zwischen der „Porte de l'Est“ und dem Turm „Tornallaz“ bei Avenches Fr. 2000.—
3. An die Regierung des Kantons Aargau und die Gesellschaft Pro Vindonissa Beitrag an die Kosten von Ausgrabungen römischer Bauten in Windisch Fr. 1000.—
4. An die Antiquarische Gesellschaft in Zürich für Ausgrabung und Erhaltung des römischen Kastells Iringenhausen bei Pfäffikon Fr. 1000.—
5. An den Staatsrat des Kantons Wallis für Ausgrabungen römischer Bauten und Altertümer in Martigny Fr. 300.—
6. An den Staatsrat von Neuenburg Jahresbeitrag an die Kosten der vollständigen Erforschung der gallischen Station Latène Fr. 1000.—
7. An die Historisch-antiquarische Gesellschaft in Basel an die Kosten weiterer Grabungen bei Basel-Augst Fr. 1000.—
8. An den Staatsrat des Kantons Neuenburg für Nachgrabungen im Schlosse zu Colombier Fr. 1000.—
9. An die Gesellschaft Pro Vindonissa Beitrag an die Baukosten des Museums Fr. 10,000.—
10. An den Antiquarischen Verein in Stein a. Rh. für Ausgrabung und Konservierung des römischen Kastells „Burg“ bei Stein Fr. 300.—
11. An den Staatsrat des Kantons Waadt für die archäologische Eploration, die Ausgrabungen und Aufnahmen des römischen Amphitheaters in Avenches Fr. 1,500.—

Beiträge an die Arbeiten des Vorstandes des Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung histor. Kunstdenkmäler als Expertenkommission des Departements des Innern:

¹⁾ Der Plan, den Heierli in seiner Arbeit „Über das römische Grenzwehrsystem am Schweizer-Rhein“ im JB. Geogr. Ethnogr. Ges. Zürich pro 1904—1905, pag. 52 nach den Entwürfen Streichers veröffentlicht hat, muss nach den Feststellungen Stehlins vollständig umgeändert werden. Namentlich ist die Fortsetzung der Baute nach rückwärts falsch und von den halbrunden Flanken hat man damals noch gar nichts gemerkt.

- | | |
|--|--------------|
| 12. Für Vornahme von Grabungen nach Altertümern durch die Expertenkommission
Bundesbl. 1895, IV. 55 | Fr. 1,587.60 |
| 13. Für Erhaltungsarbeiten an dem 1898 durch die Eigenossenschaft erworbenen
römischen Amphitheater zu Vindonissa | Fr. 2000.— |
| 14. Für Erforschung des Systems römischer Befestigungen am linken Rheinufer von
Konstanz bis Basel (Rheinlimes) | Fr. 1973.10 |

Die Summe der Bundesbeiträge beträgt also Fr. 25,460.70, d. h. nicht ganz 30 % der Gesamtleistungen des Bundes auf dem Arbeitsgebiete dieser Gesellschaft. Man kann also sagen, dass die Verteilung für das Spezialgebiet, an dem unsere Gesellschaft interessiert ist, keine unbillige ist.

2. Keramik.

In der Nähe von Neunkirchen in der Pfalz ist ein technisch interessanter *Töpferofen* ausgegraben worden. In den vom Feuerraum zum Brennraum führenden Löchern sassen Röhren, die mit einer glänzenden dicken Glasur überzogen sind. Berdel, E., ein römischer Töpferofen in der Westpfalz, beschreibt diesen Fund und hält es für möglich, dass mit Absicht Glasdämpfe in den Ofen gejagt wurden und dass dieselben bei der Erzeugung des Glanzes der *Terra-sigillata*-Waren mitwirkten. Unmöglich sei es auch nicht, dass eine in Vorratstöpfen verwahrte eigenartige lehmigsandige Masse bei der Herstellung der Glasur eine Rolle gespielt habe. Vgl. Keramische Rundschau 1912, S. 503—504.

3. Strassennetz.

An der 13. Hauptversammlung des südwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Würzburg vom 10.—12. September 1912 hat u. a. auch Goessler (Stuttgart) einen Vortrag „Neues zur Geschichte der römischen Okkupation Südwestdeutschlands“ gehalten. Er ging aus von einem in diesem Jahre gemachten Funde in Risstissen, einem Orte an der grossen, die Nordgrenze Rätiens bildenden Donaustrasse Mengen-Emerkingen-Finningen-Regensburg, wo sich zahlreiche Spuren aus *klaudischer* Zeit finden, und schloss daraus, dass die von Windisch nach der Donau und ihr entlang ziehende Strasse nicht augusteisch, sondern klaudisch sei; Augustus habe das Strassennetz in dieser Richtung entworfen und Claudius es ausgeführt. Vgl. Röm. Germ. Korr.-Bl. V (1912), pag. 93—94.

4. Villenforschung.

Im 6. Bericht der römisch-germanischen Kommission des Deutschen Arch. Instituts pro 1910—1911 (Frankf. 1913) behandelt Gerhard Kropatschek in einem grösseren Aufsatz ein Kapitel, das auch für die schweizerische Forschung von grösstem Interesse ist: „Das römische

Landhaus in Deutschland“. K. schreibt da: „Nicht bloss der Architekt kann durch eine eindringende archäologische Erforschung der Entwicklung des Villentypus baugeschichtlich Förderung erhoffen, sondern vor allen der Historiker wird reichen Aufschluss über manche wichtige Frage durch eine systematische, zusammenfassende Bearbeitung der ländlichen Siedelungen gewinnen. Denn gerade die zahllosen, durch fast über unser ganzes Arbeitsgebiet zerstreuten Villen sind für die Besiedelungsgeschichte und Kolonisation des Landes sehr wichtig. Auch bei der Erforschung des römischen Strassennetzes darf man an den Villen als wichtigen Anhaltspunkten für die Richtung der Strassen nicht vorübergehen.“ Für die ländliche Villa rustica in Italien haben wir bei den alten Schriftstellern fast keine Anhaltspunkte und auch nördlich der Alpen ist es sehr nötig, dass einmal an die systematische Zusammenstellung der Forschungsergebnisse in dieser Richtung gegangen wird. Nach den Angaben der alten Schriftsteller werden an eine Villa rustica folgende Anforderungen gestellt: Sie soll in der Nähe eines Oppidum sein; ein Wasserlauf oder das Meer sollen nicht zu weit davon entfernt sein; man muss auf gute Wegverbindungen achten; Überschwemmungen soll man durch Anlage auf ungefährdeten Höhen aus dem Wege gehen; im Sommer sei Schatten, im Winter aber Sonne anzustreben; die Villa soll von einer Mauer, einer Hecke oder einem Graben umgeben sein. Das stimmt alles für unsere römischen Landhäuser ausgezeichnet.

Durch die Anlage des Hofraumes wird man auf die vierseitige Anlage geführt. „Nach Gnirs entwickelt Vitruv einen systematischen Überblick für den Besucher: vom Küchenraum blickt man in den Hof und hat zur Rechten die Rinderställe, hinter der Küche liegt das Bad, links die Ölkelter und die Ölkammer. Weiterhin folgt die Weinkammer. Gegenüber sieht man die Schaf- und Ziegenställe und rückkehrend zum Ausgangspunkt die Getreideräume und den Pferdestall. Beachtenswert ist der doppelte Eingang, der schon für die primitive Form des altitalischen Meierhofes charakteristisch war.“ Ein wirkliches Atrium haben wir bei den *villae rusticae* nicht; Lichtquellen waren auf dem Lande genug vorhanden. Man muss das Stadthaus vom ländlichen Wohnhaus scharf auseinander halten. Auch vor einem Schematisieren muss man sich hüten; bei den praktischen Römern entschied immer das Bedürfnis. Das Muster eines einfachen Landhauses in Germanien hat vorspringende Ecktürme. Die ganze Bauanlage mit mehreren Gebäuden innert einer Umfassungsmauer liegt abseits, aber nicht weit von den grossen Strassen. Eine fleissige und reiche Bevölkerung bewirtschaftet das Land. Flachs- und Kornbau, Viehzucht und Weinkultur wurden

getrieben. Rechts vom Rheine verschwinden nach der Preisgabe des Limes diese Anlagen, während sie linksrheinisch noch bis ins 5. Jahrhundert nachgewiesen werden können. Neben den bescheidenen Hofanlagen kommt auch in Germanien die Luxusvilla auf. (Bei uns in der Schweiz ist letztere, wie übrigens auch im rechtsrheinischen Gebiete selten; wir können etwa Kloten und Scharlmatte bei Attiswil nennen. Im Moselgebiet dagegen ist sie besonders häufig.) Alle technischen Einzelheiten sind italischer Import; die keltischen ländlichen Hausbauer verstanden in der Regel noch nicht einmal rechtwinklige Grundrisse abzustecken. Fenster und Heizung kommen dazu; die Villen waren fest überdacht. Was die Legionsziegel betrifft (die u. a. auch in der römischen Villa in Dulliken (Solothurn) gefunden worden sind), so können unmöglich überall militärische oder zu Offizierswohnungen dienende Bauten angenommen werden, so dass vermutet werden muss, dass die Villen vielfach aus sekundärem Material gebaut wurden. Eine Lieferung von offiziellem Baumaterial an private Villenerbauer ist indessen nicht wohl anzunehmen. Interessant ist auch, dass die römische Bauart sich bei den Germanen keiner Beliebtheit erfreute; nach der Okkupation bricht diese Tradition fast urplötzlich ab.¹⁾

In einem zweiten Abschnitt bearbeitet sodann K. die neueren Funde und Literaturangaben. Dabei kommt die schweizerische Arbeit sehr kurz weg: eine Aufforderung an die „Römerkommission“ der Schweizerischen Erhaltungsgesellschaft, sich der schweizerischen Villenforschung anzunehmen. Von Interesse mag sein, die Berechnung Burckhardt-Biedermanns zu erwähnen, der das Land, das zu einem Gutshofe gehörte, auf etwa 2 qkm oder 4 Centurien berechnet.

b) Schweizerische Fundplätze.

1. Avenches (Waadt).

Der im Jahre 1912 erschienene Jahresbericht der Gesellschaft Pro Aventico spricht zunächst von den Restaurationsarbeiten am *Theater*; besonders handelte es sich um die Erhaltung der westlichen Umfassungsmauer.

Sodann berichtet E. Secrétan über die Grabungen „Derrière la Tour“, wovon der rührige Rosset dem Hefte einen gut orientierenden Plan beigegeben hat. Der Punkt war um so vielversprechender, als das die Gegend war, wo man im Jahre 1862 das Wölfin-Relief gefunden

¹⁾ Es wird auch viel mehr, als bis jetzt geschehen ist, auf die Zeitstellung der einzelnen Villa geachtet werden müssen, indem zweifelsohne auch in der bau-technischen Anlage eine Evolution stattgefunden hat.

hatte. Man entdeckte hier, durch ein Gäßchen von dem Hause „De la Louve“ getrennt, ein grosses Prunkgebäude. Die interessantesten Funde sind ein stark gemauertes und überwölbtes, halbkreisförmiges Bassin, und südöstlich davon in einem langen, schmalen Raume zwei gegenläufige Kanalanlagen und ein Reservoir. Beim Eingang dazu befand sich ein eigentliches Labrum, ein Wasserbehälter, das nicht wie üblich auf einem Piedestal ruhte, sondern direkt auf der Erde aufgesetzt war. Die Annahme, dass wir es hier mit einer sakralen Einrichtung für bestimmte Waschungen zu tun haben, hat am meisten Wahrscheinlichkeit für sich.

Die Einzelfunde waren in dieser Gegend, weil sie schon früher durchwühlt war, sehr spärlich. Das interessanteste und seltenste ist eine Sparbüchse (loculus), ein Stück, das man bis jetzt, so viel zu sehen ist, nördlich der Alpen noch nicht gefunden hat. Leider war der Boden herausgebrochen. Von Münzen nennen wir einen Domitian, Antoninus Pius, Marc Aurel und zwei Silberdenare des Philippus Arabs und des Volusianus aus der Mitte des 3. Jahrhunderts, zu welcher Zeit wahrscheinlich das mysteriöse Gebäude zerstört wurde.

Im weiteren berichtet Jomini über die Ausgrabungen, die durch Private vorgenommen wurden. Bemerkenswert ist dabei ein Ziegel der XXI. Legion, der sich also nach A. verirrt hat. Besonders sind es Bauteile und Fragmente von Gefässen, mit denen sich das Museum von A. bereichern konnte.

In die *Münzsammlung* gelangten ungefähr 60 Stücke, die in den Jahren 1910—1912 gefunden worden waren, wovon etwa die Hälfte aus dem Zeitalter der Antonine (96—192); 4 Stück sind älter und 8 stammen aus der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts. Die Mitte des III. Jahrhunderts, das Zeitalter der ersten Barbareninvasion, die Zeiten des Gallienus, Valerianus, Tetricus und Claudius Gothicus, sind nur durch 5—6 Nummern vertreten. Spätere Münzen sind auch ziemlich wenige gefunden worden.

Beim *Amphitheater* hat Naef umfassende Untersuchungen begonnen, die zur Entdeckung grossartiger Substruktionen und Gewölbe geführt haben. Wenn einmal der Bericht darüber erschienen ist, werden wir darauf zurückkommen.

An der Archäologischen Internationalen Ausstellung in Rom war die *Civitas Helvetiorum* gut vertreten.

Kurze Rapporte von Secrétan, Cart und Naef über die Grabungen findet man auch im JB. SGFEHK. pro 1911, pag. 38—45. An dieser

Stelle befindet sich auch ein erster Rapport Naefs über seine Grabung am Amphitheater. Dabei wurde konstatiert, dass der Turm, in dem das Museum sich befindet, zwei gut auseinander zu haltende Bauperioden aufweist, eine aus dem X. und eine aus dem XIII. Jahrhundert.

An der Jahresversammlung der SGFU. in Murten zeigte Viollier (vgl. pag. 2 dieses Berichtes) einen Abguss des im Jahre 1910 gefundenen

Caldariums aus Bronze. Es war so gut nachgemacht, dass mancher glaubte, das Stück sei ein Original.

Im 11. Bulletin der „Association pro Aventico“, Lausanne 1912, unterzieht William Cart das Stück einer eingehenden Untersuchung und illustriert seine Notizen mit einer Reihe von Clichés, die jedermann eine deutliche Idee von diesem einzigartigen Gegenstand geben. Der Fund wurde am 23. März 1910 durch Louis Debossens in Gegenwart des Leiters der Ausgrabungen in Avenches, August Rosset, nicht weit von Conches-dessous, in dessen Matte, genannt Champs-Baccon (etwa 400 m westlich des Amphitheaters) an der Stelle gefunden, wo auch die bekannte Votivhand und 1896 der Silen gefunden wurden.

Das Gefäss ist ein Kessel aus Bronze, bestimmt, eine Flüssigkeit, die hingeschüttet wird, längere Zeit warm zu erhalten. Man kann es mit dem russischen Samovar vergleichen, der auch dazu dient, den Thee so lange

warm zu erhalten, als man es wünscht. Das Gefäss besteht aus drei Teilen: Der hohle Standring mit den Luftlöchern; der bauchige Behälter mit der Heizröhre; der Ausguss mit dem verzierten Henkel. Die Totalhöhe beträgt 44 cm, der grösste Umfang 75 cm. Die Dicke der Wände variiert zwischen 3 und 6 mm. Obschon der Gegenstand einigermassen defekt ist, wiegt er doch 4 kg 300 g. Die verschieden schönen Patina ist sehr ungleich erhalten; der Kohlenraum weist einen bläulichen Überzug auf. Die Fundumstände, speziell die Tatsache, dass der Fund eher in einem ärmlichen Gebäude gemacht wurde, lässt darauf schliessen, dass



Abb. 31. Authepsa von Avenches.

das Stück einem Handwerker zum Flicken gegeben war. Das Stück scheint dort auch auseinander genommen worden und noch nicht ganz zusammen gesetzt gewesen zu sein. Der Heizraum steckt diagonal im Behälter und ist so angebracht, dass er mit dem Ausguss nirgends in Berührung kam. Die ganze Heizfläche konnte ausgenutzt werden. Die glühenden Holzkohlen wurden seitlich durch eine mit einem Deckel verschliessbare Öffnung eingeführt. (Der Deckel zu dieser Öffnung ist verloren.) Der Kohlenbehälter knickt innen um und zieht sich in schräger Richtung

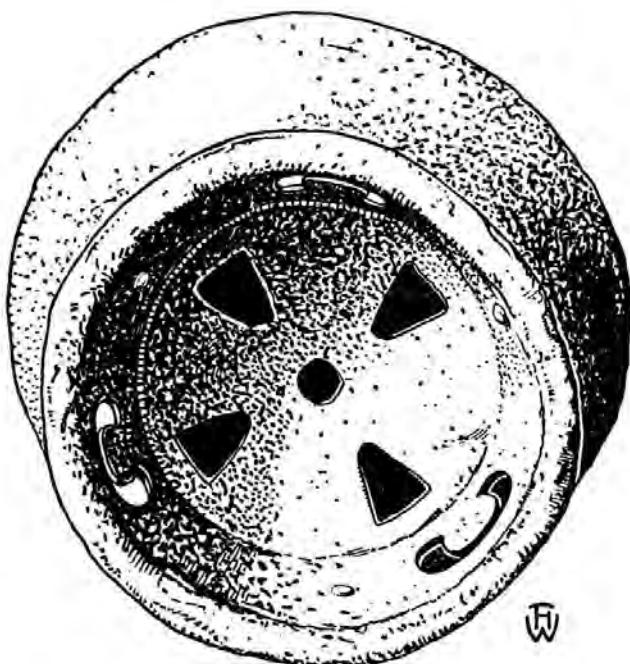


Abb. 32. Fuss der Authepsa von Avenches,
von unten gesehen.

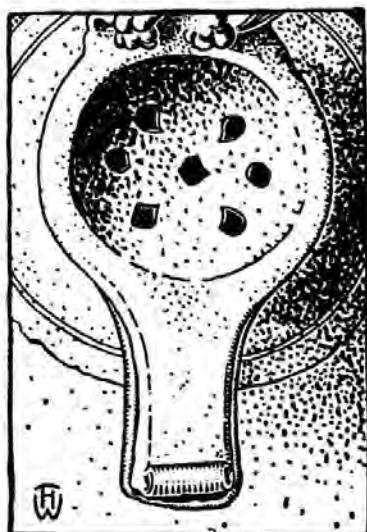


Abb. 33. Einguss
der Authepsa von Avenches.

direkt in die Mitte des Fusses, so dass er ungefähr die ganze untere Breite des Samovars einnimmt. Der Heizzug für die Kohlenfeuerung ist gebildet durch vier dreieckige und ein viereckiges Loch in der Mitte (Abb. 32). Auch konnte durch leichtes Schütteln die Asche auf diesem Wege entfernt werden. Deswegen ist anzunehmen, dass diese Wärmeflasche nicht direkt auf den Tisch, sondern auf einen Aschenbehälter als Unterlage zu stehen kam. Seitlich kam die Luft durch halbmondförmige Löcher herein, die an der Seite des Standfusses angebracht waren.

Basis und Behälter sind aus einem Stück geschmiedet, während der Ausguss und der Henkel besonders gearbeitet sind und nachher eingenietet wurden. Der enge Hals des Ausgusses erweitert sich nach oben plötzlich stark, um Platz für zwei Mündungen zu bieten. Seitlich befindet sich der Schnabelausguss, der zum Einschenken der Flüssigkeit

diente; oben ist eine Sieböffnung, die natürlich zur Einführung des Getränkес in den Behälter diente (Abb. 33).

Künstlerisch ausgeschmückt ist der Henkel, der oben von der Eingussmündung ausgeht und unten an dem Behälter festgenietet ist, ungefähr auf der Höhe des seitlichen Kohlenloches. Auf dem höchsten Punkte des Henkels ist eine Applique, der Kopf eines Putto, dessen Hals mit Weinlaub geziert ist. Zwischen Ohren und Hals sind Flügelchen angesetzt, so dass man unwillkürlich an ein bekanntes Motiv der Renaissance erinnert wird. Über der Stirne erhebt sich das Haar zu einem emporragenden Knoten. Diese Figur kann leicht als Bacchus gedeutet werden. Die Augen sind tief ausgehölt; vielleicht waren die Höhlen mit Email ausgefüllt (Abb. 34). Der Henkel diente, weil er zum Transportieren



Abb. 34. Henkelverzierung der Authepsa von Avenches.

des vollen Gefässes zu schwach war, eher nur zum Neigen desselben beim Ausgiessen. Sonst haben derartige Kessel Hahnen, was entschieden praktischer war.

Wenn wir uns nun nach der Verwendung fragen, so gibt das Sieb bei der Eingussöffnung einen Aufschluss. Offenbar diente die hohle Sieböffnung zur Aufnahme von aromatischen Substanzen, die einfach vor dem Einschütten des Weines daraufgelegt wurden. Von allen diesen Ingredienzien, mit denen man Abwechslung in die Getränke brachte, war der Honig die häufigste. Aber auch sonst wurden alle

möglichen Gewürze zur Veränderung des Weingeschmackes verwendet. Also sind unsere alten Römer jedenfalls in der Lage gewesen, in diesem Behälter eine richtige Bowle zu brauen. Man begann damit, dass man den Wein durch die Eingussöffnung schüttete, dann brachte man die glühenden Kohlen beim seitlichen Loch herein und schloss den Deckel

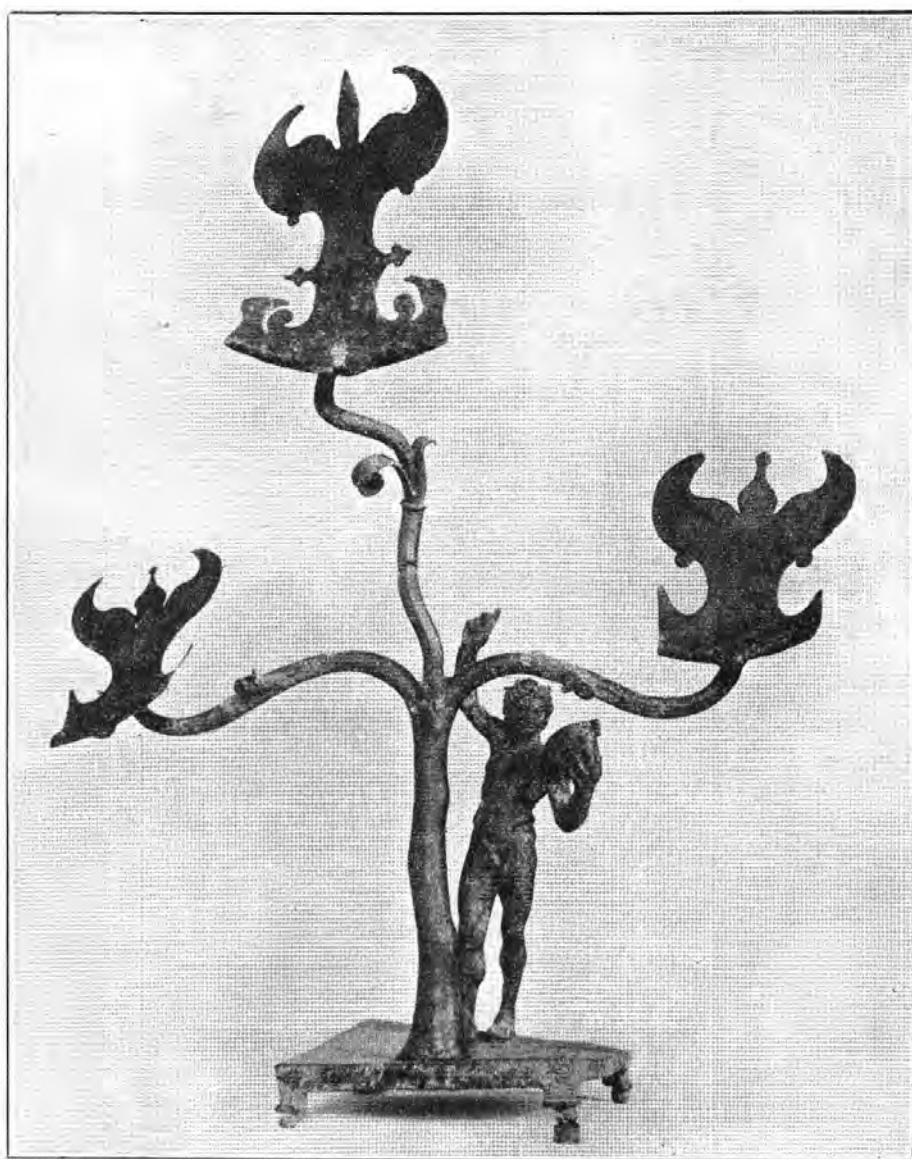


Abb. 35. Candelabrum aus der Sammlung Meyer in Baden.

sorgfältig. Dann legte man die gewünschten aromatischen Kräuter auf das Eingussloch und goss siedendes Wasser darüber, natürlich ganz sorgfältig, Tropfen für Tropfen. Damit wurde nur das feinste Aroma ausgezogen; Depot blieb bei dem schwer zu reinigenden Gefäss nicht zurück.

Während man mit dem Gebrauch des Wortes „caldarium“ vorsichtig sein muss, weil es in der guten Latinität das warme Zimmer eines Bades bezeichnet, ist es vorzuziehen, den Namen „Authepsa“ zu

brauchen, was auf deutsch „Selbstkocher“ bedeutet. Der Gebrauch dieses Gegenstandes scheint aus Alexandria zu stammen, wo man in den raffinierten Tafelgenüssen Meister war.

Obschon in der Römerkultur der Begriff der Authepsa bis jetzt nicht unbekannt war, so hat das Stück von A. doch die Bedeutung, dass es, wie es scheint, das erste nördlich der Alpen gefundene ist. Cart erwähnt fünf bekannte Authepsae, aber sämtliche von ziemlich verschiedener Form. Unser Exemplar wird einem römischen Beamten gehört haben, der, von seinem Kaiser nach dem unwirtlichen Norden geschickt, auf seine lieben Tafelgewohnheiten nicht verzichten wollte.

Das Stück befindet sich, wie recht und billig, im Museum von Avenches, für welches es mit Hilfe der „Association“ angekauft wurde.

Im Arch. Anzeiger 1911, Sp. 311 ff. nimmt auch Schulthess Notiz von diesem Fund. Sein Aufsatz wurde von Cart benutzt. Vgl. AA. N. F., XIV. Bd. (1912), pag. 147 ff.

2. *Baden* (Aargau).

Dank dem Entgegenkommen der Landesmuseumsbehörden können wir in Abb. 35 einen Gegenstand wiedergeben, der zur Sammlung Meyer in Baden gehört und vom Landesmuseum restauriert wurde. Es ist ein Prunkleuchter, „candelabrum“, vom Typus Daremburg und Saglio, Dict. Ant. gr. rom. T. I., pag. 875, Abb. 1097 und 1098 (Pompeji). Die Statuette wurde später aufgenietet; sie steht mit dem Leuchtständer in keinem organischen Zusammenhang.

3. *Balsthal* (Solothurn).

Im Herbst 1912 wurde unmittelbar neben der alten Kirche bei B. bei Anlass des Baues einer Wasserleitung eine Mauer römischen Ursprungs und ein Gussboden angeschnitten. Es ist keine Frage, dass wir es hier mit einer grösseren Anlage zu tun haben. Viele Leistenziegel wiesen Abdrücke von Tierpfoten auf. Interessant ist, dass hier wie in Niederbipp, Gretzenbach, Niedergösgen, Oberbuchsiten, Trimbach römische Ruinen dicht bei den jetzigen oder ehemaligen Kirchen stehen. Vgl. Tatarinoff in „Beitr. zur Soloth. Altertumskunde“ („Römisches aus Balsthal“) SA. aus Sol. Tagbl. 1912.

4. *Baselaugst* (Baselland).

Die Grabung am Rande des Violenbaches nahm nach und nach einen ziemlich bedeutenden Umfang an. Besonders mag bemerkt werden, dass eine Häusergruppe blossgelegt wurde, in welcher sich drei ver-

schiedene Anlagen unterscheiden lassen. Zwei davon sind sicher Wohnhäuser, wovon eines einen, das andere zwei Hypokauste enthielt. In dem dritten Gebäude vermutet man eine Weinschenke. Da fanden sich nämlich umfangreiche Reste eines Treppenhauses mit Wandmalerei. Der hervorragendste Rest dieser Fresken bestand aus zwei Männern, die an einer Stange eine grosse Amphora tragen. Das Stück konnte abgelöst werden und ist jetzt im Basler Historischen Museum zu sehen. Die Männer sind rot gemalt und tragen eine braune Amphora, die kreuzweise umwunden und so an einer Stange befestigt ist. Die Männer haben eigenständliches, kurz geschnürtes Schuhwerk; bei dem einen ist die Farbe gelb, so dass man annehmen darf, die Leute hätten Schuhe von naturfarbenem Leder getragen. Nebenan waren in drei halbkreisförmigen Gelassen Kellerräumlichkeiten mit Amphoren, von denen etwa 40 Stück vollständig erhalten sind und einige auch Aufschriften tragen.¹⁾ So stand auf einer derselben zu lesen „Garum hispan(um)“ = spanische Sauce.²⁾ Da fand sich auch eine gut erhaltene Glasflasche mit aufwärts strebenden, zum Fassen sehr bequem eingerichteten Doppelhenkeln. Ein kurzer Bericht über die Grabungen in Augst befindet sich im Geschäftsbericht der Hist. und Ant. Ges. Basel im Basler Jahrb. Gesch. und Alt., XIII. Bd. pag. VI (1912).

Auch im JB. der SGFEHK. pro 1911, pag. 36 berichtet Stehlin summarisch über die Unternehmungen der Basler Antiq. Ges. in Basel-augst. Danach wurde am Ostrand des Plateaus eine Häusergruppe freigelegt. Die Ergebnisse liefern den Beweis, dass der ganze östliche Stadtteil, weil wahrscheinlich auch der älteste, nach einem Vierecksystem angelegt ist, dessen Linien ungefähr in den Richtungen SO—NW verlaufen. Von den Einzelfunden erwähnt der Bericht einen eisernen Münzstempel (Avers der Münze der Julia Domna?), ein kupfernes Amulett mit Phallus, zwei eiserne Pferdeschuhe.

Auch die *Strassenforschung* bei Baselaugst hat wieder neue Fortschritte gebracht, indem die beim Gewerth über den Rhein führende Strasse südwärts bis zu dem Punkte festgestellt werden konnte, bis sie das Plateau von B. erreicht. Ausserdem konnte die Hauensteinstrasse von Liestal in ihrer genauen Richtung gegen Süden fast 2 km weit verfolgt werden. Die Fortsetzung auf dem rechten Rheinufer hat man dagegen nicht gefunden. Vgl. Schulthess, I. c. Sp. 521.

¹⁾ Ein solcher römischer Weinkeller mit einer Menge in den Boden eingelassener Amphoren ist im Durchschnitt abgebildet bei Daremburg und Saglio, Dict. Antiq. gr. & rom. T. I., (1877), pag. 248.

²⁾ Vgl. I. c. T. II, pag. 1459.

Im Römisch-germanischen Korrespondenzblatt Jg. V. (1912), pag. 91, bespricht Walther Barthel (Frankfurt) die Arbeit von Th. Burckhardt-Biedermann über die Kolonie Augusta Raurica, ihre Verfassung und ihr Territorium. Die Hauptfrage, die er sich dabei stellt, ist die, ob in der Zeit, als sich der Augstgau bildete, noch eine Trennung von Kolonie und Civitas bestanden habe. Für die Zeit der Gründung und die erste Kaiserzeit können wir uns die Scheidung zwischen der römischen und der peregrinen Gemeinde nicht schroff genug vorstellen. Aber vom 3. Jahrhundert weg hätten sich diese Rechtsunterschiede verwischt und habe die Entwicklung auf eine Verschmelzung hingedrängt. Wenn man bedenke, dass seit dem 3. Jahrhundert die neue Organisation der Militärgrenze am Rhein zu einer ganzen Reihe von Territorialverschiebungen führen musste, so sei kaum zu glauben, dass das Territorium der alten Augusta als ein geschlossenes Gebilde die Wandlungen der Spätzeit überdauert habe. Im übrigen ist der Rezensent mit der Arbeit Burckhardts wohl einverstanden.

5. *Burg*, bei Stein a. Rh. (Schaffhausen).

Die Schweiz. Ges. für Erh. hist. Kunstdenk. hat die Arbeiten auf Kastell Burg im Jahre 1911 zu einem gewissen Abschlusse gebracht. Sie hat Erhaltungsbauten an der östlichen Umfassungsmauer vorgenommen, sowie im Kastell selbst Nachgrabungen veranstaltet, bei welcher Gelegenheit das Fundament der seinerzeit blossgelegten Exerzierhalle verfolgt werden konnte. Mit den Grabungen von 1911 ist das ganze Kastellinnere mit Ausnahme des Friedhofs und der Gebäulichkeiten durchforscht. Notiz Rippmanns im JB. SGFEHK. pro 1911, pag. 30.

6. *Clus* (Bez. Balsthal, Solothurn).

Prof. Tatarinoff schreibt in seiner Sammlung „Beiträge zur solothurnischen Altertumskunde“ Nr. 6 im Soloth. Tagbl.:

Die römische Passtrasse über den obern Hauenstein hat schon im Jahre 1901 der gelehrte Burckhardt-Biedermann einer eigenen Untersuchung gewürdigt.¹⁾ Es wurde da ausgeführt, wie „diese Strasse zum Übergang über den Jura von Solothurn nach Augst allein in Betracht kam“. Nach den antiken Distanzangaben waren es, wie schon Meisterhans feststellt, von Solothurn nach Augst 22 Leugen, d. h. etwa 50 km, was etwa der Wirklichkeit entsprechen dürfte, wenn wir die heutige Verlängerung der Strasse mit in Rechnung ziehen. Dass die Linie Aosta-Martigny-Lausanne-Moudon-Avenches-Solothurn-Augst eine Haupt-

¹⁾ In Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde I (1901).

verkehrsader zwischen dem Potal und den Rheingegenden war, steht ausser allem Zweifel; dem gegenüber trat der untere Hauenstein, der sicher über Erlimoos führte, ganz erheblich zurück. Da die Römer den Gotthardweg nicht benutzten und der untere Hauenstein organisch dazu gehört, ist dieser Umstand auch ganz natürlich. Nach den bisherigen Forschungen verlief die römische Strasse über den obern Hauenstein von Solothurn auf der linken Aareseite nach Önsingen und bog dort in die Klus ein. Als 1892 am Eingang derselben eine Wiesenhalde abgegraben wurde, stiess man links von der heutigen Strasse und näher an der Lehnfluh auf das alte Strassenbett. Nach der vorliegenden, jedenfalls rein schematischen Zeichnung war dieses tief in die Erde eingeschnitten und mit einer regelmässigen Steinsetzung unterlegt, worauf dann der eigentliche Strassenkörper, der aus Kies und Sand bestand, folgte. Die ganze Anlage war 3 m breit.

Nun ist vor einigen Tagen (Mai 1912) an einer andern Stelle der römische Strassenkörper wieder aufgedeckt worden und zwar an einer ebenso wichtigen Stelle, nämlich am entgegengesetzten Eingang in die Klus, gerade da, wo die vom Schloss Alt-Falkenstein ob dem Dorfe Klus gegen die Strasse sich hinunterziehende Felsrippe aufhört. Es liegt mir in der „Topographie der Eidgenossenschaft“ von Herrliberger (1758) ein Kupferstich vor (Topogr. 2. Bd. Bl. 232), wo diese Felsrippe deutlich sichtbar ist und an den Fuss einer Mauer ausläuft, an die sich dann ein Tor schliesst, worauf sich ein Helm mit einem Fähnchen befindet. Auf der Zeichnung von E. Büchel auf S. 60 der „Mittelalterl. Kunstdenkmäler“ von Rahn ist dieses Tor noch deutlicher zu sehen; auf der gegen Balsthal liegenden Seite prangt das Solothurner Wappen. Die heutige Sachlage lässt diese Baute an der Stellung der dortigen Häuser noch deutlich erkennen. Bei Fundamentierungsarbeiten neben dem Hause Nr. 8 an der Hauptstrasse wurde nun in zwei Meter Entfernung von der Nordwestmauer dieses Hauses ein Strassenkörper angeschnitten, der auf etwa 10 m nordöstlich, näher am Felsen, mit der mittelalterlichen und modernen Strasse parallel ging, also ungefähr Südost-Nordwest lief (Kompass 310/130), um dann wohl auch nach Norden und Nordosten gegen Balsthal umzubiegen. Der Strassenkörper war an dieser Stelle etwa 5,50 m breit, wobei allerdings zu beachten ist, dass offenbar der Schnitt nicht ganz genau vertikal gegen die Strassenlinie erfolgte, so dass sich dieses Mass etwas reduzieren durfte. Er lag etwa 40 cm unter dem Niveau des abgerissenen Hauses. Das Strassenbett war etwa 70 cm dick. Eine sorgfältige Bettung aus enggestellten Kalkbruchsteinen und wenig Kieseln bildete den untern Abschluss. Darüber folgte

eine Reihe von mindestens sechs Schichten verschieden nuancierter grauer und brauner Lagen von Kalkschotter, vermischt mit Kies und Sand. Das rührte eben von den verschiedenen Beschotterungen her. Die zweitoberste Schicht war mächtiger als die übrigen, dafür aber auch lockerer, so dass man annehmen darf, dass die Strasse in diesem Stadium der Renovation nicht so lange im Gebrauch war, wie während der übrigen. Der ganze Strassenkörper war in ziemlich bedeutendem Grade gewölbt. An den Rändern waren deutlich Spuren von Kieswegen zu sehen, die die Strasse begleiteten. Das Steinbett war nicht so breit wie der ganze obere Strassenkörper. In der Nähe lagen Fragmente von römischen Leistenziegeln, und unter der Strasse zerstreut menschliche Gebeine. Es ist also wahrscheinlich, dass die Römer bei Anlage dieses Heerweges ein Latène-zeitliches Gräberfeld zerstörten.

Dass im Mittelalter das Tracé der Strasse verlegt wurde, erklärt sich wohl daraus, dass, als die Burg Alt-Falkenstein erbaut wurde (die Burg wird 1255 zum ersten Male erwähnt, ist aber in ihrer ersten Anlage wohl älter), die Herren dort oben keine Übersicht hatten, wenn sie zu nahe am Felsen unten vorbeiging. Sie musste deshalb etwas weiter hinaus verlegt werden. Dadurch wurde auch Platz für eine Häuserreihe längs dem Felsen frei.

7. *Colombier* (Neuenburg).

Von der auf pag. 121 des II. JB. SGFU pro 1909 signalisierten römischen Villa in Colombier brachten die Fortsetzungen der Grabungen in den Jahren 1910—1911 an verschiedenen Stellen, auch unterhalb des Schlosses neue Spuren zutage. Auch im neuen Kasernenhof wurden römische Mauerzüge erkannt. Architekt Matthey sagt im JB. SGFEHK. pro 1911 pag. 50, dass die Frage der Zusammenhänge zwischen den einzelnen Mauerkomplexen noch nicht gelöst sei. Die Lösung sei deshalb schwierig, weil beim Bau des Schlosses die römischen Fundamente stark zerstört worden seien.

8. *Corcelles* bei Payerne (Waadt).

Das Museum von Avenches ist in den Besitz eines bei Corcelles gefundenen Beckens aus Blei gekommen. Es hat den Grundriss eines unregelmässigen Vierecks und wiegt 110 kg. Die Tiefe beträgt 19 cm. Rings herum sind Löcher, die jedenfalls zur Befestigung in einer Holzschale dienten. Auf dem Grunde bemerkt man eine Menge von Hammerschlägen, woran zu erkennen ist, wie das Stück gearbeitet wurde. Wozu dieser Gegenstand gedient hat, ist noch nicht klar.

9. *Eschenz* (Bez. Steckborn, Thurgau).

Herr Böschenstein sendet uns einen verdankenswerten Bericht, wonach Arbeiter bei einem Neubau hinter der Käserei Eschenz auf einen römischen Begräbnisplatz stiessen. Dazu gehörten vier Skelett- und zwei Brandgräber. In einigen der durch unser Mitglied, Dr. Schirmer, geretteten Urnen mit Henkeln fanden sich Nägel vor. Der Gewährsmann fand auch noch Reste von Terrasigillata-Schalen mit breitem Standring, die er in die Mitte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts setzt. Auch Viollier machte sich mit der Fundstelle vertraut und konnte noch eine vollständig erhaltene Urne mit Asche und noch alle Nägel der Kiste bergen. Dann berichtet B. weiter:

„Zur Zeit wird in Eschenz die Wasserleitung gemacht und stossen nun die Arbeiter in einer Tiefe von 1,8 bis 2,3 m auf ganze Lagen von eichenen Balken und Brettern. Ich sah solche von $3\frac{1}{3}$ m Länge und 30 bis 40 cm Durchmesser. Durch das Dorf bis in die Nähe des Rheins (der römischen Brücke) sind die Balken je 30 cm von einander entfernt, ungefähr 30 m vom Rhein aber 3 m und mehr. Oben im Dorfe teilt sich die Strasse, die eine nach dem Oberdorf, die andere Richtung Kastell Burg bei Stein a. Rh. Von einem Balken zum nächstfolgenden sind eine Unmenge kleiner Pfähle von 12—15 cm Durchmesser eingearbeitet, wahrscheinlich für Beschotterung und Flechtwerk.“

An zwei Stellen fand man nun unter diesen Brettern, die quer über die Strasse liegen, bis 3 m tief ganze Knochenlager und zwar, wie ich konstatieren konnte, von Pferden. In einem solchen kam auch ein Speer aus Eisen zum Vorschein; vielleicht wurde dieser, wie solche bis heute noch gebraucht werden, zum Fischen benutzt.¹⁾ In der Nähe eines solchen Knochenlagers fand ich auch das Fundament eines Hauses, sowie eine Münze des Germanicus. In ziemlicher Entfernung des Hauptgrabens fand ich in einem kleinen Seitengraben die Scherben einer dickwandigen Amphore, welche ebenfalls mit Gewalt zerschlagen worden war, sowie die nämlichen Sigillatascherben wie in den römischen Gräbern, genau mit den gleichen Motiven.“ B. hat seiner Mitteilung noch einen Situationsplan beigelegt, der sich in unserem Archiv befindet.

10. *Genf*.

B. Reber teilt uns mit: „Fast bei jedem Fundamentgraben in Genf, besonders in den alten Quartieren, stösst man auf römische Über-

¹⁾ Ähnliche römische Geräte, die zu „wirtschaftlichen Zwecken“ benutzt worden zu sein scheinen, in Oberg. rät. Limes, Lfg. XXVI (1906), (Kastell Weissenburg), pag. 42 und Taf. VIII, Abb. 87 und 88.

reste. Vielfach mag es sich um alten Schutt handeln, mehrmals aber habe ich Ruinenreste und monumentale Stücke getroffen. Hier seien nur einige meiner Beobachtungen erwähnt. So traf ich im Hof von St. Peter (Cour de St-Pierre) Mauern, das behauene Eckstück eines Gebäudes, einen Fussboden nebst Scherben und Ziegeln; auf dem Molard mehrere Säulenreste, einen mit rautenförmigen, gebrannten Tonplatten belegten Fussboden, Mauerreste, Scherben; früher schon im Chemin des Savoises die Hälfte eines von L. Julius dem Merkur geweihten Altars. Nach der sehr korrekt ausgeführten Inschrift zu schliessen, gehört dieselbe in das erste oder in den Anfang des zweiten Jahrhunderts. In die gleiche Zeit muss ein bedeutender, zu einer Monumentalbaute gehörender Inschriftenblock, den ich bei der Anlage von gewaltigen Fundamenten bei der Madeleine-Kirche entdeckte, verlegt werden. Auf dieser Inschrift wird für Genf ein neuer Name, Trebonius oder Trebonianus, genannt. Sonst erfährt man nur annähernd, dass ein Sohn, dessen Name fehlt, das betreffende Monument, wahrscheinlich einen kleinen Tempel, zum Andenken an seinen Vater errichten liess. Daneben hat die ausgedehnte Stelle eine Menge von alten Pfählen, vorhistorische und römische Altertümer geliefert, welche ich alle samt der Inschrift dem hiesigen Museum schenkte. Von diesen und andern römischen Funden habe ich in Vorträgen mehrfach Erwähnung getan.“

11. Gotteron (Freiburg).

Im Tale des Gotteron, nicht weit von der Mühle Betschen, wurde eine römische Münze gefunden. Damit wird der Beweis geliefert, dass die Römer die Gotteronschlucht als Passage benutzten. Notiz in Ann. Frib. I. Jg. (1913), pag. 144 (ohne Angabe der Art der Münze!)

12. Gretzenbach (Bez. Olten-Gösgen, Solothurn).

Bei der Kirche Gretzenbach fand man schon früher römische Münzen. Dort soll auch eine römische Strasse vorbeigeführt haben. Nun hat im Frühjahr 1912 Alexander Furrer in einer der Firma Bally gehörigen Kiesgrube die Ruine einer Villa rustica ausgegraben. Ein Hypokaustraum wies eine halbrunde Apsis auf. Drei Räume mit Gussböden und Platten wurden freigelegt. Ein Teil des Gebäudes liegt gegen den Friedhof zu. Funde von Bedeutung wurden nicht gemacht. Da die Baureste nur oberflächlich lagen, war das meiste schon zerstört und abgetragen. Die Ausgrabung lieferte also nur statistische Resultate.

13. *Irgenhausen* (Bez. Pfäffikon, Zürich).

Im dritten JB. SGFU. pro 1910, pag. 106 hat Heierli kurz der Monographie von Prof. Schulthess über Irgenhausen gedacht, ohne auf die wichtigen Ergebnisse dieser Forschung einzutreten. Nun hat Schulthess kurz, aber trefflich orientierend seinen Rapport im JB. SGFEHK. pro 1911, pag. 47—51 abgegeben. „Es ist ein Strassenkastell, das nicht an der Hauptheerstrasse Vindonissa - Arbor Felix - Brigantium liegt, sondern etwa drei Stunden südlich davon an dem Verbindungswege, der bei Oberwinterthur (Vitudurum, für dessen Wiederaufbau das Jahr 294 inschriftlich gesichert ist) von der Hauptstrasse in fast genau südlicher Richtung abzweigt und über Kempraten und Jonen an den obern Zürichsee führt. Das Kastell Irgenhausen beherrscht also als ‘Sperrfort’ die Strasse, die vom Rhein durch die Talmulde des Pfäffikersees an den obern Zürichsee und den Walensee und von da zu den rätischen Alpenpässen führt.“ Die Entstehungszeit setzt Sch. mit Wahrscheinlichkeit in die Jahre 294—296; es stand bis zum Ende des 4. Jahrhunderts in Gebrauch.

14. *Martigny* (Wallis).

Nach einem Rapporte Morands im JB. SGFEHK. pro 1911, pag. 37 wurde durch die Archäologische Kommission unter der Leitung von Morand das Amphitheater „Le Vivier“ bei Martigny-Ville untersucht. Von dem elliptischen, 74/62 m grossen Bau wurde gegen den Berg hin eine zweite Umfassungsmauer, die der ersten parallel lief, konstatiert. Zu einem endgültigen Resultat ist man bei diesen Grabungen noch nicht gekommen.

15. *Olten* (Solothurn).

Bei Grabungen in Olten werden immer und immer frührömische Schichten angeschnitten. So kamen bei einem Neubau an der Trimbacherstrasse neben der Filiale der Solothurner Handelsbank verschiedene römische Überreste zutage. Von Töpferstempeln sind Perus, Celsio, Crestus und Caisu (?) konstatiert. Die Münzen, ein Augustus, Claudius I und Germanicus weisen alle in die Frühzeit. Olten war in den ersten Tagen der römischen Kaiserzeit jedenfalls schon ein Vicus.

16. *Pensier* (Bez. See, Freiburg).

In der römischen Ansiedelung von Pensier, im Gute von Cyprien Werro wurde eine römische Münze gefunden, die ins Museum Freiburg kam. Notiz ohne Angabe der Art der Münze in Ann. Frib., Jg. I (1913), pag. 144.

17. Rue (Freiburg).

Eine schöne Bronze, ein Wildschwein gallo-römischer Provenienz, wurde schon im Jahre 1910 bei Rue, in der Flur „en la Donchire“ gefunden. Die Zeitschrift „Fribourg artistique“ bringt auf Taf. XXII des Jahrgangs 1911 eine Reihe von schönen Reproduktionen des interessanten Gegenstandes mit einer Beschreibung aus der kundigen Feder M. Bessons. Der Eber stammt aus dem 3. oder 4. nachchristlichen Jahrhundert; er bestand aus Bronze, die Augen waren durch rote Steine angedeutet. Während einige in diesem Stück den Bestandteil eines militärischen Abzeichens vermuten, neigt sich Besson mehr der Ansicht zu, dass es ein Votiveber sei, der in einem *sacellum* untergebracht war. Entweder konnte man ihn aufhängen oder auch auf einem Sockel aufstellen. Es ist nicht unmöglich, dass ein gallischer Auxiliar einer seiner Schutzgottheiten (der Eber war bei den Galliern recht häufig ein Gegenstand der künstlerischen Darstellung) dieses Stück geweiht hat.

18. Rapperswil-Hunzenschwyl (Bez. Lenzburg, Aargau).

Im Frühjahr und Herbst 1911 hat Otto Schulthess im Auftrag der Archäologischen Kommission in den Ziegeläckern eine Versuchsgrabung durchgeführt und zwar südlich und nördlich des Weihergrabens. Sch. merkte an den herumliegenden Ziegelmassen bald, dass es sich hier um einen Brennofen für Ziegel handeln müsse und fand denn auch nördlich des Bächleins einen, in den unteren Partien wenigstens, gut erhaltenen Brennofen der XXI. Legion. Diese Entdeckung hat ihr Analogon in dem von G. Wolff in Nied bei Höchst am Main aufgefundenen Bau. Da eine detaillierte Publikation dieses für die Schweiz ein Unikum bildenden Baues durch Sch. in Aussicht gestellt ist, wollen wir dermalen auf eine Beschreibung verzichten und führen nur die Hauptergebnisse an: „1. Südlich vom Bächlein kamen nur Stempel der XI. Legion, nördlich bloss solche der XXI. zutage. Da im Ofen selbst zwei Stempel der XXI. Legion gefunden wurden, dürfte er von dieser stammen. 2. Von den in Vindonissa garnisonierenden Legionen XI und XXI sind bis jetzt weder in Windisch selbst noch in dessen Umgebung Ziegelöfen gefunden worden. Auch hat Windisch und Umgebung keine Lehmlager, während die Anhöhe westlich von unserer Ausgrabungsstelle, die Fülleren, aus lehmhaltigem Löss besteht und Rapperswil bis in die neuere Zeit dort seine Lehmgrube hatte. — Als Zeit der Anlage dieser Ziegeleien ergibt sich die Zeit vor der Abkommandierung der Garnison von Windisch an den Limes. Dazu stimmt die einzige Münze, die wir fanden,

eine vorzüglich erhaltene Münze Vespasians.“ Es bleibt allerdings noch die Frage zu lösen, ob diese Ziegelei, die doch von Windisch weit entfernt war, den grossen Bedarf der Garnison allein deckte oder ob nicht noch sonst irgendwo eine andere derartige Anlage im Boden steckt. Vgl. JB. SGFEHK. pro 1911, pag. 72 und Arch. Anz. 1911, Sp. 518.

19. *St. Maurice* (Wallis).

Nachdem Heierli im IV. JB. SGFU., pag. 167, kurz die bei Anlass der Kanalisation des Städtchens gefundenen römischen Altertümer signalisiert hat, verdanken wir dem aufmerksamen Ortsarchäologen, Chorherrn Bourban, im AA. N. F., Bd. XIV (1912), pag. 194 ff., einen detaillierten Bericht über die Entdeckungen des Jahres 1911 und 1912.



Abb. 36. Ziegelgrab von St. Maurice.

Die Ansiedelung von St. Maurice geht sicher in die prähistorische Zeit zurück. Von der römischen Zeit an ist sie ständig bewohnt. Wir begnügen uns hier auf die wichtigsten Entdeckungen aufmerksam zu machen.

Beim Hause Roverea stiess man auf drei Gräber, von denen eines beim Graben zerstört worden war (Abb. 36). Der Boden des zweiten besteht aus römischen Leistenziegeln, die durch einen sehr festen Mörtel, der aus Kalk und feinem Schwemmsand erstellt ist, verbunden sind. Der Platz für den Kopf ist abgerundet und der Mörtel ist rot bemalt, um mit der Farbe der Ziegel zu harmonisieren. Das dritte Grab ist ganz aus Ziegeln hergestellt, von denen einer den Stempel „Q“ trägt. Diese Gräber werden von B. in die spätromisch-christliche oder burgundische Zeit gesetzt.

Eine weitere Fundstelle ist die Strasse beim Haus „Cure de Lavey“ an der Hauptstrasse des Städtchens. In der Nähe davon fand man zwei römische Pflasterböden übereinander. Der obere war ein Backsteinboden in *opus spicatum* (Abb. 37).

Auch in der Gegend des Stadthauses fanden sich drei Gräber. Das eine war ein Doppelgrab („*locus bisomus*“), dazwischen befand sich ein Mäuerchen. Auch dieses Grab war mit römischen Leistenziegeln eingefasst. Bei einem der Skelette zeigte sich die Eigentümlichkeit,

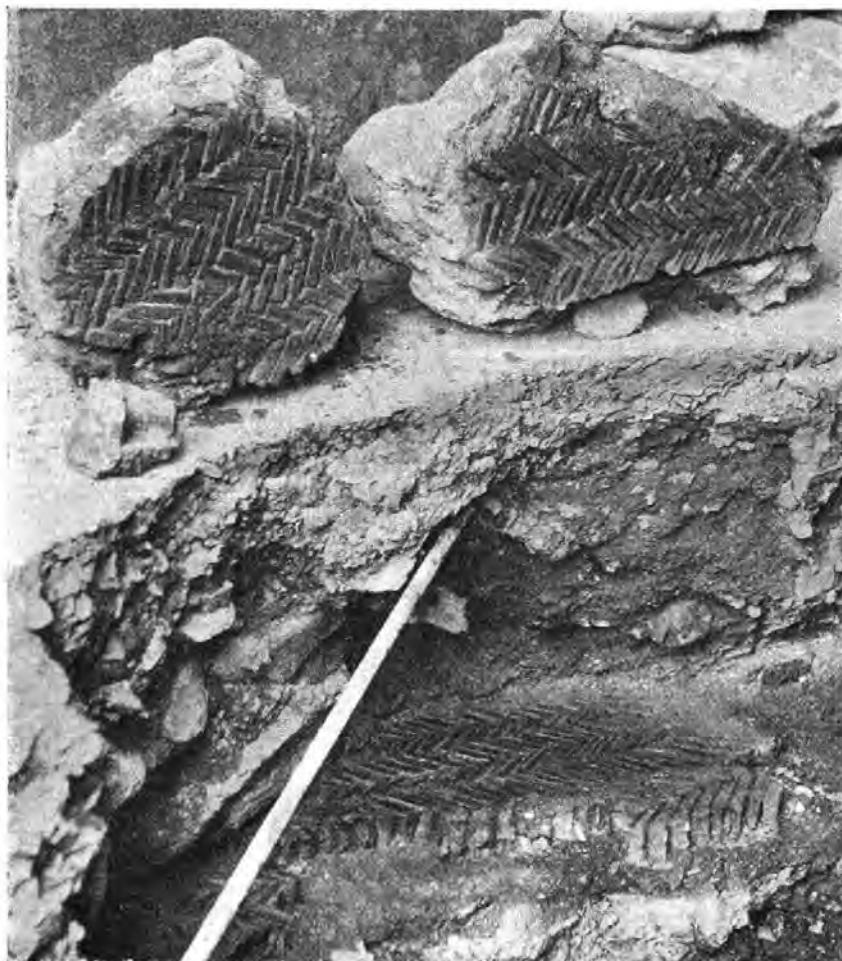


Abb. 37. Plättchenboden von St. Maurice.

dass die zwei oberen Schneidezähne sich mit solcher Kraft ausgedehnt hatten, dass sie den Kiefer durchbrachen und hinaufwuchsen. Das zweite Grab, das ein sehr wohlerhaltenes Skelett enthielt, war nicht mit Ziegeln eingemauert; es war ein Mauerwerk, das sich der Gestalt des Körpers anpasste, der einfach in seinem Leinentuch eingewickelt hineingelegt worden war. Es war dies eine Nachbestattung, indem die Reste des früheren Skelettes gegen das Kopfende zurückgeschoben worden waren. Dabei waren noch zwei andere Gräber; darüber war ein römischer Boden, worunter sich auch eine klare Quelle befand.

Unweit davon fand sich noch ein weiteres Ziegelgrab. B. mutmasst über diese Grabanlagen folgendes:

„Je crois qu'il faut remonter à la grande institution du roi burgonde, S. Sigismond, en 515. Les habitants de St. Maurice, chargés des indemnités royales, s'en allèrent habiter le bourg de „Castrum Tauredunense“, Epinassey, qui, placé sur la voie romaine, fut plus tard détruit avec ses églises et son fort par l'épouvantable catastrophe de Tauredunum. Les moines qui, divisés en cinq chœurs, chantaient le jour et la nuit dans la basilique des Martyrs, occupaient seuls St. Maurice. Des cloîtres devaient occuper la Place-du-Parvis, en ligne droite de l'entrée de la basilique à l'église ou chapelle de Ste. Marie-sous-le-Bourg, ne laissant, sous une ou deux arcades plus larges, que la place

pour la voie romaine. Et chacun de ces cinq groupes des nombreux moines venus des diverses parties de la Gaule, devait avoir des caveaux pour les sépultures.“

Die Gegend der Abtei war besonders reich an römischen Bauten. Da fand man zunächst eine römische Wasserleitung in 2,50—3 m Tiefe. Darüber waren nicht weniger als vier römische Pflasterböden. Interessant ist, dass, als man den ersten Boden preisgab, man diesen überwölbte, bevor man den zweiten Gussboden errichtete;

wahrscheinlich war die Nähe des Wassers an dieser Stelle



Abb. 38. Römische Wasserleitung in St. Maurice.

unangenehm. Ein Gewölbziegel trug die Inschrift 'LIENINO' Bei der Abtei fand man noch die Marmor-Ecke eines monumentalen römischen Gebäudes.

An einer andern Stelle in der Nähe der Abtei fand B. drei übereinanderliegende Wasserleitungen, eine solide, aus schön behauenen Kalkblöcken errichtete römische, dann wurde eine mittelalterliche aus Holz einfach darein gebaut, darüber liegt der gemauerte Kanal, den die Abtei 1693 nach einem grossen Brande erstellen liess. B. hat auch die Fassung der köstlichen Quelle, die zu allen Zeiten dort geschätzt war,

genauer untersucht; er konnte einen grossen Teil der römischen Fassung und Leitung studieren (Abb. 38). Diese Quelle alimentierte auch einen Fischweiher.

An der alten Römerstrasse, in der Nähe des Stadthauses, fand man ein Grab mit einem Holzsarg, der deswegen gut erhalten war, weil er immer im Wasser gesteckt hatte. Auch sonst noch fanden sich da und dort Ziegelgräber zerstreut.¹⁾

Als B. im Jahre 1897 aus der Ecke eines der Gebäude der Abtei den dem 'DEO SEDATO' geweihten Altar herausnehmen liess, vermutete er an dieser Stelle schon Gräber. Im Jahre 1912 fand er dort nun wirklich ein gewaltiges Grab aus Granit, jedenfalls ein römisches. Auch hier scheint ein Wasserablauf darüber geführt zu haben. Auf jeden Fall ist dieses Grab das älteste Beispiel von Konstruktion aus behauemem Granit im Wallis.

In einem Schlussabschnitt kommt B. noch auf die Befestigungsanlagen von St. Maurice zu sprechen. Er nimmt als wahrscheinlich an, dass schon das Acaunum der Gallier befestigt war; nach der Eroberung durch Cäsar wurde die Stadt jedenfalls noch wehrhafter gemacht, was durch literarische Quellen bezeugt ist. An der Rhone, am Ende der Umfassungsmauern hatten die Römer ein Fort angelegt, um die Annäherung längs des Flusses zu überwachen; eine unterirdische Partie davon ist noch erhalten. Dieser Platz hat eine Länge von 8,50 auf 5 m Breite, ist aber nicht mehr in seiner ursprünglichen Ausdehnung erhalten. Er war mit einem 3,60 m dicken Gewölbe überdeckt.

20. Schinznach (Aargau).

Dass die Römer das Bad Schinznach kannten, erzählt uns in einer anziehenden Studie Dr. S. Heuberger in „Zeugnisse zur ältesten Geschichte des Bades Schinznach“ in Tasch. Hist. Ges. Aargau pro 1912, pag. 101—104. Von Sch. stammt die 1909 im Flussgeschiebe bei Brugg gefundene Statue der Hygieia, die H. als von „Göttishusen“ stammend annimmt. Heierli erwähnt diesen Fund nicht, dagegen ist er in Heubergers Baugeschichte von Vindonissa T. XVII abgebildet. Nur systematische Grabungen an dieser Stelle können genaueren Aufschluss über diese Fragen geben.

¹⁾ Man muss bedauern, dass Bourban seiner Arbeit über die Funde der letzten Jahre nicht einen Situationsplan beigegeben hat; der Plan von Merian, der den Leser über die Lage der Stadt im 17. Jahrhundert orientiert, hat beigegeben werden dürfen, er ersetzt aber den Situationsplan für den, dem es daran gelegen ist, sich ein Bild des römischen St. Maurice zu machen, nicht. Vielleicht erhalten wir später einmal einen solchen.

21. *Sugiez* (Bez. See, Freiburg).

Nach einer gefl. Mitteilung von Prof. Dr. Müller (Neuenburg) wurde auf der Bronzestation S. angeblich ein bronzenes Instrument von vielleicht chirurgischer Bedeutung gefunden. An einer Seite ist es lanzettenartig, an der andern meisselartig zugespitzt. Müller vermutet in diesem Stück einen römischen Gegenstand.

22. *Surenen* (Uri).

Eduard Wymann berichtet im „Geschichtsfreund“ LXVII, pag. XVI von einer römischen Münze, die in Surenen gefunden wurde und durch Kauf ins Urner Altertumsmuseum gekommen sei. Näheres wird darüber nicht gesagt.

23. *Thurberg* (Bez. Weinfelden, Thurgau).

Zur Römerzeit wurde namentlich der vorderste, etwas niedrigere Teil des Berges benützt (vgl. pag. 114 dieses Ber.). Der Zweck der römischen Anlage war offenbar die Beobachtung der Heerstrasse von Pfin nach Weinfelden. Auf diesem Teil des Berges und in einem Graben sind eine ganze Reihe römischer Münzen gefunden worden, die von der ersten Kaiserzeit bis ca. 280 n. Chr. reichen (ein Julius Cäsar, ein unter Tiberius geprägter Augustus, ein Decius, ein Gallienus, eine Salonina, ein Claudius Gothicus, ein Tetricus) und einige andere unbestimmbare Stücke. Ber. von Pfarrer Michel in Märstetten in Thurg. Beitr. vaterl. Gesch. 52. Heft (1912) pag. 78.

24. *Trimbach* (Bez. Olten-Gösgen, Solothurn).

In der Gegend des Friedhofs befindet sich ein grösserer Komplex von römischem Mauerwerk, das von Pfarrer Sulzberger im Jahr 1911, soweit es ihm die Verhältnisse erlaubten, untersucht wurde. Da auch hier die Ruinen oberflächlich lagen, war das meiste zerstört. Der bestehaltene Raum war mit grossen Backsteinplatten gepflastert. Ein Boden bestand, wie sich aus einzelnen Würfelchen erkennen liess, aus Mosaik. Die zahlreichen Leistenziegel hatten wie gewöhnlich Fusseindrücke von Tieren und einer hatte am äusseren Rande eingeritzte Zahlen. Zwei Urnen von rotüberzogenem Ton mit konzentrischen Halbbogenverzierungen konnten fast vollständig zusammengesetzt werden. Es sind Vertreter jener unschönen Form mit weitbauchigem Oberteil und scharf eingezogener Standfläche. Von eisernen Gegenständen kam ein grosses Hackmesser mit Tülle zutage (Abb. 39), wie sie gelegentlich in den Limeskastellen

vorkommen.¹⁾ Eine unbestimmbare Münze des 2. Jahrhunderts (Hadrian?) und ein kleiner Tetricus der ältere (267—273) geben die nötigen chronologischen Anhaltspunkte.



Abb. 39. Römische Fundstücke von Trimbach (Friedhof).

¹⁾ So z. B. in Zugmantel, vgl. Oberg. rät. Limes des Römerreiches, Lfg. XXXII (1909), Taf. XIV, Nr. 53. Das Instrument diente offenbar in erster Linie zu Zimmermannsarbeiten.

Das unten zu besprechende frühgermanische Gräberfeld steckte ebenfalls in einer römischen Anlage, die indessen mit der weiter nörd-



Abb. 40. Römische Scherbenfunde von Trimbach (Friedhof).

lich gelegenen, eben erwähnten Ruine nicht im Zusammenhang gewesen zu sein scheint, obschon sie jedenfalls ganz nahe daran stiess. Im Abraum des Gräberfeldes und auch im Friedhof fanden sich zahlreiche

Scherben von Terrasigillata (Abb. 40), viele Eisenstücke, die zumeist auch noch römisch sein dürften, sowie das in Abb. 41 gebrachte mit vier



Abb. 41.
Römisches Bronze-
stäbchen von Trim-
bach (Friedhof).

Schlangenhenkelein versehene Stäbchen, das möglicherweise ein Teil eines Kandelabers war. Die Henkelchen haben wohl zum Fassen eines Leuchters gedient. Auch ziemlich viele, aber meist spätrömische Münzen von der Zeit des Gallienus bis auf Gratian (gest. 383) wurden im Aushub gefunden. Da die Erde, wo der gegenwärtige Friedhof der Trimbacher liegt, gar oft durchwühlt wurde, so ist das Durcheinander der Zeitstellung der Funde, bis ins späte Mittelalter hinein, durchaus erklärlieh. Sämtliche Funde kamen durch Ankauf in den Besitz des Museums in Solothurn.

25. *Veltheim* (Bez. Brugg, Aargau).

Bei Anlage einer Jauchegrube wurde von Herrn Weber-Oehler ein Ziegelfragment mit dem Stempel der XXI. Legion gefunden. Wahrscheinlich steht die Kirche daselbst an der Stelle eines römischen Gebäudes, wie wir das sehr oft antreffen (vgl. pag. 164). Auch ein Ziegel der XI. Legion wurde schon in jener Gegend gefunden. So viel bekannt ist, sind das die ersten römischen Funde im Schenkenberger Tal. Heierli, Arch. Karte Aargau (1899) erwähnt nichts von Veltheim.

26. *Windisch* (Bez. Brugg, Aargau).¹⁾

Es ist immer und immer wieder eine Freude zu sehen, wie ein kleines Häuflein rühriger Männer sich der systematischen Erforschung eines ganz bestimmten, allerdings auch in hohem Grade dankbaren Arbeitsgebietes widmet, des Römerplatzes Vindonissa. Sie verteilen untereinander brüderlich die Arbeit, einer leitet die Ausgrabung, einer photographiert, der andere erstellt die Pläne; systematisch wird auf den Grundlagen der früheren Resultate weiter gearbeitet, so dass sich der Kreis der Erkenntnisse einzelner Lokalitäten immer mehr schliesst oder frühere Rätsel gelöst werden. Ein Platz, dessen Anlage eine ganz endlose Reihe von Rätseln aufgibt, wie die Anlage des Castrums auf der

¹⁾ Vgl. Grabungen der Gesellschaft „Pro Vindonissa“ im Jahre 1911. SA. AA. 14. Bd. (1912) pag. 101—146. Wir nehmen hier die Funde auf dem Gebiete der Gemeinden Windisch und Brugg zusammen.

„Breite“, reizt aber auch förmlich zur Untersuchung; mit jedem Jahre wird das Bild dieser vornehmsten militärischen Baute in unserem Lande deutlicher. Wenn man bedenkt, dass der Boden Privateigentum ist, dass er teilweise kultiviert ist, dass ferner verhältnismässig nur geringe Mittel zur Verfügung stehen, dass also nicht mit grossem Aufwande gearbeitet werden kann, wie an den rheinischen Standlagern, so wird man die Tätigkeit der Brugger Herren und ihre bisherigen Resultate um so höher einschätzen dürfen. Kommen an irgend einer Stelle Mauerreste oder gelegentliche Fundstücke zutage, gleich wird mit dem Landbesitzer unterhandelt und eine systematische Sondierung durchgeführt. Auf diese Weise werden nicht nur die Militärquartiere, sondern auch die bürgerlichen Siedelungen, die Grabmäler und Begräbnisstätten, die Wasserleitungen, das Strassennetz festgestellt, und da alles sofort in einen

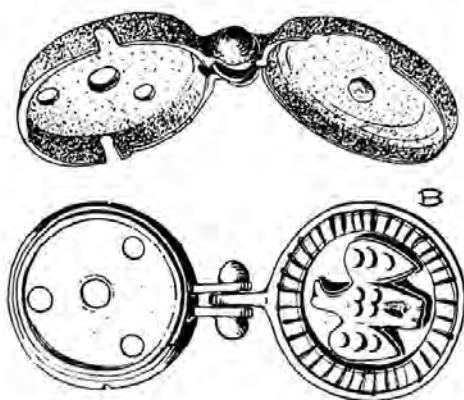


Abb. 42.

Windisch. Siegelkapseln vom „Steinacker“.

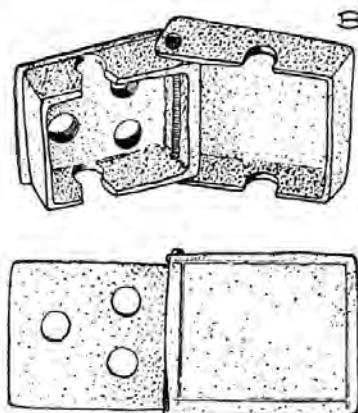


Abb. 43.

Gesamtplan eingetragen wird, ergibt sich daraus allmählich ein klares Bild der Topographie des wichtigsten altrömischen Platzes in der Schweiz, der, wenigstens was das erste nachchristliche Jahrhundert betrifft, eine Kultur sah, die das Staunen der Alt-Eingesessenen von damals erregt haben muss, so hoch auch deren Zivilisation gewesen sein mag.

Der Verfasser der meisten Berichte über die letzte Ausgrabungsperiode ist Dr. S. Heuberger, während einige kleinere Mitteilungen aus der Feder des Herrn Direktor L. Frölich stammen. Zahlreiche Illustrationen, Pläne, Profile und Skizzen eröffnen das Verständnis für den im Text dargelegten, für den Fernerstehenden oft sonst nicht leicht ganz klar werdenden Sachverhalt.

Westlich des Lagers auf der Breite, südöstlich von Brugg, liegt der „Steinacker“. Da ergaben Grabungen drei Bauten, die alle entschieden ins erste nachchristliche Jahrhundert zu setzen sind. Bau I hat einen quadratischen, doch nicht ganz rechtwinkligen Grundriss; eine

sich abwärts senkende Rampe führte zu dem sichtlich unter der Erde liegenden Gemache. Über eine grosse Schwelle aus Mägenwiler Stein gelangte man in diesen Raum, der ohne Zweifel ein Vorratskeller war. Diese Entdeckung ist deswegen von Bedeutung, weil es für Vindonissa die erste derartige Anlage ist. Ein Modell wurde von Wehrli in Aarau erstellt und ist im Museum in Brugg zu sehen. Unter den einzelnen Funden erwähnen wir zwei Siegelkapseln, von denen eine auf der obern Aussenfläche einen Adler oder eine Taube trägt (Abb. 42 und 43).

Der Bau II war ebenfalls ein viereckiges Gelass, zu dem aber ein gemauerter Gang führte. Die Wände waren mit einem sehr haltbaren

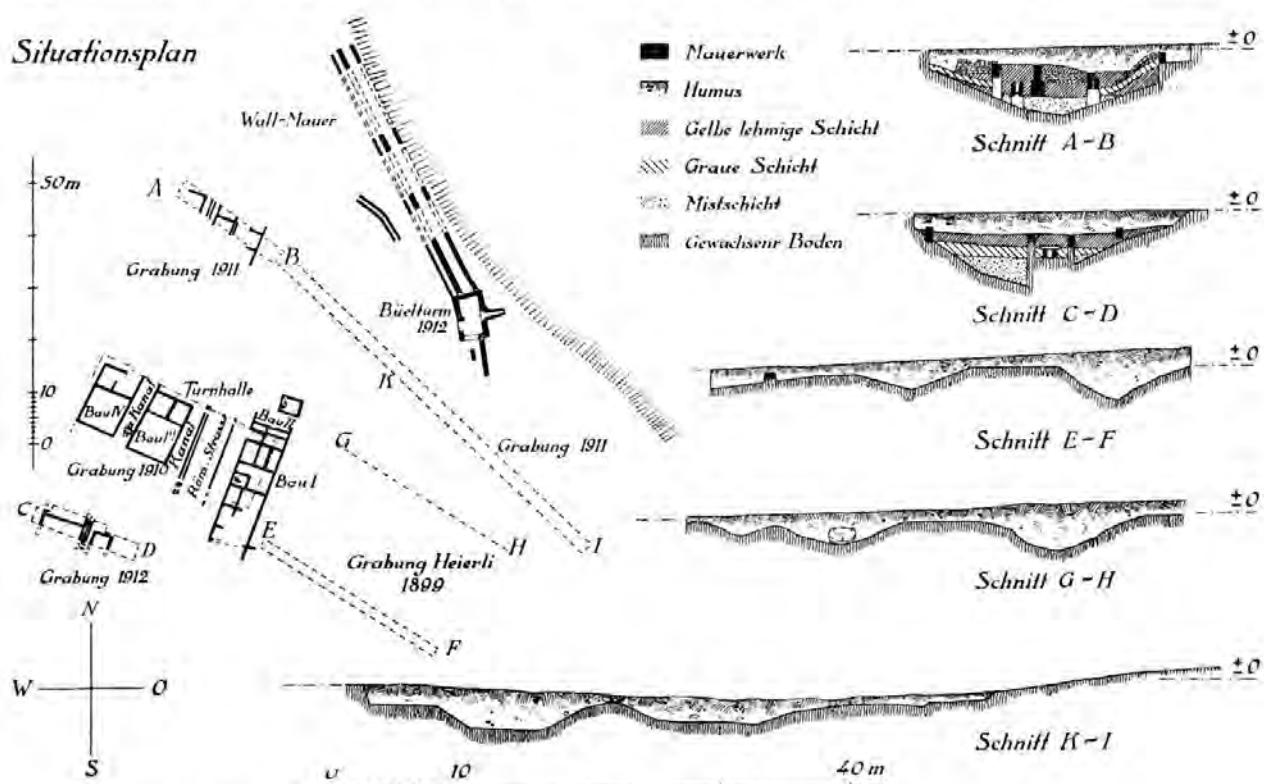


Abb. 44. Situationsplan an der Ostfront und im Innern des Castrums.

weissen Bewurf überzogen; an einzelnen Stellen hatten sich, offenbar durch chemische Vorgänge (Zersetzung), merkwürdige „Zeichnungen“ gebildet. Das Studium der Technik der Mauerung ergab, dass Lagen von Bruchsteinen mit solchen von Mörtel wechselten; daraus liess sich erkennen, warum beim Abtragen der Mauern immer oben glatte Flächen entstanden. Der Boden des Gemaches war ein steinharter Terrazzoboden, der härteste, der bis jetzt in Windisch gefunden wurde. Für den Kommanden rechts vom Eingang befand sich in der Mauer eine übermörtelte Bank. Nach der Dicke der Mauern muss ein sehr starker Oberbau darauf geruht haben; die Zweckbestimmung der ganzen Anlage ist aber noch unklar. Nach den Funden stammt er aus der claudischen Zeit, also aus

dem Anfang des 1. nachchristlichen Jahrhunderts. Unter die Bauträümmer gelangte später der Bruchteil einer Inschriftplatte, die den Namen der *Cives Romani* aufweist. Diese Inschrift ist deswegen wertvoll, weil sie sich vielleicht auf die Körperschaft der im Lagerdorfe (*canabae*) sich aufhaltenden römischen Bürger bezieht.

Der Bau III bot nichts besonderes; es ist eine unregelmässige, kleine, viereckige Anlage mit einem Boden aus Kalkmörtel. Bei Anlass der Untersuchung dieser drei Bauten gelangte man auch zur Erforschung der dort vorüberführenden Strasse, durch welche drei Sondierschnitte geführt wurden. Der gut gereinigte und fest aufgetragene Schotter war verkittet, so dass das Strassenbett wie zementiert aussah. Diese Strasse wurde unter Tiberius angelegt und führte wohl in einem schwachen Bogen zum Westtor des Lagers.

Die *Untersuchung des Lagers* (Abb. 44) brachte wesentlich neue Erkenntnisse. Das Hauptergebnis ist die Freilegung und die Erforschung der Bauart und Bedeutung des Nordost-Turms, des sog. Büelturms, der bereits in der früheren Grabungsperiode die Aufmerksamkeit der Forscher in hohem Grade auf sich gelenkt hatte. Hier handelte es sich aber nicht nur um eine genaue Planaufnahme und eine reine Grabung, sondern auch um eine Konservierung der vorhandenen Baureste. Dann wurden, wenigstens als Anlage, die drei parallelen Mauern der Umwallung konstatiert, und mit ziemlicher Sicherheit festgestellt, dass die Fortsetzung des Lagerwalles sich nicht der Terrainkante im Büel nachzog, sondern gerade an dieser Stelle einen deutlichen Knick nach Süden gegen die Reuss hin machte. Es war also, wenigstens während einer Bauperiode, ein eigentlicher Eckiturm des aus Stein errichteten Lagers. Immerhin darf die Topographie dieses Platzes noch nicht als ganz erledigt betrachtet werden. Burckhardt-Biedermann bezweifelt, gestützt auf vier Gründe, dass der Turm im ersten Jahrhundert errichtet worden sei. Sobald aber der Nachweis gelingt, dass schon beim ersten Steinlager an dieser Stelle ein Knick der Umwallung erfolgte, so war dort sicher ein Turm notwendig; dabei ist es ja allerdings nicht ausgeschlossen, dass in späteren Zeiten, als das Lager wieder erhöhte Bedeutung gewann, gerade an dieser Stelle Umbauten vorgenommen wurden.

Über die fortgesetzten und zwar in grosse Tiefen gehenden Grabungen am *Schutthügel* berichtet L. Frölich. Da handelt es sich immer noch rein um Hebung von Funden, welche alle so gut erhalten sind, dass man sich danach das Aussehen der alt-römischen Kleinsachen vollständig genau vorstellen kann. Wenn man auch bei diesen mühsamen Arbeiten keine neuen Gesichtspunkte gewonnen hat, so vermehrt sich

doch das Museum an reichen und interessanten Kleinigkeiten. Der Bericht verzichtet mit Recht auf die Aufzählung aller Funde, sondern begnügt sich mit der Beschreibung der wichtigsten Gegenstände. Da sind schöne steilwandige Glasgefässer, allerdings nur in Fragmenten, mit reichem figürlichem Reliefschmuck und Inschriften. Auch wurden wieder Reste eines tönernen Kultgefäßes mit schlangenumwundenen Henkeln gefunden, wie sie auch schon früher an dieser Stelle zum Vorschein kamen. Es sind jetzt die Bruchstücke von nicht weniger als drei jedenfalls rituellen Zwecken dienenden Gefässen im Museum von Brugg. Besonders wichtig ist, dass sich das Leder in diesem Boden tadellos erhalten hat. So fand man den vollständigen Ärmel eines Lederwamses und ein Stück Sohlleder, das an zwei Stellen einen eingeschlagenen Stempel aufwies, man möchte fast sagen, einen Firmenstempel, wie ihn die gegenwärtigen Schuhfabrikanten anzubringen pflegen. Auch Stoffreste erhalten sich in dieser Schicht; so gelangte sogar das Muster eines feinmaschigen Schleiers, bei dem die Fäden dreimal schlangengleich umeinander gewunden waren, in die Hand des glücklichen Finders. An Wertsachen erwähnt der Bericht das Bruchstück eines aus kleineren Ringen zusammengelöteten grösseren Fingerringes aus Gold, sowie ein Gemme aus rotem Carneol, in welchen ein Jäger mit einem Hund graviert ist, der gegen einen an einem Baume hängenden toten Hasen aufspringt.

Weitere Arbeiten ausserhalb des Lagers lassen jetzt das Teilstück einer Schotterstrasse II. Ranges erkennen, die parallel der Strasse nach Hausen (gleich südlich von der Strassengabel Brugg-Hausen und Brugg-Windisch) führte und deren Niveau ungefähr 60 cm unter dem heutigen ruht. Im Gegensatz zu der im Steinacker aufgefundenen römischen Strasse ist dieses Stück viel flüchtiger und unsolider angelegt; es liess sich konstatieren, dass man zur Beschotterung einfach ungereinigtes Kies aus einer nahen Grube nahm. Dieser Weg führte wahrscheinlich in einem grossen Bogen zum Osteingang des Amphitheaters. Unweit neben der Strasse wurde ein einfacher Mauersockel angegraben, der nach keiner Seite hin eine Verbindung hatte, so dass er als ein ganz freistehender Baurest angenommen werden muss. Dr. Heuberger vermutet in dieser Baute die Unterlage eines Standbildes oder eines Pfeilers; da in der Nähe Gräber gefunden wurden und die Sitte der alten Römer, ihre Begräbnisstätten längs der Strassen anzulegen, gerade auch an dieser Stelle nachgewiesen ist, liesse sich auch denken, der Sockel habe eine Grabsäule getragen.¹⁾ Sicher ist, dass dieser Klotz nicht der steh-

¹⁾ Dar. et Saglio, Ant. IV, 1221, Art. Sepulchrum. Ein sehr typischer Vergleichsgegenstand dafür ist der Grabturm von Jagsthausen, im Fundberichte aus Schwaben XIX. Jg. (1911), pag. 35 und Abb. 16.

gebliebene Rest eines Gebäudes war, da dieser Platz in der ausserhalb des Lagers reservierten freien Zone lag, hier allerdings vor dem Südwall, nicht vor dem Westwall, wo dieser nicht überbaute Gürtel sicher konstatiert worden ist.

An der Mülliger Strasse bei Oberburg hat man grössere Baureste blosdgelegt und aufgenommen, die offenbar zum Vicus gehörten.

Wohl eine der interessantesten Entdeckungen fand im Städtchen Brugg selbst statt, wo ein *Monumentalgrab* an der Strasse, die ungefähr mit oder neben der heutigen Hauptstrasse durch Brugg zur Aare hinunterführt, untersucht und aufgenommen werden konnte: wieder ein Beleg dafür, dass die Grabstätten längs der Strassenzüge standen. Das



Abb. 45. Monumentalgrab von Brugg.

neuentdeckte Grabmal, das in seinen untern Partien noch recht gut erhalten war, ist für Vindonissa einzig in seiner Art. Für den, der gegen die Aare hinuntergeht, rechts an der Zürcherstrasse, auf dem Baugrunde des Baumeisters Finsterwald in Brugg, kamen beim Fundamentgraben römische Mauerreste zum Vorschein. Es war ein rechteckiger, aussen etwa 5 auf 6 m messender Raum (Abb. 45), der gegen Westen, also gegen die Strasse hin, halbkreisförmig eingebuchtet war und in seinem Inneren unter einem vorspringenden Mauerstein die Asche des unbekannten Verstorbenen barg. Auf dem Aschenplatz war zwar keine Graburne, wohl aber viele Scherben und Knochenstücke. Von der Annahme, das könnte das 1864 gefundene Alliusgrab sein, musste man

bald wieder abkommen, da die topographische Forschung, soweit sie überhaupt noch möglich war, einen andern Platz in der Nähe für das Alliusgrab ergab.¹⁾ Zweifellos liess sich feststellen, dass dort die römische Strasse zum heutigen Aareübergang vorbeiführte, dass mithin die Römer die gleiche Brücke benützten, die heute noch beim Schwarzen Turm hinüberführt; es wäre übrigens im höchsten Grade auffallend, wenn dem nicht so wäre.

Zum Schluss erklärt uns noch Direktor Frölich die Sondierschnitte und die ganze Lage bei dem schon im vorjährigen Berichte beschriebenen Wallgraben im Lager (Abb. 44), von dem man anzunehmen geneigt ist, er gehöre der vorrömischen Zeit an, so dass der Name „*Keltengraben*“ dafür aufgekommen ist. Wir erinnern daran, dass im Jahre 1909 bei Anlass der Fundamentierungsarbeiten der Turnhalle von Windisch eine für die Gemeindekasse zwar unangenehme, aber für die Römerforschung sehr willkommene Entdeckung gemacht wurde, nämlich ein grosser breiter Abschnittsgraben, der von der nordöstlichen Wallmauer (so wird man annehmen müssen) quer durch die „*Breite*“ in etwa südwestlicher Richtung läuft. Die ganze Sache war so interessant, dass es sich wohl verlohrte, weitere Sondierschnitte zu machen; diese haben denn auch zu dem Resultate geführt, dass sich der Graben tatsächlich auch im Südwesten von der Turnhalle noch fortsetzt. Er ist jetzt auf eine Länge von 70 m festgestellt. Die grösste Tiefe unter dem jetzigen Niveau beträgt 5,3 m. Die Breite des mächtigen Grabens beträgt rund 20 m. Die Sohle war durch eine Art Pflästerung gesichert. Als der Graben nicht mehr benutzt und infolgedessen ausgefüllt wurde, zog man einen gemauerten und bestochenen Ablaufkanal durch, der mit Steinplatten abgedeckt wurde und dazu dienen sollte, das Wasser aus dem Lager abzuleiten; der Kanal, der etwas über 2 m unter der Erdoberfläche liegt, liess sich längs des ehemaligen „*Keltengrabens*“ verfolgen. Darüber führte auch eine Gasse; rechts und links daneben standen Wohnhäuser. Über die Zeitstellung dieser Anlagen lässt sich noch nichts bestimmtes aussagen. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit lässt sich aus der Tatsache, dass ungestempelte Ziegel in die Mauern eingebaut waren, schliessen, dass diese Anlagen mit Resten früherer Bauten, die standen, als die Sitte des Stempelns der Ziegel noch nicht durchgedrungen

¹⁾ Ein Nischengrab von ähnlicher Konstruktion wie unser Brugger Grab ist beschrieben bei Dar. et Saglio, Ant. IV, 1239, Art. Sepulchrum. Eine dem Brugger Monumentalbau sehr ähnliche Anlage ist abgebildet in dem neu erschienenen Werke von Ménard et Sauvageot „Vie privée des anciens. La Grèce et l'Italie“, pag. 169, Abb. 183 „Hémicycle de Mammia“.

war, also sehr früh, errichtet wurden.¹⁾ Jedenfalls entspricht die Zeitstellung des Auffüllmaterials der zweiten Periode des Vindonissa-Lagers. Zu unterst in der dichten Mistschichte des Grabens fanden sich recht frühe Terrasigillata-Scherben, teilweise arretinische Ware. Aus der gegenwärtigen Sachlage scheint nun doch hervorzugehen, dass der sog. „Keltengraben“ zu der ersten Anlage, dem Castrum aus Holz mit Palissadenmauern, gehörte, dass dann aber, als der erste Umbau stattfand und das Lager in Stein errichtet wurde, zugleich eine Vergrösserung nötig wurde. Da mag man denn den grossen Graben zugeschüttet haben und zwar bis auf das Niveau des obengenannten Kanals; denn es ist ganz sicher, dass der Graben sich später innert des Lagerraumes befand. Mit der Annahme, dass es ein „Keltengraben“, also eine vorrömische Anlage sei, können wir uns solange nicht befreunden, als nicht einwandfreie Latène-Funde im Innern des Lagers oder im Graben selbst gemacht werden. Man darf sich übrigens auch ruhig fragen, ob nicht das Erd- oder Holzkastell mehrere Umbauten habe erfahren können. Ein keltischer Graben setzt doch im Innern auch gewisse Bauten oder sonstige Anlagen voraus; dass aber bis jetzt die Spuren *keltischer* Besiedelung auf der Breite doch nicht so bedeutend sind, dass daraus ein Schluss gezogen werden könnte, so neigen wir uns dermalen noch der Ansicht zu, der „Keltengraben“ sei ein ganz früher Römergraben.²⁾

Wie dem aber auch sei, die Herren von der Gesellschaft „Pro Vindonissa“ werden sich in dieser Sache schon Klarheit zu schaffen wissen; sie verstehen die Probleme nicht nur zu stellen (schon das ist aller Achtung wert), sondern sie auch einer glücklichen Lösung entgegenzuführen. Mögen sie auf dem betretenen Weg weiter fahren und uns noch viele derartige Tätigkeitsberichte spenden!

Heuberger hat noch die Freundlichkeit, uns mitzuteilen, dass in jüngster Zeit in *Unterwindisch* ein kleiner *Tempelraum* gefunden wurde, über dessen Bestimmung zwei Altarinschriften näheren Aufschluss zu geben vermögen. Beide gehören dem 1. nachchristlichen Jahrhundert an, wurden

¹⁾ Bei diesem Anlasse mag einmal der Wunsch ausgesprochen werden, es möchte mehr auf die Profile und die Entwicklung derselben bei den römischen Tegulae gesehen werden; es würde sich vielleicht dabei eine Chronologie feststellen lassen, die bei dem Fehlen der Stempel in den Riss zu treten hätte.

²⁾ Der Artikel von J. Heierli „Reste des vorrömischen Vindonissas“ im AA. VII (1894), pag. 378 ff. ergibt für die dort aufgezählten ziemlich häufigen prähistorischen Funde nur wenig für die Topographie. Hier müsste es sich darum handeln, genau festzustellen, was für vorrömische Funde auf der *vorderen* Seite der „Breite“ bis jetzt gemacht wurden. Dann müsste auch jeder Fund noch einzeln untersucht werden; denn gar manche Latène-Fibel (Latène II und III) kann noch in der ersten Zeit der römischen Okkupation in Gebrauch gewesen sein.

aber in späterer Zeit wieder aufgestellt. Der Text der einen lautet: „NYMPHIS C. VISELIVS VERECVND // VETERANVS LEG. XI. <. P. F. V. S. L. M.“ Dieser Altar ist vollständig, nur hinter dem Worte VERECVND ist die Oberfläche beschädigt. Der untere Teil des zweiten Altars ist abgebrochen. Es ist da noch zu lesen: „APOLLINI L. MV- NATIVS M. F. TER. GALLUS“ (?). Wir gewärtigen mit Spannung den Fundbericht und werden im nächsten JB. wieder darauf zurückkommen.

Das Berichtsjahr brachte den rührigen Bruggern auch das unter dem Protektorat der Gesellschaft „Pro Vindonissa“ stehende *Vindonissa-Museum*, das dank der Opferwilligkeit Privater, der Gemeinde, des Kantons Aargau und des Bundes zustande gekommen war. Am 28. April fand die feierliche Einweihung des schmucken Gebäudes statt. Nach einer Ansprache des Herrn Rektor Dr. Heuberger, Präsidenten der Gesellschaft, und den Erläuterungen für den Besuch der Sammlungen durch den Konservator Dr. Eckinger fand die Übergabe des Museums durch Stadtammann Dr. Sigrist, Präsidenten der Museums-Baukommission, statt; übernommen wurde der Bau von Rektor Heuberger. Nach der Besichtigung der Sammlungen wurde das Museum für das Publikum geöffnet.

Der Bau, der sich sehr gefällig präsentiert und allgemeinen Anklang findet, wurde von Architekt A. Frölich in Charlottenburg, einem geborenen Brugger, erbaut. Er ist so eingerichtet, dass er voraussichtlich ohne Anbau seinem Zwecke gerecht werden kann. Das Museum enthält in seinem Untergeschoss einen grossen hellen Raum zum Aufbewahren von Fundsachen, einen Arbeitsraum für den Konservator und den Zeichner, einen Keller und die Waschküche für den Abwart. Im Erdgeschoss ist ein grosser Ausstellungssaal, ein Kabinett für Fundsachen und zwei Zimmer für die Verwaltung. Im Obergeschoss ist ein grosser Saal und zwei Kabinette für die Ausstellung. Ausserdem verfügen die Brugger über eine kleine offene Halle für die Steindenkmäler. Die Verwaltung der Sammlungen liegt der Vindonissa-Gesellschaft ob; dermalen kann sie sich noch nicht einen bezahlten Konservator leisten, sondern verwendet die zur Verfügung stehenden Gelder für das Ausgraben und andere Forschungen. Mit den Eintrittsgeldern hofft man das Museum unterhalten zu können. Ehre solcher Hingabe! Die Gesamtauslagen für den Bau belaufen sich auf Fr. 137,683.75.

Bei Anlass der Einweihung dieses Baues ernannte die Gesellschaft „Pro Vindonissa“ einige Ehrenmitglieder, unter denen auch der verstorbene Sekretär Heierli, der sich um die Vindonissa-Forschung so verdient gemacht hat, zu nennen ist. Leider hat er diese späte Ehrung nicht mehr lange überlebt.

26. *Yvonand* (Bez. Yverdon, Waadt).

Aus der Gegend von Y. stammen von einem Bau, der an der alten Strasse von Aventicum nach Eburodunum stand, prächtige Mosaiken, die schon im Jahre 1911 gefunden wurden, die aber im letzten JB. nicht registriert wurden. Vielleicht befand sich an dieser Stelle ein Bad. Notiz im AA. XIII (1911) pag. 59.

In Fribourg Artistique, 22^{me} année (1911) Taf. X und XI berichtet Ducrest Näheres über diese Fundstelle unter dem Titel „Mosaïque de Cheyres-Yvonand. Orphée attirant les animaux“. Danach sind aus dem Kanton Freiburg bis jetzt acht Mosaikböden bekannt, Cormérod, Bussy, Châtillon, Vuadens, Kerzers, Lentigny, Nonan und Cheyres. Die Entdeckung des letzteren geht ins Jahr 1778 zurück. Zunächst liess der Schlossherr von Cheyres, Castella, nachgraben und fand das Mosaik, wagte aber, da die Jurisdiktion zwischen Bern und Freiburg geteilt war, nicht weiter zu gehen, sondern machte dem damals in Granson residierenden bernischen Vogt Jenner Mitteilung, der dann die beiden syndizierten Orte benachrichtigte. Auf Veranlassung der beiden Regierungen wurden die Ausgrabungen gemeinsam fortgesetzt. Der Orpheusboden wurde unter gemeinsamen Schutz gestellt und auf Wunsch der Berner wurden alle Teile des Bodens zeichnerisch aufgenommen. Bei beiden Kantonen war das Interesse für diese römische Villa ausserordentlich gross; fiel der Fund doch in eine Zeit, wo im allgemeinen der Sinn für das römische Altertum erwacht war. Im Jahre 1779 besuchte Goethe diesen Platz und schrieb, wie er in einem Briefe an Frau von Stein meldet, dem damaligen Herrn auf Cheyres einen anonymen Brief, um ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die dem Mosaik drohe. In der Tat hatten die Nachfolger Castellas kein Interesse an diesem Altertum. Da man fortfuhr, in der Nähe Münzen zu finden, vermuteten die Arbeiter unter dem Boden einen Schatz und schlugen ihn auf, so dass nur noch ein Teil davon übrig blieb.

Nun sind im Jahre 1910 einige junge Leute aus Cheyres auf den Gedanken gekommen, an der Stelle wieder graben zu lassen. Am 28. März 1911 kam der alte Boden wieder in seinen Resten zum Vorschein; man fand einige Ränder und sogar auch Fragmente des zerstörten Orpheusmosaiks. Um den erhaltenen Rest des Bodens zu sichern, wurden die Reste durch einen Unternehmer aus Avenches gehoben, und da die Fundstelle im Kanton Waadt liegt, zwischen den Museen von Lausanne, Freiburg, Yverdon und den „Schulmuseen“ von Cheyres und Yvonand verteilt.

Ducrest beschreibt das Mosaik folgendermassen: Es formt fast nahezu genau ein Quadrat von 5,40/5,25 m. Es besteht aus einem Mittel-

feld mit drei Bordüren von sehr reizvoller Komposition. Das Mittelstück ist ein Kreis, in welchem Orpheus sitzend dargestellt ist, umgeben von halbkreisförmigen Medaillons an den Seiten und von quadratischen Feldern an den Ecken des quadratischen Mittelstückes. In allen diesen acht Medaillons, die gemäss ihrer Anlage alternieren, sind Tiere dargestellt.

Das Mosaik stammt aus der Zeit der Antonine, aus der Mitte der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts. Es ist der Orpheus durchaus in römischer, nicht mehr in griechischer Auffassung. Wohl haben römische Künstler in Avenches die Entwürfe dazu gemacht.

Das auf T. X abgebildete Orpheusmosaik ist von einem französischen Kupferstecher und Zeichner, der in Freiburg wohnte, Charles Boily, erstellt. Es führt den Titel: „Dessein d'un très interessant PAVÉ MOSAIQUE Dans le Balliage de Granson Entre Ivonand et Cheire, Route de Payerne à Yverdon. Decouvert à 10 pieds en terre Le 16 mai 1778 par les Soins de Monsieur Castella de Villardin, Seig^r Ballif à Cheire M^{bre} du Sⁿ Cons^l de la Ville et Rep. de Fribourg.“

VII. Die Anfänge des Mittelalters.

a) Allgemeines.

Die Zeiten sind vorbei, wo man die frühgermanischen Gräber als „Keltengräber“ bezeichnete. Man weiss jetzt genau zu unterscheiden zwischen einem „latènezeitlichen“ und „völkerwanderungszeitlichen“ Grabe. Man ist aber in den letzten Jahrzehnten schon weiter gekommen. Man beginnt allmählich einen klareren Einblick in die einzelnen Eigenheiten der verschiedenen Jahrhunderte der Völkerwanderung zu gewinnen; die Forschung ist auch so weit, dass sie den einzelnen germanischen Stämmen ganz bestimmte Kunstanschauungen und Techniken zuschreiben kann. Wenn man auch schon seit längerer Zeit bei uns gewisse Unterschiede zwischen „alamannisch“ und „burgundisch“ machte, so ist man in neuester Zeit auch dazu gekommen, zu erkennen, dass die weitaus grösste Zahl der Gräberfelder in die „merowingische“ Zeit hineinreicht, dass wir mithin unter keinen Umständen von einer rein alamannischen oder burgundischen Kultur sprechen können, sondern mindestens auch den *fränkischen* Einfluss zu berücksichtigen haben. Wenn uns ferner die Geschichte lehrt, dass auch andere germanische Völkerschaften, *Langobarden*, *Goten*

u. a. m. an der Peripherie unseres Landes sassen, so werden wir unser archäologisches Auge den Tatsachen nicht verschliessen dürfen, dass wir unter allen Umständen auch auf Einflüsse von diesen Volksstämmen zu rechnen haben werden. Wir sind ferner weit davon entfernt, den Ausdruck „barbarisch“, den die französische Sprache für diesen Abschnitt unserer Vorzeit eingeführt hat, ins Deutsche herüberzunehmen, indem Völkergruppen, die eine so hohe Kultur aufzuweisen haben, wie die vorliegende eine ist, vom allgemeinen Gesichtspunkte aus niemals als barbarisch bezeichnet werden dürfen; im übrigen ist ja sowohl der *griechisch-orientalische* wie der *römische* Einfluss unverkennbar, worauf bei uns auch noch zu wenig geachtet worden ist. Da in der neueren Zeit die namentlich von der Schule Kossinnas ausgehende Richtung die Spuren der germanischen Kultur in viel weiter zurückliegende prähistorische Perioden versetzt, so ist auch der Ausdruck „frühgermanisch“ eigentlich nicht mehr berechtigt. Ebenso wenig passt der Ausdruck „völkerwanderungszeitlich“, weil ja in der Zeit, aus der wir die hervorragendsten Kultur-Äusserungen bei uns finden, die Wanderungen zum Stillstand gekommen waren, ebenso wie die „germanische Okkupation“ vollzogen war, ein Ausdruck, der auch gelegentlich in Anwendung kommt. Wir ziehen es deshalb vor, diesen Abschnitt „Die Anfänge des Mittelalters“ zu betiteln und den herkömmlichen Ausdruck „frühgermanisch“ nur nebenher zu verwenden, weil er durch die Tradition geheiligt und jedenfalls, bei uns wenigstens, verständlich und also berechtigt ist.

In einem Punkte aber ist die Erforschung der Anfänge des Mittelalters bei uns noch sehr im Rückstande. Bis jetzt kennen wir eigentlich nichts anderes als die Gräber und das, was uns diese geliefert haben. Es ist das umgekehrte Verhältnis wie bei den Pfahlbauten, wo man zwar die Siedelungen, aber nur sehr wenige Gräber kennt. Daher kommt es, dass wir über das wirkliche Leben der Pfahlbauer viel besser orientiert sind, als über das der Völker, die einem grossen Teil der heutigen Schweizer die Grundlagen der Sprache und Gesittung geschenkt haben. Wer vermag heute zu sagen, wie ein alamannisches Wohnhaus aussah? Was für einen Grundriss es hatte? Aus welchem Material es erbaut war? Kann sich jemand ein richtiges Bild von der Keramik machen, über welche die burgundische Frau bei ihrer Haushaltung verfügte? Unsere Museen zeigen uns ganz kostbare Schwerter und Schmuckgegenstände; weiss aber irgend jemand etwas über die Kleidung der „Barbaren“ oder über das Hausgerät, mit dem im frühen Mittelalter gewirtschaftet wurde? Diese Lücke stellt an uns die dringende Aufgabe, die germanische Forschung auch nach dieser Seite hin entschieden an die Hand zu

nehmen und zu vervollständigen. Die Refugien, in denen sich Mardellen befinden, dürften in erster Linie Fingerzeige für die Richtung, von welcher Seite aus die Sache anzupacken ist, ergeben. Die sorgfältige Beobachtung der Kies- und der Lehmgruben, wo sie abgegraben werden, käme dann in zweiter Linie. Die Entdeckungen, die Pfarrer Sulzberger in seinem sicher stark von Alamannen besiedelten Dorfe in relativ sehr kurzer Zeit hat machen können, haben uns wichtige Materialien zu dieser Forschung geliefert¹⁾, und es ist für mich keine Frage, dass sich diese Funde bei sorgfältiger Beachtung häufen werden.

Zur Erforschung des Frühmittelalters kommt uns noch ein schon lange erwarteter Sukkurs, indem die Wissenschaft vom germanischen Altertum sich nicht mehr stolz auf linguistische, metrische und literar-historische Arbeit beschränkt. Sie verlangt mehr. *Sie will nicht mehr Philologie, sie will Altertumswissenschaft sein.* Es ist gewiss kein Zufall, dass im gleichen Jahre ein „Reallexikon der Germanischen Altertumskunde“ und eine „Deutsche Altertumskunde“ erscheint, in welchen den Ergebnissen der prähistorischen Forschung volle Gerechtigkeit widerfahren ist.²⁾ Nun ist uns um die baldige *allgemeine* Anerkennung der Bedeutung des Zweiges menschlichen Wissens, welchen unsere Gesellschaft vertritt, nicht mehr bange.

Wie sehr übrigens das Streben bemerkbar ist, die frühe Mittelalterforschung in ein System zu bringen, geht aus den Verhandlungen hervor, die an der allgemeinen Herbstversammlung der Deutschen Geschichtsforsch. Ges. Freiburg im Jahre 1911 gepflogen wurden. Daselbst hielt Michael Benzerath einen Vortrag „Die Kirchenpatrone im Kt. Freiburg im Mittelalter“, der im 20. Bd. der Freiburger Geschichtsblätter veröffentlicht werden wird. Nach dem im 19. Bd. dieser Publikation abgedruckten Protokoll wurde in der Diskussion von Kirsch hervorgehoben, dass die Scheidung der burgundisch-fränkischen und alamannischen Gräberfunde noch zu wenig bestimmt sei. Schnürer bemerkte, aus dem Vortrag ergebe sich eine völlig neue Gruppierung der Kirchen unter dem Gesichtswinkel der Patrone, ferner die Annahme einer alamannischen Einwanderung im VIII./IX. Jahrhundert vom Berner Oberland über den Bruchpass, wodurch es sich erklären würde, warum der h. Othmar im IX. Jahrhundert als Kirchenpatron von Broc erscheine. Dabei weist er

¹⁾ S. hier unter „Trimbach“ und in Abschn. VIII unter „Olten“.

²⁾ Hoops, Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. I. Bd. (1911—1913), und Kauffmann, Friedrich, Deutsche Altertumskunde, in Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen. Her. v. A. Matthias. V. Bd. 1. Tl. 1. Hälfte. Von der Urzeit bis zur Völkerwanderung. München 1913.

auf die Tatsache hin, dass mangels chronistischer Überlieferung die Probleme der alten Besiedelung unserer Gegend namentlich durch Grabungen gelöst werden müssen. Wie man sieht, ist auch die frühchristliche Forschung in unserem Lande auf Grabungen angewiesen. Es ist sehr zu begrüßen, dass sich in Freiburg unter der Führung Bessons eine stramme Richtung bildet, die sich diesem Spezialgebiete zuwendet; die besten Anfänge dazu sind gemacht.

b) Schweizerische Fundplätze.

1. Attalens (Bez. Veveyse, Freiburg).

In diesem Gräberfeld wurde eine Fibula gefunden, die schon im letzjährigen Jahresbericht, pag. 206, erwähnt wurde. Es kann nun etwas Näheres darüber gesagt werden, namentlich infolge der Forschungen des Freiburger Professors Kirsch, dessen Mitteilungen über diesen Fund von Besson in der Rev. Charlemagne 2^{me} année, pag. 44, abgedruckt werden.

Diese Fibel ist in technischer Beziehung geradezu ein Unikum. Es wurde zuerst eine Bronzeplatte gegossen, dann die Zeichnung der Figuren darauf angebracht und erst dann das Goldplättchen aufgelegt. Es ist eine frühchristliche Auffassung der Anbetung der Weisen darauf dargestellt; rechts die nicht ungeschickt gezeichnete Jungfrau auf einer Cathedra, in der Mitte der Jesusknabe, gegen den die drei Weisen mit ihren Gaben eilenden Schrittes herankommen. Ganz originell ist der über dem Ganzen horizontal schwebende Engel, der mit einem Stabe in der Linken nach dem Stern zeigt. Im Abschnitt stehen die griechischen Worte: *Kυριε βοηθε* (Herr, hilf!). Es ist ohne Zweifel eine byzantinische Arbeit aus der Zeit Justinians, also aus der Mitte des 6. Jahrhunderts. Kirsch und Besson meinen, das Stück beweise die Handelsbeziehungen zwischen Orient und Occident im frühen Mittelalter. Möglich; kann aber dieser Gegenstand nicht auch ein Beutestück eines germanischen Kriegers gewesen sein?

In Fribourg Artistique 1912 Tafel III und IV bildet Besson die schönsten Gegenstände von Attalens ab und widmet ihnen eine Beschreibung. Danach hat sich das Dorf Abtadilingus = Attalingus um einen Hof gebildet, der ehemals einem germanischen Häuptling namens Abdat gehört hatte. Als der Hügel, der den Namen „En Reresse“ trug, abgeholt wurde, wurden die Gräber dort entdeckt. Die neuesten Ausgrabungen wurden von den Herren Ducrest, Besson und Peissard geleitet. Jetzt sind etwa 60 Gräber bekannt. Besson stellt folgendes

Schlussresultat fest: „Au point de vue artistique, nous avons donc, dans le mobilier funéraire d'Attalens, quelques objets remarquables, fabriqués sans doute presque tous dans la région, et tous ceux qui sont caractéristiques manifestent l'art particulier aux Burgondes. La fibule byzantine, œuvre qui paraît guère postérieure au VI^{me} siècle, est une preuve des relations commerciales et industrielles qui existaient à cette époque si non entre Attalens, du moins entre notre pays et l'Orient. Au point de vue chronologique, nous n'osons pas nous aventurer dans des conclusions précises. Bornons-nous à affirmer deux choses. D'abord, le mobilier funéraire d'Attalens a appartenu à une population vivant entre le VI^{me} et le IX^{me} siècle.“ Ferner gehört die Fibel zu den ältesten Gegenständen des Gräberfeldes überhaupt.

2. *Beringen* (Schaffhausen).

Im JB. SGFU. pro 1911 pag. 202 ist kurz des Fundberichtes gedacht, den Viollier über das reiche Gräberfeld von B. publiziert hat. Wir bringen beistehend eine Tafel mit typischen Grabfunden zur Reproduktion (Abb. 46). Das Gräberfeld stammt aus dem VI. und VII. Jahrhundert, namentlich aus der ersten Hälfte des letzteren. Das ethnographische Resultat ist das, dass es einem alamannischen Stämme angehörte, der ziemlich ausgeprägtem fränkischen Einflusse unterworfen war. Der Reichtum einiger Gräber lässt darauf schliessen, dass wir es mit einer Nekropole eines Häuptlings oder eines vornehmen Mannes mit seiner ganzen Sippe zu tun haben, nicht etwa mit einem Friedhof, der zu einer Ansiedelung gehörte.

3. *Bôle* (Bez. Boudry, Neuenburg).

Da liegt ein Gräberfeld, das von Pfarrer Rollier in Boudry im 4. Jahresbericht der SGFU. pro 1911, pag. 206, signalisiert wurde. In der Rev. Charlemagne 2^{me} année (1912) pag. 59, in einer Notiz, betitelt „Un anneau en argent découvert à Bôle (Neuchâtel)“ macht Besson noch einige Angaben über den Silberring, der dort auch auf Taf. VI, Fig. 10 zur Abbildung gelangt. Auf der Platte ist eine Dekoration mit Filigranpünktchen und um die Platte ein Kreis von Gerstenkörnern in getriebener Arbeit. Diese Entdeckung wurde schon 1907 gemacht. Nach allerdings nicht ganz verbürgten Angaben waren ca. 30 Gräber in freier Erde, 10 hatten Mäuerchen. Es ist sehr bedauerlich, dass an dieser Stelle keine systematischen Ausgrabungen möglich waren. Es mehren sich die Anzeichen, dass das Westufer des Neuenburger Sees in dieser Periode dichter bevölkert war, als man früher anzunehmen geneigt war.



Abb. 46. Aus dem Gräberfeld von Beringen.

4. *Cressier* (Neuenburg).

Die im JB. SGFU. IV, pag. 206 kurz erwähnten Gräber waren direkt in den Jurakalk eingehauen. Während die Leichen der früher gefundenen Gräber von Westen nach Osten orientiert waren, ist das diesmal gefundene Skelett gegen Osten gerichtet. Der Kopf, sowie vielleicht die Kniee, waren durch untergelegte Steine gestützt. Die Gräber gehören der burgundischen Kultur des VIII. oder IX. Jahrhunderts an. Vgl. Arch. Anz. 1912, Sp. 500/501, woselbst auch einige Literaturangaben. Vouga im Mus. Neuch. 1911, Heft 2.

5. *Disentis* (Graubünden).

In der Sitzung vom 22. November 1911 der Antiquaires de France verlas M. Prou einen Bericht von E. A. Stückelberg über die Bedeutung der Ausgrabungen von Disentis, Bull. Soc. Ant. France 1911, pag. 274—281. In der Diskussion wurde hingewiesen auf die Wiederkehr einiger Stuckornamente von D., speziell derjenigen der Archivolten, auf den Bögen, die die Miniaturen der karolingischen Manuskripte überwölben, so im Evangeliar von Soissons, in dem von Godescalcus, und in einem Mainzer Exemplar. Vgl. auch Haupt, die Baukunst der Germanen, pag. 111, Abb. 65.

6. *Ermatingen* (Bez. Kreuzlingen, Thurgau).

Zwischen Bahnstation und Spatzenhof befindet sich, wie schon längere Zeit (seit 1875) konstatiert war, ein grosses alamannisches Gräberfeld. In Thurg. Beitr. 52. Heft (1912) pag. 81 f. berichtet Dr. O. Nägeli wie folgt:

„Zuerst stiess man auf ein Skelett, dem eine gut erhaltene lange Spatha und ein Dolchmesser, der kurze einschneidige Skramasax, beigegeben war¹⁾. Etwa 8 m nördlich von dieser Fundstelle wurde den 6. Mai 1912 ein zweites Gerippe aufgefunden; ein Meter tief unter der Bodenfläche auf gelbem Lehm gebettet in der Richtung West nach Ost. Das Skelett war relativ gut erhalten. Die Länge betrug 162 cm, die Brustbreite 41 cm. Der schön geformte dolichokephale Schädel war durch Abbruch von der Wirbelsäule etwas zur Seite gefallen, während der bis zur Hälfte noch gut bezahnte Unterkiefer die Grundstellung beibehalten hatte. Waffen und Schmuckgegenstände fehlten gänzlich. Die beim ersten Skelett gefundenen Gegenstände befinden sich in Ermatingen.“

¹⁾ Man hüte sich, den Ausdruck „Dolch“ für Skramasax einzuführen, denn ein Dolch ist niemals einschneidig. Wir empfehlen das deutsche Wort „Langmesser“ dafür.

7. *Fétigny* (Bez. Broye, Freiburg).

An der Jahresversammlung der Société d'hist. de la Suisse Rom. in Payerne am 2. Oktober 1912 zeigte M. Besson eine Gürtelplatte von Fétigny in Photographie. Der Grund ist aus Stahl, tauschiert mit Silberfäden, die umeinander gewundene Schlangen in vollendetster Technik aufweisen. Es ist die schönste aller bis jetzt gefundenen derartigen Platten in der Schweiz. Ber. in *La Liberté* v. 9. Oktober 1912, Nr. 236.

Ein wie schönes Stück das ist, geht aus der prächtigen Tafel hervor, die M. Besson in *Fribourg Artistique* 1912, Juli, Taf. XIII, hat herstellen lassen, worauf es im Original und in einer rekonstruierten Nachbildung reproduziert ist.¹⁾ Es ist eine Platte und Gegenplatte, die im Jahre 1882 im merowingischen Friedhofe von Fétigny gefunden wurde, lange in einem schlechten Zustande war und nun, dank der Arbeit von Robert, Prof. am Technikum, wieder restauriert worden ist, so dass es einen der anziehendsten Kunstgegenstände dieser Kulturperiode darstellt. Indem Besson auf die Arbeiten von Mgr. Kirsch über den Friedhof von Fétigny verweist, schliesst er: „Une comparaison s'impose entre les serpents qui décorent et ceux qui servent d'ornamentation, soit aux manuscrits irlandais, soit aux bijoux des musées nordiques. Les traces d'influence septentrionale sont évidentes.“ In der Tat kann man nur im nordischen Kulturkreise (Montelius, Kulturgeschichte Schwedens pag. 233 ff.) Gürtelplatten finden, die mit der von Fétigny an Pracht rivalisieren können. Wie ärmlich nehmen sich dagegen die tauschierten Gürtelplatten der doch wahrhaftig nicht armen Reihengräber von Gammertingen aus! Vgl. Gröbbels, der Reihengräberfund von Gammertingen (1905).

8. *Fimmelsberg* (Bez. Weinfelden, Thurgau).

Schon im Jahre 1911 haben auf einem Plateau östlich vom Schulhause Knaben ein Grab entdeckt, das zwar nicht genauer erforscht werden konnte, aber doch einen Skramasax, ein Messer, drei Knöpfe und eine eiserne Schnalle lieferte, so dass es hinlänglich als „alamannisch“ verifiziert werden konnte. Ein zweites Grab, das am 8. Juli 1912 aufgedeckt wurde, konnte genauer untersucht werden. Pfr. Michel (Märstetten), dem wir im 52. Hefte der Thurgauer Beitr. pag. 80 f. einen interessanten Bericht verdanken, schreibt darüber folgendes: „Nur wenig unter der Humusfläche war in den gewachsenen Felsen ein ca. 30 cm tiefes, rechteckiges Grab, 2,05 m lang, 1,10 m breit, in genau west-östlicher Richtung, ausgehauen und mit rohen Sandsteinplatten zudeckt . . . In dem Sande, der den Hohlraum ausfüllte, fanden sich Reste eines Skelettes, im Westen

¹⁾ Vgl. auch *Rev. Charlemagne* Bd. II (1912).

der auf drei Steinen sorgfältig gebettete Schädel mit ausgezeichnet erhaltenen, aber gänzlich glatt gekauten Zähnen, im Osten die gestreckten Unterschenkel und Füsse; sonderbarer Weise waren die Knochen des Rumpfes, des Beckens, der Oberschenkel in wirrem Durcheinander oberhalb des Schädelns gebettet¹⁾). Es scheint, als ob schon bald nach der Beisetzung durch Tier oder Mensch eine Störung des Grabes stattgefunden habe; wenn durch Menschen, so geschah es nicht in räuberischer Absicht, denn die Grabbeigaben waren in seltener Vollständigkeit in gutem Zustande an üblicher Stelle vorhanden. An der rechten Körperseite war eine Reihe von prächtig grün patinierten Gewandschliessen aus Bronze in einheitlicher Ausführung mit Buckeln verziert, eine starke Gurtschnalle in gleicher Technik, ein kurzes, 10 cm langes Messerchen und beim rechten Knie ein prächtig erhaltenes, 52 cm langes Kurzschwert (Skramasax), wodurch das Grab in die Zeit der Alamannen, V.—VII. Jahrhundert, datiert werden konnte.“ Die Funde gelangten ins kantonale historische Museum nach Frauenfeld.

9. Genf, St. Gervais.

B. Reber berichtet: „Bei dem vollständigen Umbau der Kirche von St. Gervais in Genf, wo unter dem Fussboden des Chores eine sehr frühe Krypta und altchristliche Sarkophage der ersten Jahrhunderte zum Vorschein kamen, bemerkte man im Schiff, besonders gegen das Hauptportal hin und auch ausserhalb der Kirche Reihengräber mit roher Platteneinfassung, wie ich solche aus der Umgebung von Genf (Veyrier, Genthod, Lancy etc.) öfter aufdeckte und wie man sie weit verbreitet, auch im Jura, in Savoyen, im Waadtland antrifft. Zeitlich findet man diese Kistengräber schon in der Neolithik, dann in der Latène-Periode, besonders bei der autochthonen Bevölkerung unseres Landes (Helvetier, Gallier), noch durch die Römerzeit hindurch bis zu den Burgundionen. Nach den ältern Archäologen (Blavignac, Galiffe, Gosse) befand sich in der Krypta ehemals ein vorhistorischer Dolmen, also ein steinzeitliches Grabmonument. Ähnliche Fälle kennt man in Frankreich mehrere. St. Gervais wurde folglich auf einer vorhistorischen Kultusstelle erbaut. Nichts erscheint also natürlicher, als dass auf diesem Hügel sich auch eine Grabstätte befand. Ebenso natürlich erscheint, dass die vorhandenen Steinkisten Jahrhunderte hindurch für immer neue Bestattungen benutzt wurden. Da aber in Genf schon im Jahr 1546 jegliches Bestatten im

¹⁾ Die Tatsache, dass in alten Zeiten ältere Skelette gegen den Kopf zu zusammengelegt wurden, um für eine neue Leiche Platz zu finden, ist öfter nachweisbar, vgl. oben pag. 174.

Innern der Kirchen verboten wurde, so mögen diese Gräber seither vielfach durchwühlt und in Unordnung gebracht worden sein. Nirgends war eine Inschrift oder ein aufklärender Gegenstand zu finden. Römische Ziegel und Ruinenreste enthielt der Boden vielfach.



Abb. 47. Kirche von St. Gervais. Reihengräber aus rohen Platten, zwischen zwei verschiedenartigen Frontmauern. Ansicht von Nord nach Süd.

Einige Abbildungen werden den ursprünglichen Zustand dieser Gräber am besten beleuchten. Eine lange Reihe der betreffenden Gräber findet sich zwischen den Fundamenten eines ganz alten und des neueren

Frontispizes. Im letztern, welches ebenfalls in das Mittelalter hinauf reicht, finden sich alte Grabplatten eingemauert. Dieselben wurden also



Abb. 48. Kirche von St. Gervais. Dieselben Gräber wie in Abb. 47,
Ansicht von Süd nach Nord.

so weit als möglich geschont. Abb. 47 zeigt diese Reihengräber von Nord nach Süd und Abb. 48 die nämlichen von Süd nach Nord gesehen.¹⁾

¹⁾ Reber, B. *Observations archéologiques sur l'emplacement de l'Eglise de St. Gervais etc.* Genève 1905.

10. Graubünden.

Im 65.—66. Heft der „Rivista archeologica della provincia ed antica diocesi di Como“ (1912) veröffentlicht Ugo Monneret de Villard die frühchristlichen Inschriften in der Provinz Como mit genauer Beschreibung und Angabe der Literatur. Treffliche und vollständige Indices erhöhen den Wert dieses kleinen Corpus, das 172 Inschriften enthält. Direkt wird die Schweiz davon nicht berührt, wohl aber indirekt, indem die Beziehungen derselben zu dem benachbarten Como immer ziemlich intensive waren. Wir erwähnen z. B. Nr. 40, die früher in der Basilika von S. Abbondio zu Como war und seither ins Museo Civico von Como gekommen ist.

HC RECYESCET

EN PACE BONO

MEMORIO EIOY

BIANOS RETOS

Es wird also hier ein Räter, namens Eiubianus erwähnt, der etwa im VII. oder VIII. Jahrhundert gelebt haben dürfte.

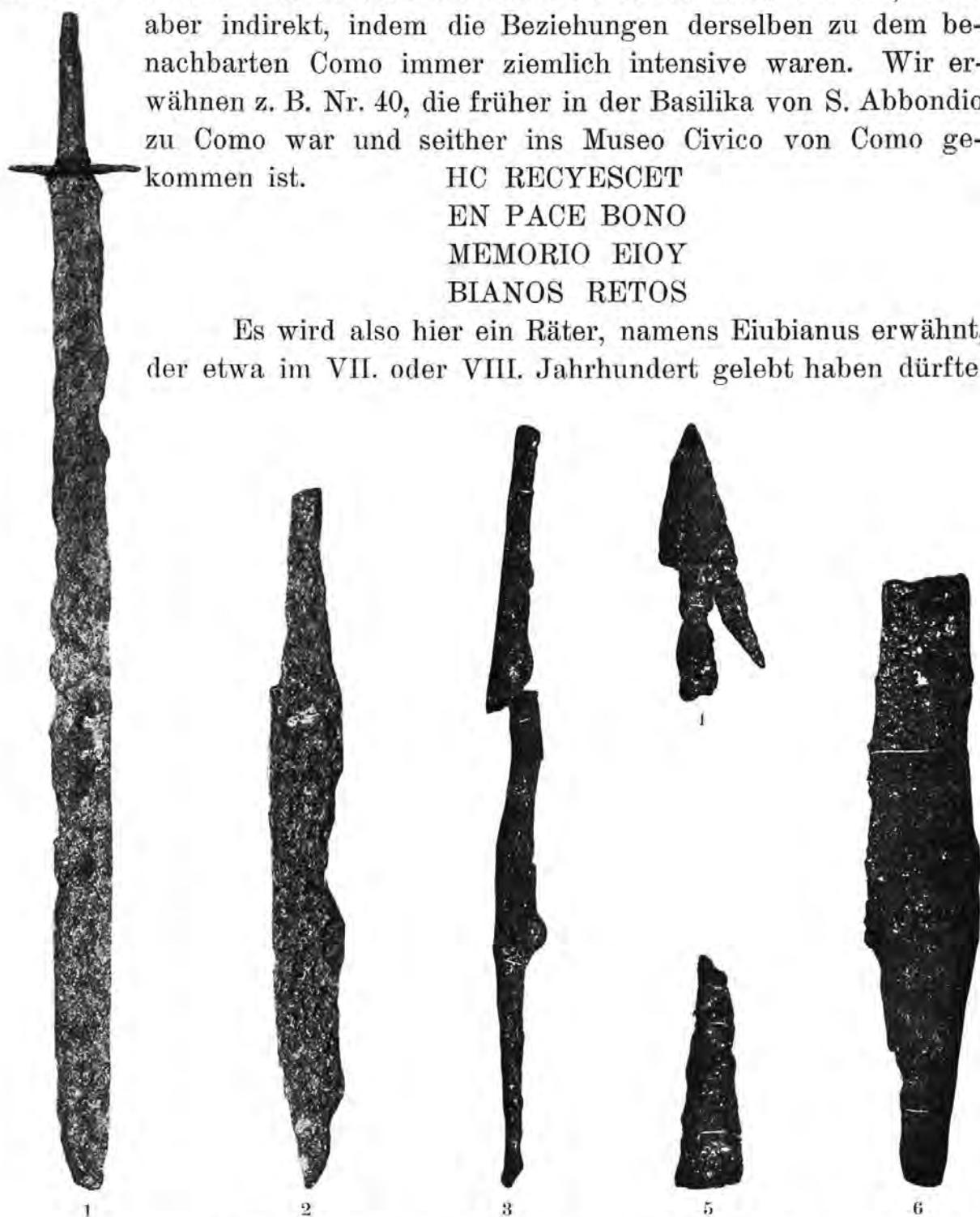


Abb. 49. Waffen aus den Gräbern von Gümligen.

11. *Gümligen* (Kt. Bern).

Von Herrn Dr. Tschumi erhalten wir folgenden Originalbericht:

„Auf dem Grundstück des Hrn. Spring, Schneidermeister in Gümligen, wurden bei Kiesgrabungen zwei Gräber der Völkerwanderungszeit aufgedeckt ¹⁾. Leider erfolgte die Anzeige so spät, dass die genaue Lage der Gegenstände nicht mehr festgestellt werden konnte. Immerhin gelang es dem technischen Gehilfen A. Hegwein, sämtliche Gegenstände zu bergen.

Grab 1: Aus Tuff gemauert. Enthielt ein vollständig erhaltenes Skelett, Richtung von Ost nach West. Beigaben Abb. 49: Eine eiserne Spatha (1), ein eiserner Skramasax (2), Überrest eines länglichen Eisenstückes (Pfeil- oder Lanzenspitze?) (3), eine eiserne Pfeilspitze, doppelt geflügelt (4), eine eiserne Tüllenpfeilspitze (5), ein Messerüberrest aus Eisen (6).

An Schmuck fand sich vor (Abb. 50): Zwei silbertauschierte Knöpfe von Pyramidenform (1 a und b), fünf Bronzeknöpfe mit Öse auf der untern Seite und Kreuzdarstellung auf der obern (2 a bis e), zwei runde Eisenknöpfe von leicht gewölbter Form (3 a und b), zwei Eiserringlein (4 a und b), drei Gürtelschnallen mit Riemenzungen und Gegenplatten (Silber- und Goldtauschierung aufweisend) (5, 6, 7).

12. *Kaiseraugst* (Bez. Rheinfelden, Aargau).

Schon in verschiedenen früheren Jahresberichten wurde der reichen und interessanten Grabungen des Landesmuseums in dem merowingischen Gräberfeld von Kaiseraugst gedacht, vgl. I., pag. 111—119; II., pag. 144; III., pag. 140, 141. Nun ist seither im Berichtsjahre das Ende der Publikation über das Inventar der Gräber mit Nr. 1308 abgeschlossen. Vgl. Viollier, le cimetière barbare de Kaiseraugst (Argovie) in AA. N. F. XI (1909) pag. 130—140; XII (1910) pag. 22—39; 284—292; XIII (1911) pag. 146—162; 222—233; 269—286 ²⁾. Damit ist das primäre Material zu einer grundlegenden Untersuchung mit den zu erwartenden allgemeinen Schlüssen gegeben. Der JB. des Landesmuseums pro 1911 (20. JB. LM. pro 1911, Zürich 1912) gibt auf pag. 54—60 ein Résumé und zugleich eine kurze Wertung und Bestimmung der Funde, die unbedingt eine eigene Mono-

¹⁾ Vgl. den ausführlichen Fundbericht im JB. Hist. Mus. Bern pro 1912.

²⁾ Leider sind die Fundgegenstände in einem kleinen Maßstab und nur schematisch abgebildet, so dass man sich nach der Publikation keine rechte Vorstellung von der Reichhaltigkeit dieses Gräberfeldes machen kann. Dagegen ist mit dieser Methode der Vorteil verbunden, dass alle Beigaben bekannt gemacht werden können und gezeigt werden kann, wie sie lagen. Wir kommen auf die Ergebnisse im nächsten JB. zurück.



Abb. 50. Schmuck aus den Gräbern von Gümligen.

graphie verlangen. Indem wir auf diese lesenswerten Notizen verweisen, heben wir hervor, dass die Gräber meist heidnischen Alamannen angehören, dass also das Christentum damals, obschon es mehrfach nachgewiesen werden konnte, noch nicht sehr verbreitet gewesen sein muss. Die ersten Anfänge der Nekropole fallen ins Ende des IV. oder in den Anfang des V. Jahrhunderts. Die Hauptzahl der Gräber gehört mithin ins V. und VI. Jahrhundert. Weiter als bis ins IX. Jahrhundert scheint das Gräberfeld nicht benutzt worden zu sein, obschon die karolingische Kultur nachgewiesen ist. Als seit Karl dem Grossen die Sitte allgemein wurde, dass die Totenhöfe in der Nähe der Kirchen angelegt wurden, wurde der Friedhof von Kaiseraugst verlassen. Die Benützung dauerte also etwa 500 Jahre, von 400—900. Nach allem zu schliessen, wohnte dort an den Ufern des Rheins eine friedliebende, ziemlich dichte Bevölkerung.

Gestützt u. a. auf die Gräberfunde von Augst hat unser Mitglied, Dr. Schwerz, in der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie Bd. XIV (1912) Heft 3 eine preisgekrönte Studie über die Alamannen in der Schweiz veröffentlicht, deren Ergebnisse auch in der Zeitschrift „Wissen und Leben“ V. Jahrg. (1912) pag. 329—340 und 408—413 einem weiteren Publikum bekannt gemacht wurden. Als ein Hauptresultat dieser sehr beachtenswerten Forschungen darf die Erkenntnis gelten, „dass die heutigen Schweizer nicht die unvermischt Nachkömmlinge der alten Alemannen sind, sondern dass sie ein Gemisch darstellen von verschiedenen Typen, in welchem aber die alamannische Komponente nur schwach vertreten ist“. ¹⁾)

13. *Ludiano* (Bez. Blenio, Tessin).

Bei diesem Dorfe wurde, wie uns Viollier gütigst mitteilt, vor einigen Jahren ein bis jetzt nicht bekannt gewordener Fund gemacht, der deswegen notifiziert zu werden verdient, weil frühvölkerwanderungszeitliche Funde im Tessin verhältnismässig noch selten gemacht worden sind. Man fand nämlich hier ein Grab mit zwei silbernen Ringen und einer Gürtelschnalle aus Bronze. Man darf diesen Fund ins IV. oder V. nachchristliche Jahrhundert setzen.

14. *Münsterlingen* (Bez. Kreuzlingen, Thurgau).

Bei diesem Dorfe wurde, wie Viollier mitteilt, in einem Walde eine Gruppe von drei Tumuli untersucht, von denen zwei aus blosser Erde bestanden und keine Gegenstände enthielten, während der dritte

¹⁾) Vgl. auch unter „Latène“, pag. 144, wo Schwerz das gleiche über die Kelten feststellt.

ein rechtwinkliges, mit Steinen eingefasstes Grab bedeckte und mit einem Steinbett gesichert war. Bei der Leiche fand man eine eiserne Lanze. Es ist dabei bemerkenswert, dass wir in jüngster Zeit bei uns verschiedene Hügelgräber gefunden haben, die äusserlich gesehen ganz genau den Charakter von Hallstatt-Tumuli hatten, aber ganz sicher früh-germanisches Inventar enthielten, so z. B. bei Messen (Solothurn).

15. Luzern.

Einen Überblick über die älteste Geschichte Luzerns gibt J. L. Brandstetter (Zur Gesch. der Luz. Urk. vom J. 850, Gfd. LXVII, 1912, pag. 1—29, spez. pag. 25 ff.). Vor vielen Jahrtausenden war die ganze Gegend am linken Reussufer bis zur Horwerbucht und über Kriens hinauf ein Teil des Sees, aus dem die Birchegg und der Bürgenberg als Inseln hervorragten und dessen Ausfluss die Ostseite der Rigi bespülte. Allmählich füllte der Kriensbach, nachdem er die Moräne Habchenrain ob Kriens durchbrochen hatte, mit seinem Geschiebe den Seeboden aus, so dass dort zunächst ein unbewohnbares Ried- und Sumpfland entstand. Die Abhänge der Hügel auf der Nordseite waren, wie jetzt noch der Gütsch, mit Wald bedeckt. Es mögen im „Wei“, wie einige spärliche Funde beweisen, einzelne voralamannische Jäger gehaust haben; sonst war die unwirtliche und daher unnahbare Gegend wohl unbewohnt. Erst im VII. Jahrhundert wohnten in der Umgebung Luzerns heidnische alamannische Ansiedler, wie die Ortsnamen Adalgiswilare (Adligenswil, von Adalgis), Uodalgiswilare (Udligenswil), Lantprechtingen, Ebingshofen, Diezenberg, Gerlisberg, Uttenberg u. a. beweisen. Vom Beginn des VIII. Jahrhunderts an drang das Christentum verhältnismässig rasch ein. Da kamen auch, etwa um 750, Murbacher Mönche als Missionäre in diese Gegend, urbarisierten die beiden Hügelvorsprünge am See und wurden nach alamannischem Rechte Eigentümer des Bodens, wo sie auch ein kleines Kloster erbauten. Somit wird die Gründung Luzerns etwa ins Jahr 750 zu setzen sein. Das Kloster hat den Namen Luciaria (840), bald darauf Luceria und Lucerna. Luceria = Leodegars-Hof (Luz, abgekürzt aus Liut-gar, Leodegar und -aria = area, ahd. arin = Hof).

16. Pleif (Lungnez, Graubünden).

Über die auf pag. 200 des letzten JB. SGFU. signalisierte Kirchenanlage von Pleif hat P. Notker Curti im AA. N. F. Bd. XIII (1911) pag. 234—241 eine anziehende Studie veröffentlicht. Die Übereinstimmung des Grundrisses von Schiff und Apsiden in Pleif, Disentis, Münster und Müstail zeigen die gemeinsamen Merkmale der karolingischen Kirchen

in Graubünden. Die in einem Urbar des Reichsgutes in Rätien aus der Zeit Ludwigs des Frommen erwähnte Ecclesia plebeia ad S. Vincentium von Pleif ist damit ins IX. Jahrhundert zurückzudatieren.

17. *Mont Reculet*, Jura, westl. Genf.

B. Reber schreibt uns: „Im AA. vom Jahr 1869 schreibt Dr. Ferd. Keller über Heidenhäusern in den Glarner-, Schwyz- und Unterwaldner-Alpen. Diese Heidenhäusern bilden kleine Dörfer an oft recht unzugänglichen Orten in einer Höhe von 1800 bis 2000 m. Weder



Abb. 51. Ansiedelungen auf dem Mont Reculet.

in der Geschichte noch in den Überlieferungen werden sie erwähnt, sind also in die absolute Vergessenheit geraten. Nur die Benennung „Heidenhäusern“ deutet auf ein hohes Alter. Die einzelnen Ruinen bestehen aus mörtellosen Mauern. Trotz der genauen Untersuchungen und Ausgrabungen bis auf den anstehenden Felsen ist auch nicht eine Spur von Artefakten zum Vorschein gekommen.

Zwei nach jeder Richtung durchaus identische Dörfer wurden auf dem *Reculet* in der Höhe von 1700 m entdeckt. Alles stimmt. Nur sind dieselben noch vergessener als jene der Urschweiz, — sie weisen nicht

einmal eine Benennung auf. Unter dem Titel „Deux villages préhistoriques au sommet du Reculet“ habe ich im Bulletin de l’Institut National genevois (1912) eine Beschreibung veröffentlicht und nebenbei erwähnt, dass auch auf dem *Credo* sich ein ähnliches Dorf befindet.

Bei jeglicher Abwesenheit von Nachrichten und Fundstücken schliesse ich mich, bis auf weiteres, der Ansicht Dr. Ferd. Kellers an. Er kommt zu der Überzeugung, dass diese Ruinen dem rätoromanischen Hirtenvolke angehörten, welches vor den Überfällen der Alamannen und anderer barbarischen Horden unsere Gegenden bewohnten. In allen



Abb. 52. Ansiedelungen auf dem Mont Reculet.

Alpen vom Tirol bis nach Savoyen beweisen eine grosse Anzahl von Berg- und Flussbenennungen die Anwesenheit der Räto-Romanen. Vielleicht wird das eingehende Studium der Ruinen auch bezeichnende Fundstücke liefern. Jedenfalls verdienen diese neuen Entdeckungen alle Beachtung.“ Vgl. Abb. 51 und 52.

18. Rickenbach (Luzern).

Im Januar 1912 wurde bei Erdarbeiten in einer Kiesgrube auf dem Grütacker bei R. ein Flachgrab gefunden, das Skelettreste, sowie

einen Skramasax und eine silberauschierte Gürtelplatte mit Bronzebuckeln enthielt. Es war ein frühalamannisches Einzelgrab. Die Fundstücke sind im Besitze des Dr. med. E. Müller-Dolder in Luzern, der in Gfd. LXVII. Bd. (1912) pag. XIV darüber referiert.

19. *St. Maurice* (Wallis).

Über seine Ausgrabungen berichtet Chorherr Bourban im AA. N. F. Bd. XIV (1912) pag. 209 ff. Schon vor einigen Jahren entdeckte B. die Westmauer der Bauten des burgundischen Königs Sigismund. Nun hat er weiter im Osten, neben dem von Karl dem Grossen errichteten



Abb. 53. Burgundisches Ziegelgrab von St. Maurice.

Bild des Königs nach rechts, auf der Rückseite ein Kreuz zwischen V—II. Ausserdem konnte das Museum einen zweiten Goldtrions von St. Maurice aus dem VIII. Jahrhundert, sowie 51 Denare dieser berühmten Abtei erwerben. Vgl. Jahresbericht des Genfer Museums pro 1911, pag. 47 f., sowie die Tafel, auf der die beiden Goldtrions sehr gut abgebildet sind.

Im „Burlington Magazine“, Bd. 21, 1912, bringt Martin Conway einen Artikel „The Treasury of S. Maurice d’Agaune“, ohne das Werk unseres Mitgliedes, M. Besson, darüber zu berühren. (Besson, M., Antiquités du Valais (V.—IX. siècles), Freib. 1910). Prachtvoll sind die Abbildungen, wie in der vornehmsten englischen Kunstzeitschrift nicht anders zu erwarten. Zur Abbildung gelangen:

Chor eine erfolgreiche Ausgrabung veranstaltet. Unter dem Boden des genannten Chores wurden vier Gräber aus der Zeit vom VI.—VIII. Jahrhundert gefunden. Das besterhaltene wies am Kopfende einen starken Ziegel auf, während der Boden aus nebeneinander gelegten Ziegeln bestand, zwischen denen vier-eckige Löcher ausgespart waren, um dem Wasser den Ablauf zu ermöglichen (Abb. 53).

Das Genfer Museum ist im Jahre 1911 in den Besitz eines Goldtrions des merowingischen Königs Dagobert (628—638) gekommen, welches Stück in Agaunum geprägt wurde. Auf der Vorderseite haben wir das

1. Die Vase des H. Martinus, deren Hauptteil eine römische Arbeit ist.

2. Der merowingische Reliquienschrein mit Filigranarbeit und in Cloisonné-Technik gearbeitet.

3. Die goldemaillierte Henkelkanne, die nach der Tradition Harun al Raschid Karl dem Grossen geschenkt haben soll, der sie dann dem Kloster von Agaunum stiftete.

Die in einem folgenden Artikel publizierten und abgebildeten Gegenstände gehören nicht mehr in das Forschungsgebiet unserer Gesellschaft. Der Verfasser zitiert unter seinen Gewährsmännern besonders das Werk von F. de Mély: „Visite aux Trésors de Saint-Maurice d’Agaune et de Sion“, in dem Bull. archéol. du Comité des Travaux historiques, 1890, pag. 375 ff.

20. St. Sulpice (Bez. Morges, Waadt).

Das Gräberfeld von St. Sulpice wird auch in unseren JB. erwähnt, zuletzt im IV. JB. pag. 207, aber nur ganz kurz. Nachdem A. de Molin und J. Gruaz in der Revue Charlemagne, zuletzt im 2. Jahrg. (1912) pag. 30—39¹⁾ darüber berichtet haben, ist nun ein ausführlicher Bericht separat erschienen unter dem Titel „Le cimetière mérovingien de Saint-Sulpice (Vaud)“, Lausanne 1912, mit 11 zum Teil kolorierten Tafeln. Es ist eine schöne Publikation, die nicht nur eine genaue Beschreibung der Funde und Fundumstände gibt, sondern auch auf typologische und chronologische Fragen eintritt. „En résumé“, heisst es auf pag. 25, „le cimetière de St. Sulpice commence à être occupé dans la seconde moitié du V^{me} siècle pour être abandonné définitivement au cours du VII^{me}. Il forme ainsi une intéressante préface au cimetière de Bel-Air près Cheseaux, exploré par F. Troyon en 1841 et 1856.“ In ethnographischer Beziehung ist interessant, dass die Hypothese aufgestellt wird, es könnte sich um eine fränkische Siedlung handeln, da die mit rotem Glas eingelegten Fibeln spezifisch fränkische Arbeit sind. „Timidement, et sans pouvoir apporter aucun texte, aucune preuve historique, nous émettons l’hypothèse suivante: il est possible, qu’Aëtius, après ses victoires sur les Francs Ripuaires en 431—432, en ait transporté un certain nombre dans la Suisse romande actuelle, comme il devait le faire un peu plus tard (443) pour les Burgondes en Savoie.“

¹⁾ Leider ist diese schöne und vielversprechende Publikation, die im Jahre 1912 mit einem Heft und mit einem solchen im Jahre 1913 einen 2. Jahrgang gebildet hat, eingegangen. Sollte daraus für die Herausgeber von archäologischen Zeitschriften in der Schweiz nicht eine Lehre zu ziehen sein?

21. *St. Gallen.*

In *Monumenta Germaniae*, Quartausgabe. Legum sectio II. *Capitularia regum Francorum* ed. Alfredus Boretius T. I. N. 32 ist das berühmte *Capitulare de villis* abgedruckt, jene erstklassige Quellenschrift für die historische Botanik, die gewöhnlich Karl dem Grossen zugeschrieben und ins Jahr 800 gesetzt wurde. Nun weist aber der Wiener Wirtschaftshistoriker Alphons Dopsch im ersten Bande seiner „Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit, vornehmlich in Deutschland“ nach, dass dieses *Capitulare* von Ludwig dem Frommen stammt, der 795 König von Aquitanien war. Die Verordnung galt mithin nur für die Güter in Aquitanien. Durch einen Mönch von Reichenau gelangte das Manuskript nach Reichenau und wurde dort bedeutend für den Gartenbau, indem z. B. der bekannte Walafried Strabo, ein grosser Gartenfreund, diese Pflanzenliste offenbar kannte. Da Walafried sein Gedicht über das Landleben dem Abte Grimaldus von St. Gallen widmete, kann man annehmen, dass auch hier nach den Angaben des „*Capitulare de villis*“ Gartenbau getrieben wurde. Notiz in der *Antiq. Ztg.* 1912, N. 36, pag. 391.

22. *Schännis* (Bez. Gaster, St. Gallen).

Die Gründung von Schännis ist unbekannt, dagegen steht fest, dass das Frauenkloster schon 828 bestand. Ohne auf die verschiedenen Baudetails einzutreten, bringen wir hier einige Fragmente zur Abbildung, weil man daraus das Wesen der karolingischen Dekoration sehr gut erkennen und die Vergleichung mit den in unsren frühgermanischen Gräbern gefundenen Dekorationsmotiven leicht anstellen kann. Die in Abb. 54 gebrachten Marmorskulpturen wurden im Verlaufe der Ausräumungsarbeiten gefunden und stammen jedenfalls von den frühesten Chorschranken her. Ihr Stil weist in die Frühzeit des IX. Jahrhunderts. Sie sind damit der älteste nachweisbare Rest des frühesten Baues. Auch die in Abb. 55 reproduzierten Randleisten mit den Bandverschlingungen stammen aus dieser Zeit. Rahn, J. R., *Die Stiftskirche von Schännis*, in AA., N. F. XIV (1912), pag. 59—80. Vgl. auch das Résumé im JB. SGFEHK. pro 1911, pag. 57 (von Meyer-Zschokke).

Zu dem gleichen Resultate kommt Prou in seiner Mitteilung über Schännis in den Sitzungen vom 19. Jan. und 23. Febr. 1912 der Acad. Inscr. Bell.-Lettr. (Comptes-rendus 1912, pag. 14 und 40). Vgl. auch die typischen langobardischen Flechtornamente bei Haupt, Baukunst der Germanen, auf T. XIII, Abb. 37 (Aquileja), Abb. 38 (Como), Taf. XIV, Abb. 39 (Sirmione). Erst das genaue Studium der Ornamentierungskunst auf den Schnallen jener Periode lässt uns die architektonischen Verzierungen, wie sie uns in Sch. entgegentreten, vollständig verstehen.

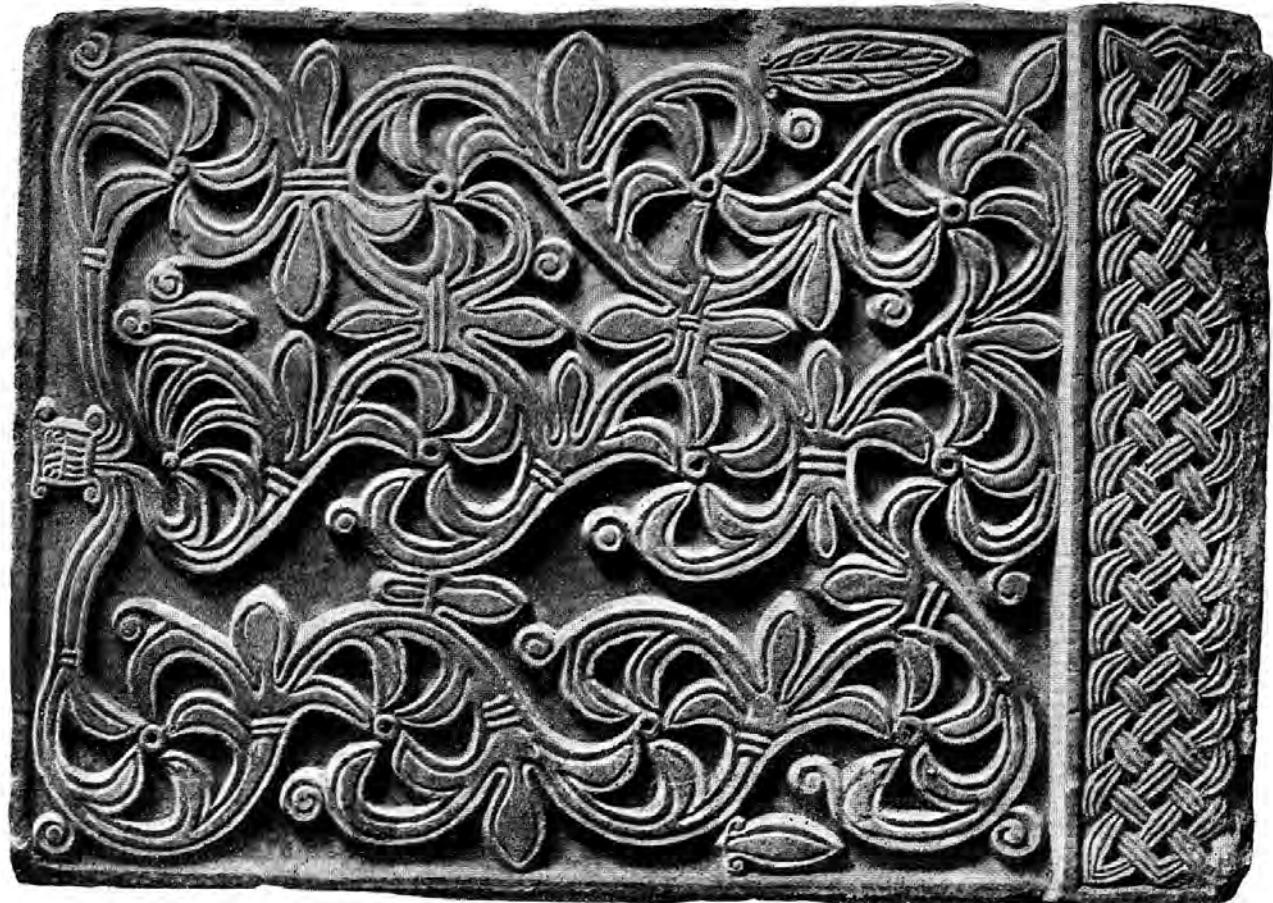


Abb. 54. Karolingische Marmorskulpturen in Schännis.

23. *Schenkon* (Amt Sursee, Luzern).

Im Walde ob Schenkon liess die Antiquarische Gesellschaft von Sursee einen Grabhügel öffnen. Es fanden sich da zwei Skelette erwachsener Personen, Reste eines Kinderskelettes, etwas Schmuck, sowie irdene Töpfe. Ein gut erhaltener Schädel ist das beste Fundstück. Vaterland 1912. Nr. 1. Gfd. LXVII, pag. XII.

24. *Trimbach* (Bez. Olten-Gösgen, Solothurn).

Die Funde, die im alamannischen Friedhof (bei dem jetzigen Friedhof) gemacht wurden, indem im Jahre 1911 Pfarrer Sulzberger eine systematische Erforschung der ausserhalb der heutigen Bestattungsstelle liegenden Gräber durchführte, hat der letzte JB. SGFU., pag. 203, nur ganz kurz erwähnt, ohne des Berichtes zu gedenken, den Tatarinoff in seinen Beiträgen zur solothurnischen Altertumskunde des Jahres 1911 publiziert hat. Es waren 29 Gräber mit zwar im ganzen ärmlichem, aber nicht minder interessantem Inventar. Dass die Anlage, die unter den Spaten genommen war, eine relativ späte gewesen sein muss, schliesst Tatarinoff aus der zahlreich vorkommenden Sargbestattung, aus der Häufigkeit der Gräber ohne Beigaben, aus der langgestreckten Form der Skramasaxe, aus der Dekoration der Bronzen. Das interessanteste Grab war das Doppelgrab 25/26 (vgl.

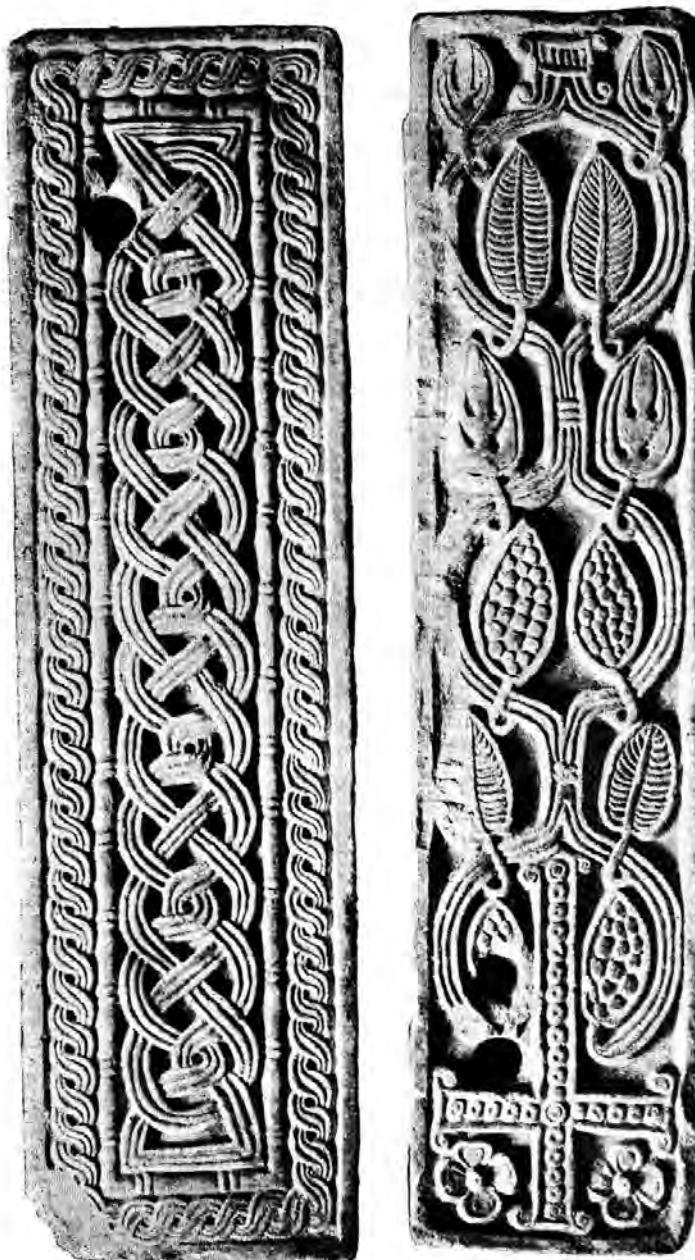


Abb. 55. Karolingische Marmorskulpturen in Schännis.

Abb. 71 des letzten JB.), das wohl einen Krieger mit seinem Leibsklaven

barg. Es war das einzige, das mit einem Steinmantel umgeben war. Die Toten lagen in einem Sarg, zwischen beiden befand sich eine Bretterwand. Spatha, Skramasax, Lanzenspitze mit Tülle, Messer und

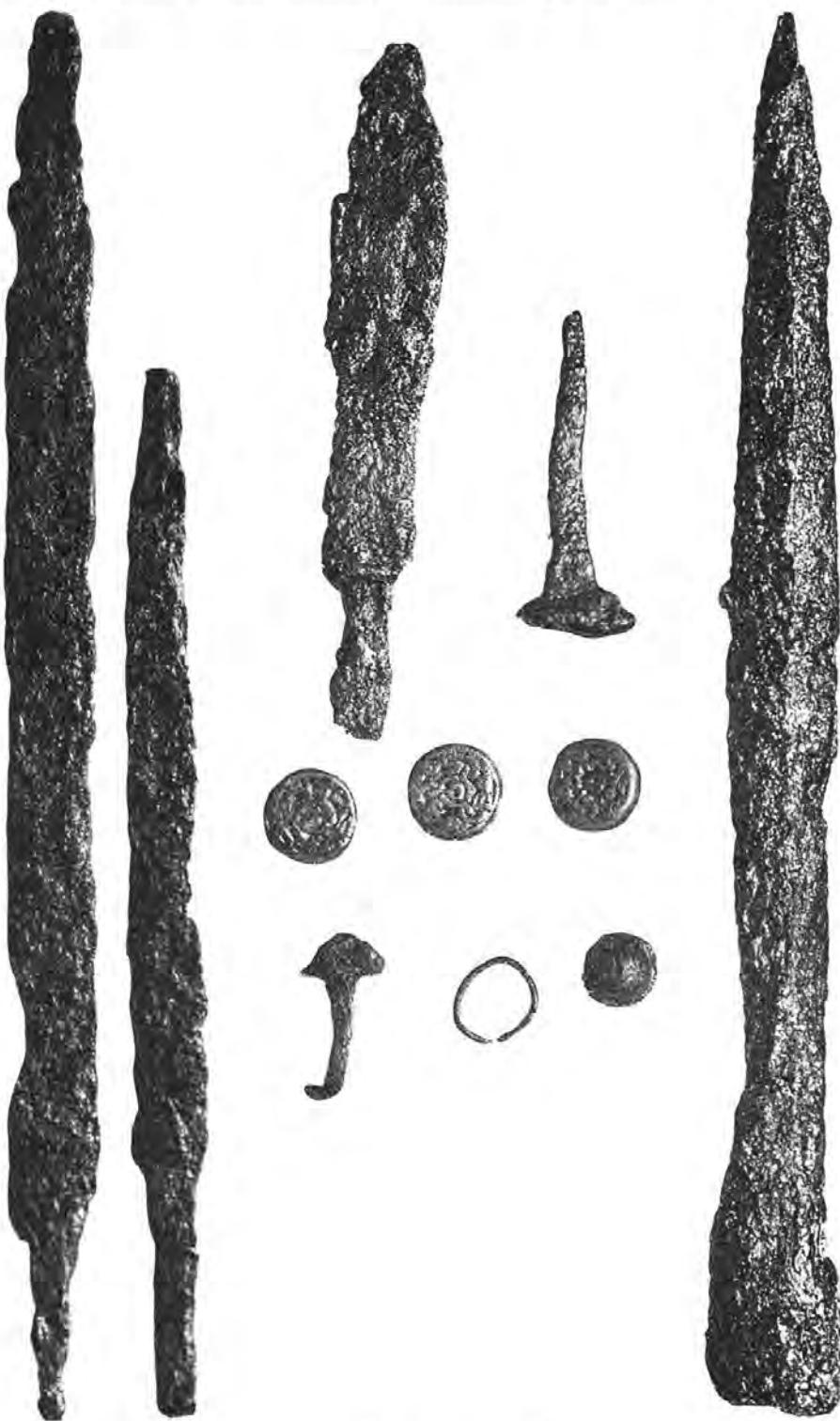


Abb. 56. Alamannische Waffen von Trimbach, Grab 25/26.

Zierknöpfe, die bei dem einen der Skelette lagen, sind in Abb. 56 zu sehen. Die Scheide der Spatha war noch daran zu erkennen, dass eine Doppelreihe von 56 Nägeln aus Bronze längs derselben lagen. Grab 22

(Frau?) hatte an den beiden Seiten des Schädels je ein interessantes Zierstück, nämlich eine linsenförmige Glasperle, die eine blau, die andere grün, die mit einem in Relief dekorierten Silberblech umgeben waren.

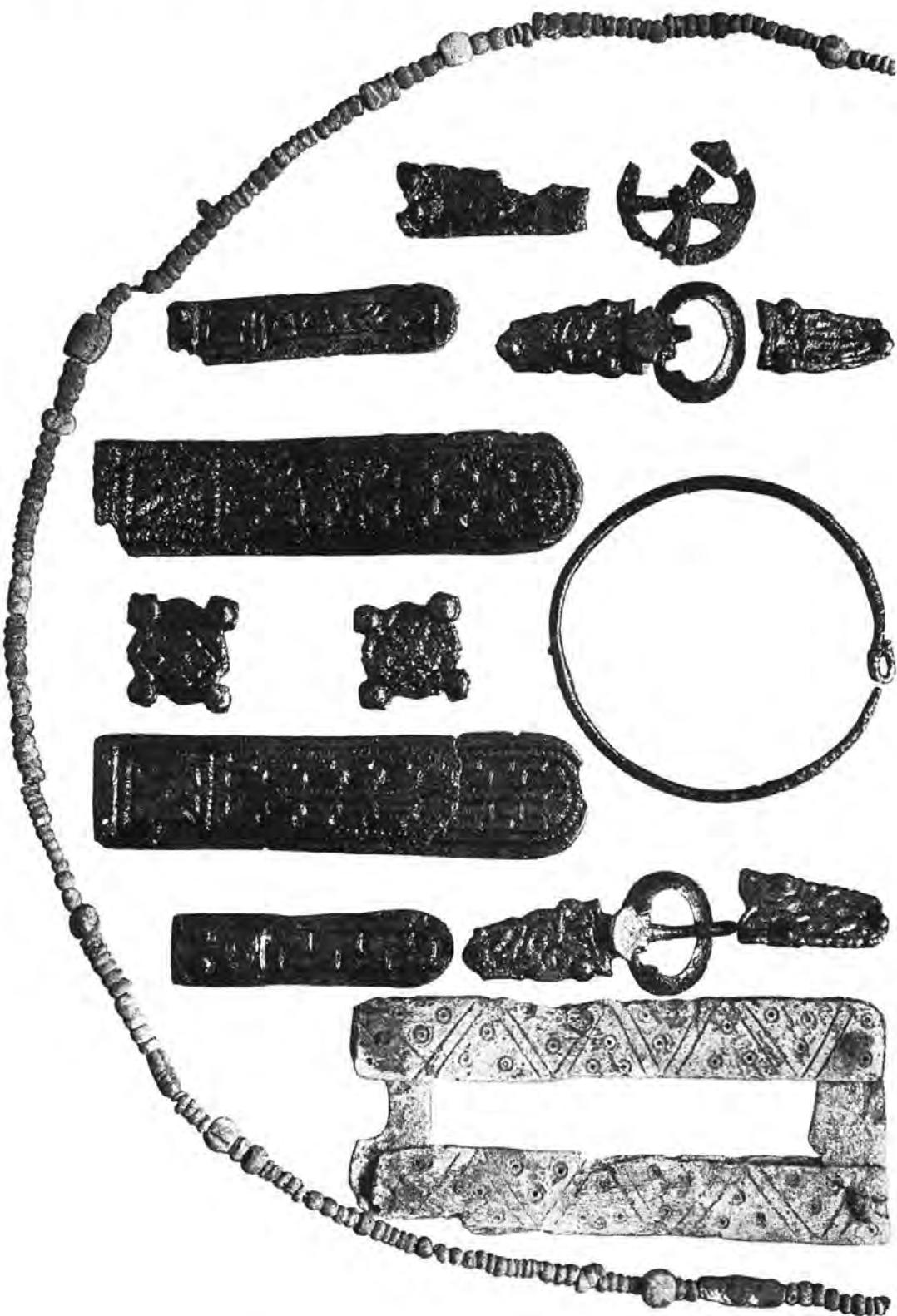


Abb. 57. Alamannische Schmuckgegenstände von Trimbach, Grab 16.

Wahrscheinlich waren das Ohrgehänge. Die Tote trug aber auch noch Schläfenringe, die an einer Stelle plattgeschweisst waren, wie um eine

Inschrift aufzunehmen. Dieses Grab zeichnete sich dadurch aus, dass es am tiefsten lag (1,55 m). Das reichste Grab war das einer Frau, Nr. 16, dessen Inventar in Abb. 57 veröffentlicht wird¹⁾. „Grab 29: Sehr gut erhalten. Linker Arm gegen die Brust gebogen, rechter Arm gestreckt und Hand auf dem Becken. Beine leicht gegeneinander angezogen. Über der Lende lag ein eiserner Gürtel, einem Fassreifen



Abb. 58. Scherben von der „Krottengasse“ bei Trimbach.

vergleichbar, der offenbar auf dem Rücken durch ein Leinenband zusammengehalten war. Auf der inneren Seite dieses originellen Schmuckes

¹⁾ Die ziselierte Dekoration der Gürtelschnallen dieser Art ist in der Schweiz nicht gerade häufig. Eine gewisse Ähnlichkeit bietet der Reihengräberfund von Wiesloch, was die grossen Riemenzungen betrifft, vgl. Wagner, Fundstätten und Funde . . . im Grossh. Baden II. (1911), pag. 323, Abb. 267 a; ferner Pariser Strasse, Mainz in Mainzer Zeitschrift I (1908), Taf. VI, Nr. 6. Vgl. Lindenschmit, Deutsche Altertumskunde Taf. I. zu Seite 361. Diese Kunstübung ist speziell bei den Alamannen gepflegt worden.

waren noch deutliche Spuren von grober Leinwand. Zwei bronzenen Armbänder mit spiralförmig aufgewickeltem Verschluss. Länge 1,70 m. Rechts neben dem Kopf des Skelettes lag, etwas abseits und umgekehrt, der Kopf eines Stieres. Die Lage dieser Leiche war geradezu ergreifend.“ Wie sich durch die Untersuchung, die Dr. Schwerz diesem Skelette angedeihen liess, herausstellte, war das die Leiche einer Frau. Ein

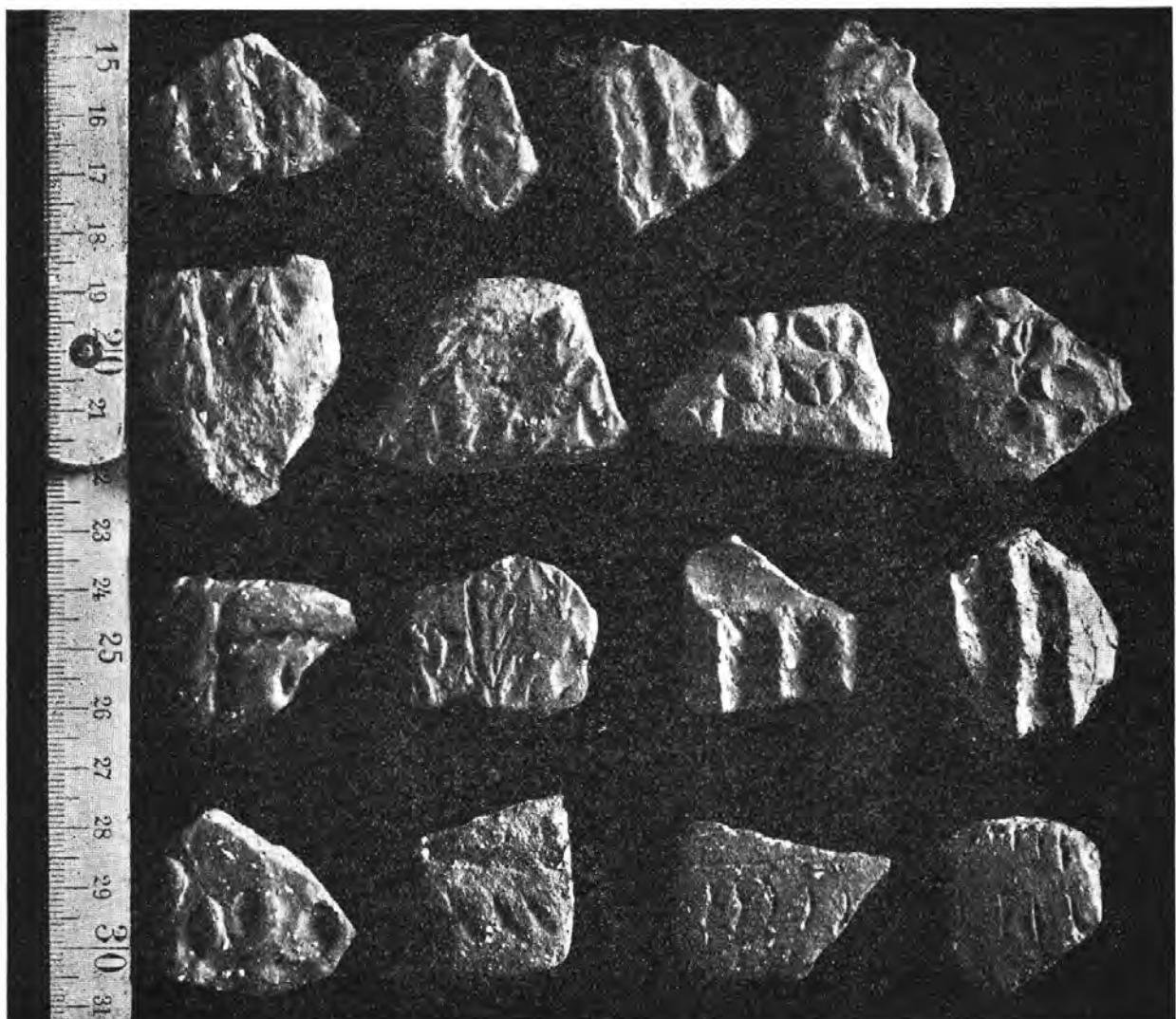


Abb. 59. Scherben von der „Krottengasse“ bei Trimbach.

Kindergrab (24) lag quer über der an dieser Stelle etwas herausgebrochenen römischen Westmauer, vgl. oben pag. 179. ¹⁾

Es ist nun von nicht geringem Interesse, dass in Trimbach etwas herausgefunden werden konnte, worauf bis jetzt noch nie recht geachtet wurde, nämlich die zu einem Gräberfeld gehörigen *Wohnstätten*. Wenig-

¹⁾ Es steht zu erwarten, dass Pfarrer Sulzberger einen detaillierten Bericht über seine Grabung veröffentlicht. Dr. Schwerz wird sie anthropologisch bearbeiten, so dass wir noch einmal darauf zurückkommen werden. Sämtliche Funde befinden sich im Museum Solothurn; das Skelett des Grabes 29 ist vollständig montiert und ausgestellt.

stens fand man ganz in der Nähe beim Fundamentieren des Neubaues Hägeli ein ganzes System von Gruben, die ziemlich viel recht rohes Scherbenmaterial enthielten, das dem von Tatarinoff im Jahre 1909 im Rinthel oberhalb Trimbach ausgegrabenen glich. Vgl. AA. N. F. XII (1910) pag. 85 ff. T. VIII. Ausserdem wurden beim Bau des neuen Schulhauses,

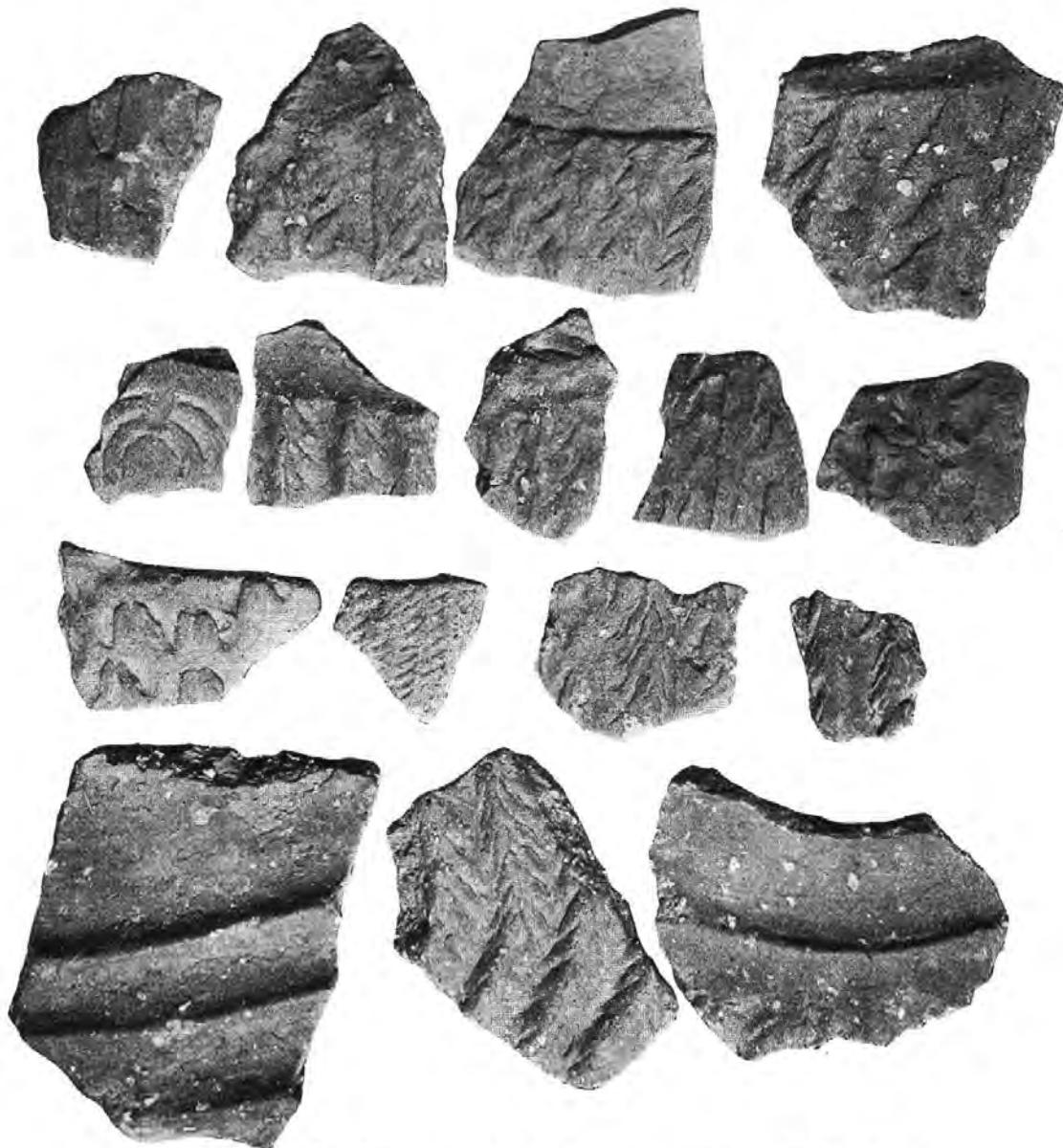


Abb. 60. Scherben von der „Krottengasse“ bei Trimbach.

an der Krottengasse, sowie an anderen Stellen genau die gleichen Topscherben gefunden und zwar massenhaft, so dass wir zu der Annahme gelangen, dass die Spuren dieser Besiedelung mit dem Gräberfeld gleichzeitig seien. Man erinnert sich, dass im Rinthel ein Hufeisen gefunden wurde; in der „Krottengasse“ lag am Grunde eines Grabens eine Terra sigillata-Scherbe; im Dorfe selbst wurden Scherben obiger Art mit entschieden späten Sachen, wie Eisennägeln und Backsteinen gefunden.

Zieht man noch die an die römischen Formen anklingenden Gefässfragmente und den guten Brand derselben in Betracht, so wird man zu dem Schluss berechtigt sein, dass diese Kulturen ins frühe Mittelalter gehören, dass in alamannischer Zeit das Dorf Trimbach sehr dicht besiedelt war

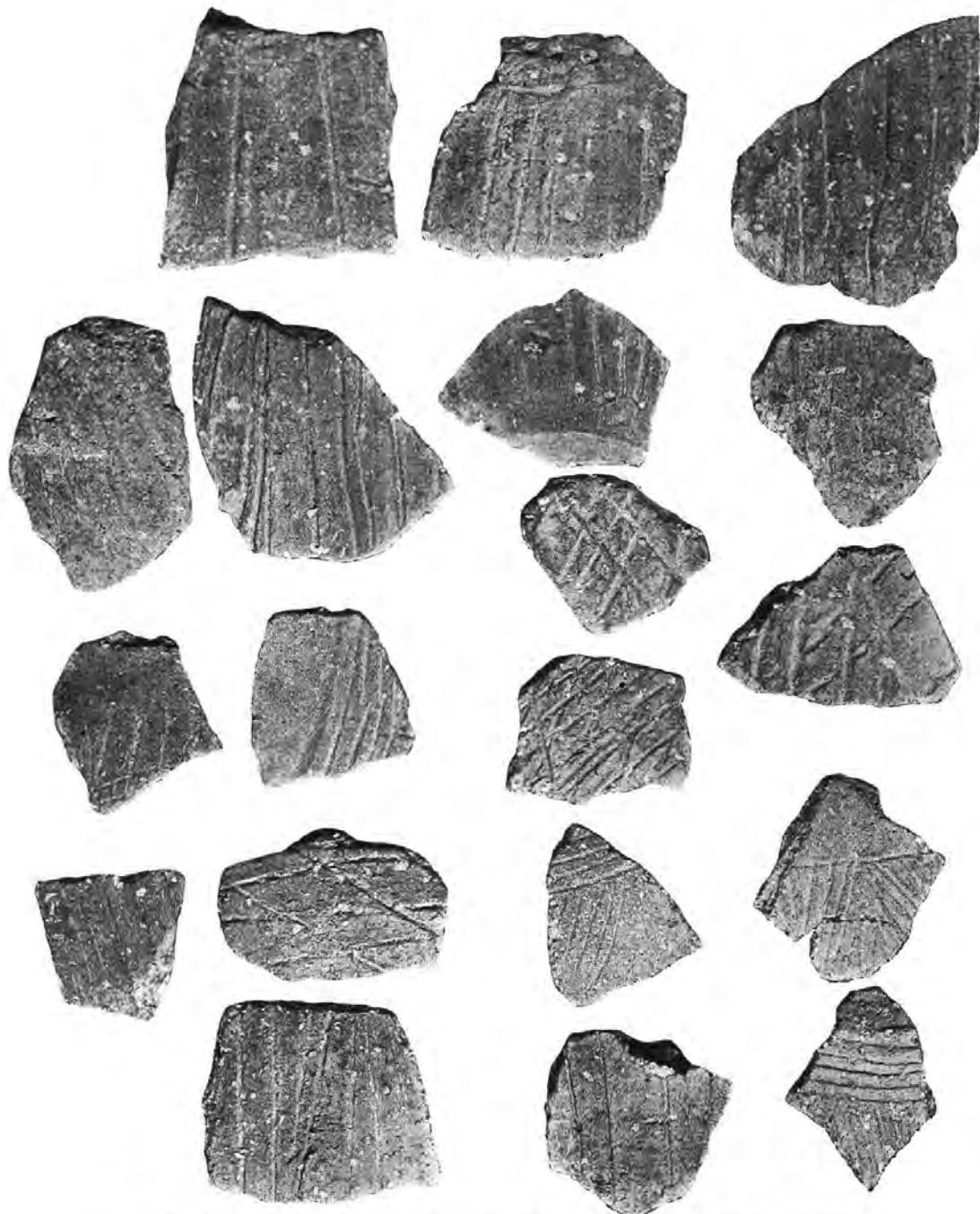


Abb. 61. Scherben von der „Krottengasse“ bei Trimbach.

und dass wir dank der regen Forschungstätigkeit Sulzbergers die Spuren dieser Siedelungen nun konstatiert haben. Da dies bis jetzt in der Schweiz noch nie in so ausgiebiger Weise der Fall war, haben wir es für zweckmässig gefunden, eine möglichst grosse Zahl dieser Scherbenreste zu veröffentlichen (Abb. 58—64). Man vergleiche damit die oben

genannte T. VIII¹⁾). Da die Funde gelegentlich gemacht wurden und trotz sorgfältiger Verfolgung der Schichten eine systematische, namentlich auch geologische Untersuchung doch nicht vorliegt, ist es schwer zu sagen, ob nicht auch frühere Kulturen, bis in die neolithische Zeit

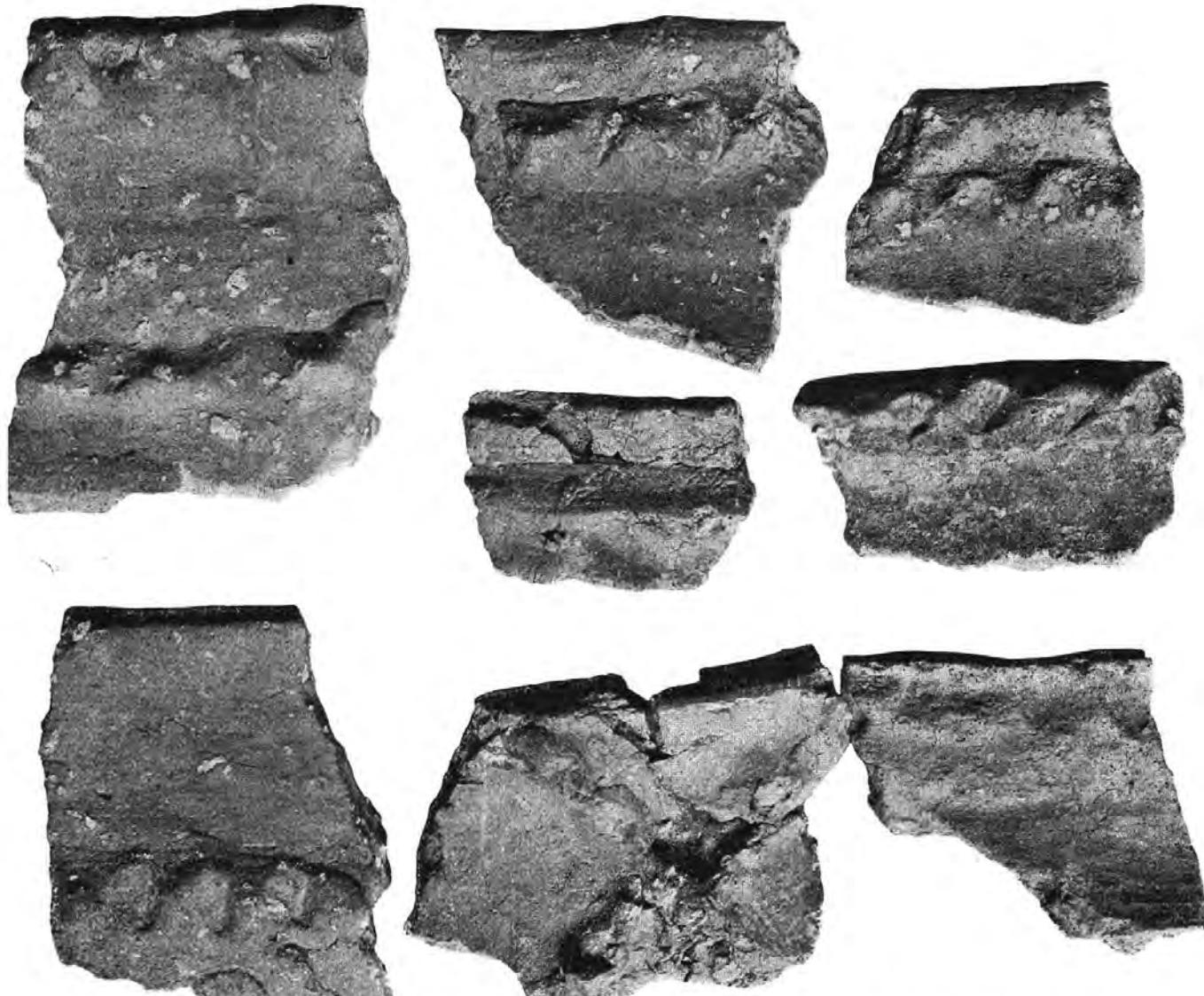


Abb. 62. Randscherben von der „Krottengasse“ bei Trimbach.

zurück, konstatiert werden könnten. Man muss auch bedenken, dass die

¹⁾ Nach diesen Feststellungen muss die Ansicht, als handle es sich im Rinthel um eine früheisenzeitliche Ansiedelung, modifiziert werden. Es finden sich auch im Rinthel Spuren frühmittelalterlicher Kulturen; ebenso sicher in gewissen Schichten der Krottengasse, wo überdies Herdstätten zum Vorschein gekommen sind. Dass ziemlich viele Steinbeile, sowie Silexartefakte dabei gefunden wurden, will uns darum nicht wankend machen; es ist ja sehr gut möglich, dass diese primitiven germanischen Völkerschaften die Steingeräte, die zum Teil technisch sehr vollkommen bearbeitet sind, benutzt haben, weil das Metall noch schwer zu beschaffen war. Den Verfasser des JB. freut es nur, dass er schon früher konstatieren konnte, dass wir es mit einer relativ viel späteren Kultur zu tun haben, als es nach dem Aussehen der Scherben anfangs scheinen wollte; hielt man sie doch im Anfang für neolithisch.

Scherbenfunde so weit zerstreut herumliegen, dass angenommen werden muss, dass in historischer Zeit das Tal gewaltige Verheerungen durch Hochwasser erlitten hat, welches allfällig übereinanderliegende Kulturschichten durcheinander geworfen hat. Auf jeden Fall aber sind die

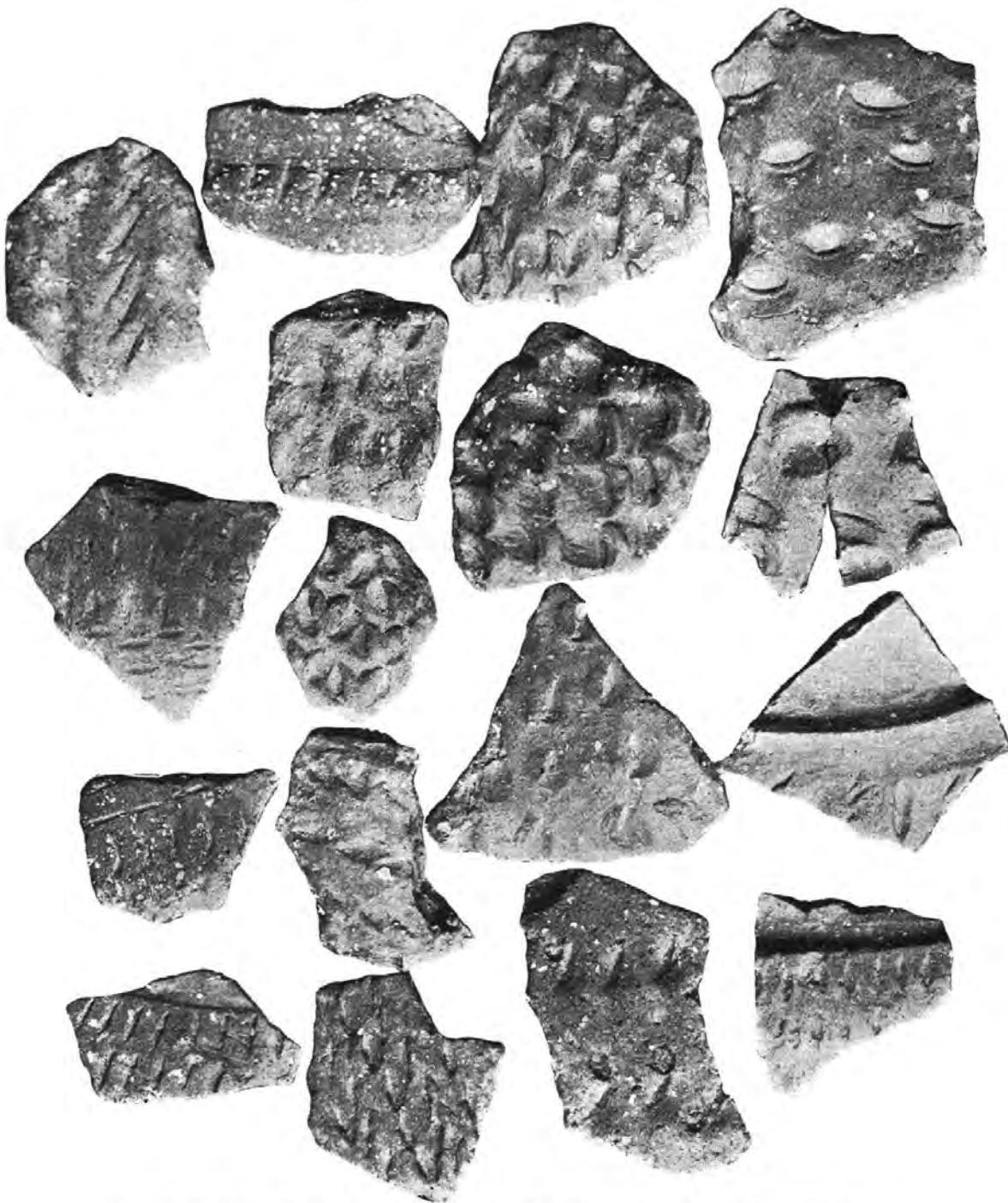


Abb. 63. Scherben von der „Krottengasse“ bei Trimbach.

Grubenanlagen und die Scherben gleichzeitig und in die frühgermanische Zeit zu setzen. Hervorzuheben und für die Beurteilung der ganzen Sachlage wichtig ist das vollständige Fehlen der Bronze, während das Eisen mitunter auftritt. Auch auf dem Dickenbännli, s. unter Abschnitt IX, fehlt die Bronze vollständig.

25. Wallis.

B. Reber schreibt über den Aufenthalt der Sarazenen in den Alpen: „In der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts hat die Schweiz und überhaupt die Alpen, von da an bis ans Meer, die Überrumpelung

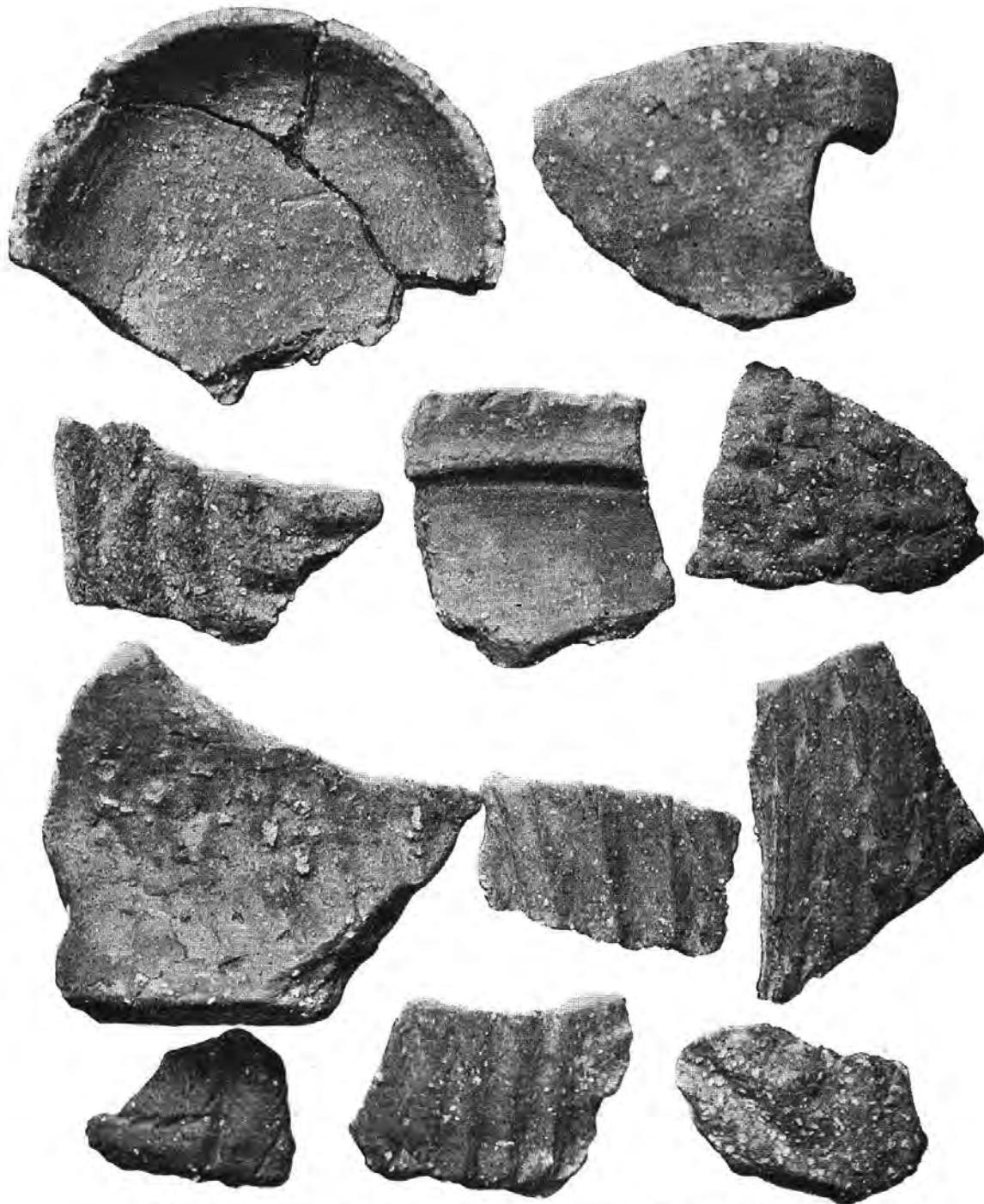


Abb. 64. Scherben von der „Krottengasse“ bei Trimbach.

der Sarazenen, einer wilden Horde, überstanden. Der Aufenthalt dieser Räuberbande, denn etwas anderes war sie nicht, wurde lange bestritten. Vieles, was über dieselbe erzählt wird, mag erfunden sein, anderes übertrieben. Jedoch fehlen die historischen Beweise für ihre Überfälle in

den Alpen des Wallis, in St. Gallen und Graubünden keineswegs. Überall gibt es Sarrazenen-Steine, -Brücken, -Höhlen, -Schlösser etc. Wenn diese öfter wohl nicht direkt mit diesen Banditen in Verbindung standen, so beweisen sie doch, wie tief sich der durch sie verbreitete Schrecken in der Überlieferung einwurzelte. Dann steht fest, dass eine grössere Anzahl Ortsbenennungen und andere Bezeichnungen in ihrer Wurzel der arabischen Sprache angehören, also wohl kaum auf andere Weise als durch die Sarrazenen eingeschleppt werden konnten. Meine drei Abhandlungen über diesen Gegenstand enthalten viel neues Material, ohne das Thema zu erschöpfen. Man vergleiche: *Les Sarrasins au Salève*, in meinem Buche: *Recherches archéologiques à Genève et aux environs*; *Zur Frage des Aufenthaltes der Hunnen und Sarrazenen in den Alpen*, in Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft Wien, 1908; *Le séjour des Sarrasins dans notre contrée*, Bulletin de l'Institut National genevois, t. 41, Genève 1912.“

26. Zollikofen (Bern).

Unser Präsident, Wiedmer-Stern, sendet uns folgenden Bericht ein: „Der Sturm der letzten Dezembertage 1911 hatte im sogenannten Hofwyleinschlag (Buchrain) östlich der Station Zollikofen ganze Reihen schöner Buchen, die auf einer Terrainwelle standen, entwurzelt. Unter einem dieser ausgerissenen mächtigen Wurzelstöcke kamen anfangs Januar bei den Wegräumungsarbeiten zwei Skelette zum Vorschein. Das eine war ziemlich gut erhalten und hatte als einzige Beigabe ein Langmesser (Skramasax) bei sich. Das andere, dessen Schädel stark zerdrückt war, hatte keinerlei Beigaben. Der Skramasax und die Skelettreste wurden vom Eigentümer des Waldes, Herrn von Müller in Hofwyl, in verdankenswerter Weise dem Museum überlassen. Die an der Fundstelle vorgenommenen Sondierungsgrabungen führten zu keinerlei weiteren Ergebnissen. Immerhin ist der Fundort für die Völkerwanderungszeit neu und ergänzt mit den gleichaltrigen Funden aus der Papiermühle, dem Wankdorffeld und Moosseedorf die Besiedlungskarte dieses Gebietes.“

VIII. Spezialforschungsgebiete aus verschiedenen Zeiträumen.

Unter dieser Rubrik gedenken wir jeweilen die Fundobjekte zu besprechen, die sich ihrem Charakter nach nicht von vornherein in eine bestimmte Periode des gegenwärtig gültigen prähistorischen Schemas einfügen lassen, sei es dass unsere Kenntnisse darüber sich auf mehr oder weniger vage Hypothesen stützen, wie z. B. bei den *Schalen- oder Zeichensteinen*, sei es, dass es in sich geschlossene Anlagen sind, die sich über mehrere Zeitabschnitte erstrecken, wie das z. B. bei den *Wallbauten* oder den *Ringwällen* oft der Fall ist. Bei der grossen Bedeutung, die der Ringwällforschung heute zukommt, wird sie sicher eine ständige Unterrubrik unseres Jahresberichtes bilden müssen. Ebenso werden wir hier unter Umständen *Höhlenforschungen* bringen müssen, wenn die Zeitstellung der Bewohner einer Höhle nicht vollständig geklärt ist oder wenn ihre Besiedelung eine in mehreren Perioden kontinuierliche war.

1. Schalen- oder Zeichensteine.

Auf keinem anderen Gebiet ist die Phantasie der Freunde der prähistorischen Forschung mehr ins Utopische geschweift als auf dem der Schalensteinforschung. Schon im II. JB. SGFU. pag. 57 meinte Heierli, die Schalen- und Zeichensteine seien bei einigen Prähistorikern und Dilettanten sehr beliebt gewesen, es sei von Karten, Sternbildern etc. gefabelt worden und heute müssten wir bekennen, dass wir von der Bedeutung dieser eigentümlichen Steine nichts wissen. Nun ist ja sicher, dass diese Überreste der genauen Forschung wert sind. Wer z. B. den schönen, aus einem eisenzeitlichen Grabhügel stammenden Schalenstein von Heidolsheim ansieht, den Forrer auf pag. 327 der Jahrg. I—IV (1909—1912) des Anz. Els. Alt. publiziert, kann nicht im geringsten im Zweifel darüber sein, dass er hier ein regelrechtes prähistorisches Bildwerk vor sich hat. Sogar die Figur, welche die Schalen andeuten wollten, ein Schiff, ist ganz deutlich erkennbar. In Frankreich ist es besonders M. Baudouin, der sich mit den Pierres à cupules und ähnlichen Objekten befasst und durch seine Forschungen, so gewagt die Resultate oft erscheinen mögen, doch die Kenntnis dieser Gegenstände, und wenn es auch vorläufig mehr eine statistische ist, mächtig fördert. Da der Genfer internationale Anthropologenkongress diese Fragen ebenfalls in seine Traktandenlisten aufgenommen hatte und dort besonders unser Mitglied, B. Reber aus Genf, über diese Zeichensteine sprach, so wollen wir diesem Forscher hier gerne das Wort gestatten, wobei wir aber die Verantwortlichkeit für die Richtigkeit des Gebotenen ablehnen müssen. Sicher ist nur eines: Wenn wir die Wallbauten nicht samhaft in eine bestimmte Periode, sei es vorgeschichtliche oder geschichtliche, weisen

können, so dürfen wir das mit den Zeichensteinen noch weniger tun¹⁾. Auch hier hat übrigens, wie bei den Refugien, die Natur ihre Rolle gespielt und es ist oft schwer, die natürliche von der künstlichen Arbeit zu unterscheiden. Wir geben im folgenden Herrn B. Reber das Wort:

„a) Vorhistorische Fussabdrücke und Rutschsteine.“

In den Alpen-Sagen werden Abdrücke der Füsse von Heiligen, Feen, vom Teufel, von Pferden, Maultieren etc. sehr oft genannt. Hier

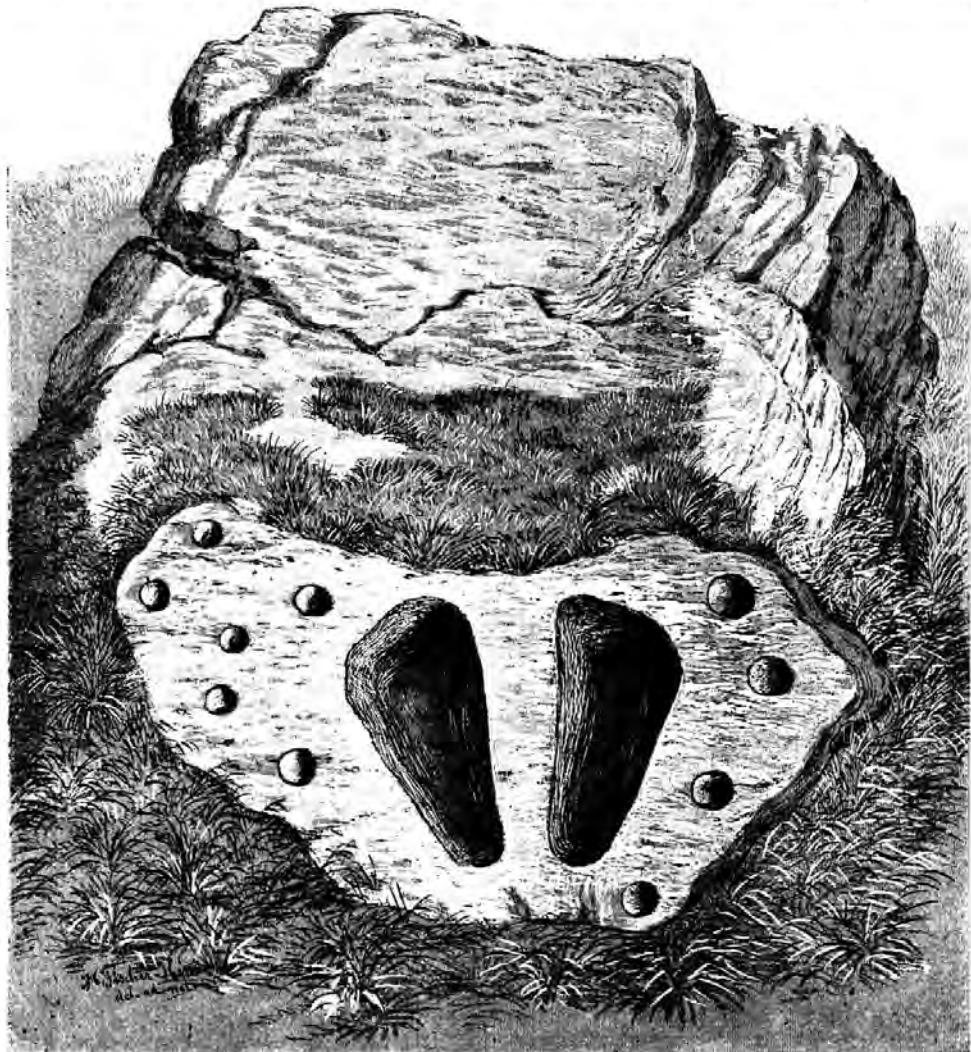


Abb. 65. Von Schalen umgebene, fussförmige Skulpturen in Grimentz (Wallis).

seien besonders die zwei Fussabdrücke von Grimentz erwähnt, welche wohl von allen aus der Steinzeit erhalten gebliebenen Skulpturen dieser Art das ausgeprägteste Paar darstellen (Abb. 65). Die ausführlichste Beschreibung davon lieferte ich dem Archiv für Anthropologie, XXI. Bd., 1892: 'Die vorhistorischen Denkmäler im Eifischtal'. Doch letzthin wurde

¹⁾ Wir müssen den offiziellen Kongressbericht abwarten, bis wir auf die Mitteilungen Rebers eintreten können. Ein vorläufiges Résumé von Cartailhac in „l'Anthropologie“ Bd. XXIII (1912).

ich veranlasst, das ganze Thema der füssförmigen vorhistorischen Skulpturen zu behandeln, was im Bulletin de la Société Préhistorique Française, 1912, geschah: 'Les gravures pédiformes sur les monuments préhistoriques et les pierres à glissades'.

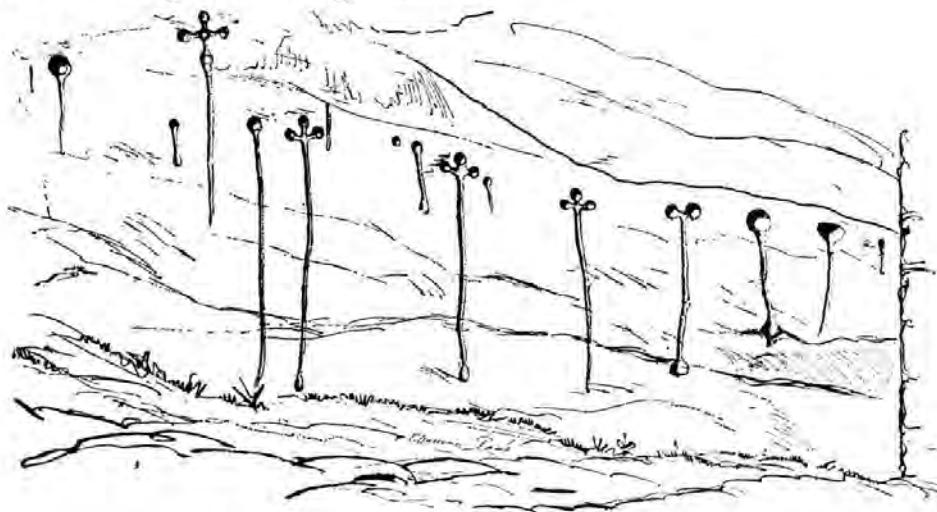


Abb. 66. Salvan, Gruppe auf der 3. Stufe.

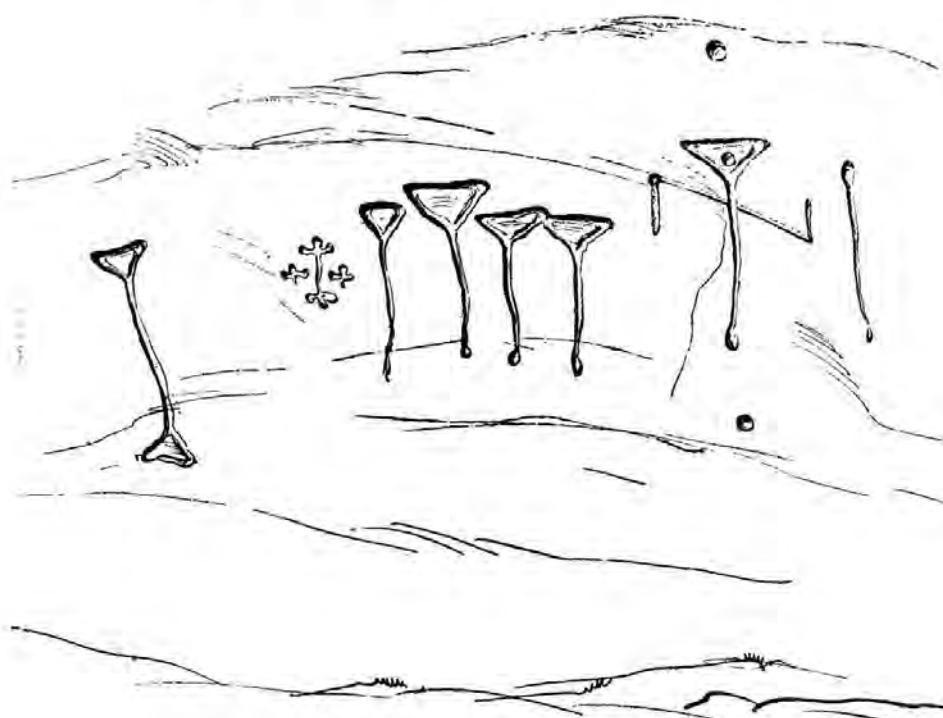


Abb. 67. Salvan, Gruppe auf der 3. Stufe.

Ein sehr interessanter Block ganz oben im Hochplateau von Verbier (Bagnes-Tal), in der Nähe des Col des Coeurs, enthält mehrere menschliche Fussabdrücke, welche ich nächstens einer genauern Prüfung unterziehen werde.

Einen einzelnen Abdruck habe ich in der soeben erwähnten Zusammenfassung beschrieben; zum ersten Mal in: 'Les pierres à sculp-

tures préhistoriques du Jura français'. Bull. et Mém. Soc. d'anthropol. Paris (1903). Da dieser Stein noch im Becken des Genfersees, oberhalb Thoiry, im Jura liegt, erwähne ich ihn auch hier. Ein grosser Granitblock heisst Pierre à Samson. Auf der Oberfläche bemerkt man, neben mehreren Vertiefungen, auch eine fussförmige. Der Riese Samson soll diesen Abdruck hinterlassen haben. Es ist auffallend, dass im allgemeinen die fussähnlichen Abdrücke, sowohl von Menschen als von Tieren, die

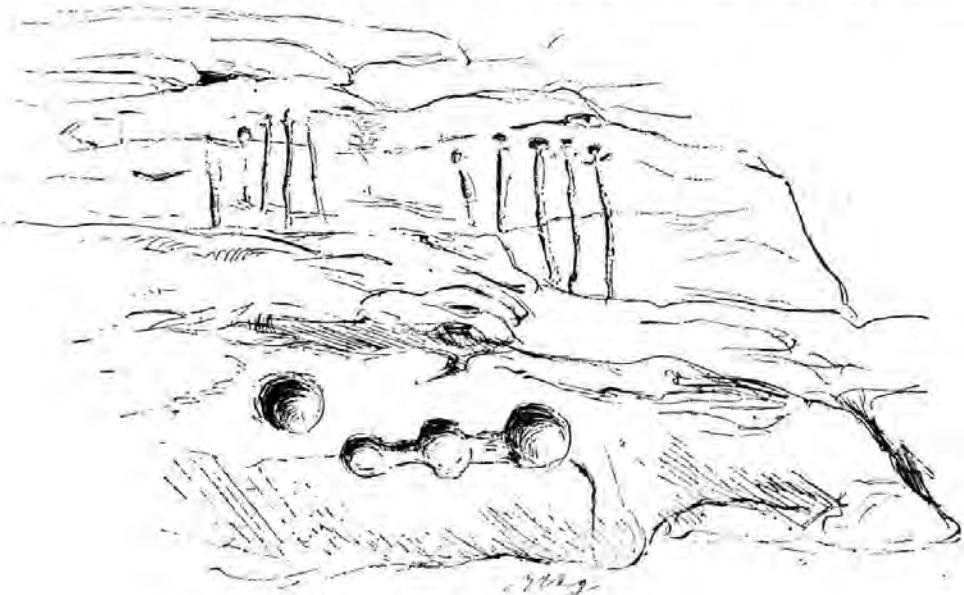


Abb. 68. Salvan, 2. Stufe.

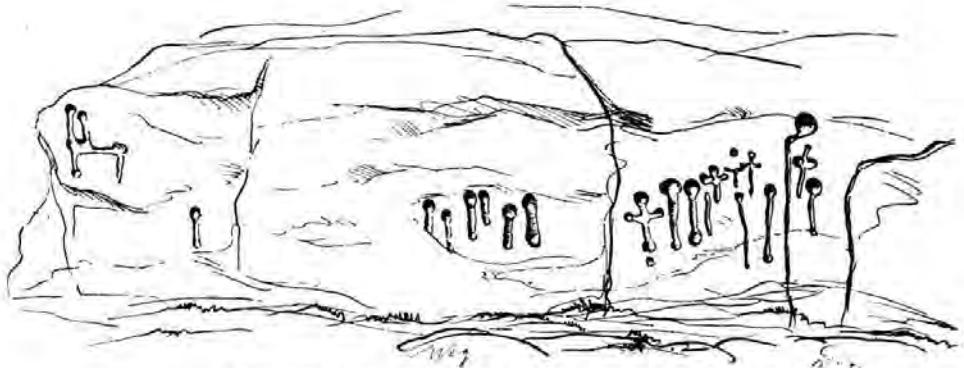


Abb. 69. Salvan, 1. (unterste) Stufe.

Aufmerksamkeit des Volkes viel mehr erregten als andere Zeichnungen, indem jene meistens von einem merkwürdigen Sagenkreis umwoben werden.

Ein Paar Fussabdrücke des heiligen Gallus befindet sich auf einer in eine Nische der Galluskapelle in Arbon eingemauerten Steinplatte. Im Kampfe mit dem Teufel in Bärengestalt stand Gallus auf dieser Platte. Er erhitzte sich derart, dass der Stein erweichte und die Abdrücke seiner Füsse zurück behielt.

Der Glaube an Fussabdrücke ist sehr verbreitet. In vielen Tempeln Indiens werden die Fussabdrücke des heiligen Buddha heute noch ver-

ehrt. Bei uns reicht der Fusskultus in die Steinzeit hinauf. Diese Abdrücke wurden viel später vom Christentum umgetauft oder dem Teufel und andern bösen Geistern zugeschrieben. Da das Volk überhaupt ganz allgemein den Steinkultus betrieb, so wurden öfter die mit vorhistorischen Zeichen versehenen Blöcke christianisiert oder vernichtet¹⁾.

Eine merkwürdige Art von vorhistorischen Monumenten bilden die kultuellen Rutschsteine, deren man in Frankreich mehrere kennt.

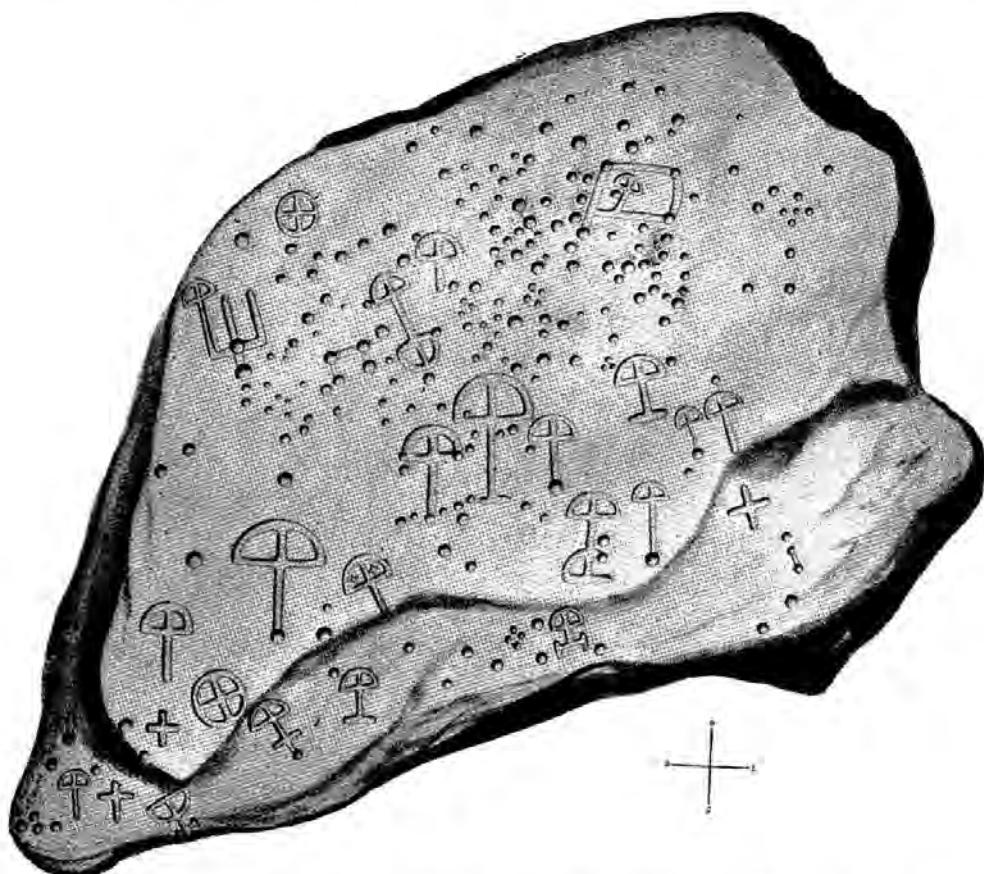


Abb. 70. Hubelwängen, am Abhange des Gabelhorns, oberhalb Zermatt.

Ich brachte zwei solche in Erfahrung. Die Pirra Louzenta bei Vissoye im Eifischtal liegt in der Nähe der Pierre aux Fées, einem sehr ausgeprägten andern vorhistorischen Monumente. Die tiefe Rutschrinne hat sich sehr gut erhalten. Louzenta heisst rutschen. Ein anderer ähnlicher Block mit sichtbarer Rutschrinne befindet sich oberhalb Thoiry im Jura. Er trägt den Namen Pirra Liozet, also ebenfalls Rutschstein. Ausser diesen Namen konnte ich über die betreffenden Blöcke keine Volkstraditionen in Erfahrung bringen.

¹⁾ Marcel Baudouin hat eine grosse Kollektion von prähistorischen Fussabdrücken in Gipsabgüssen gesammelt. Er hat auch ihre Orientierung studiert und bringt sie mit dem Sonnenkultus in Beziehung. (Her.)

Bekannt ist, dass sich auch bei den Griechen solche Rutschsteine im Gebrauche befanden. Die sterilen Athenerinnen besassen ihren befruchten- den Rutschstein am Fusse der Akropolis. In Frankreich werden diese Rutschsteine nicht bloss zur Heilung der Sterilität, sondern auch von den heiratslustigen Töchtern benützt. Auch darüber verbreitet sich meine Abhandlung und zählt die bekannten Exemplare auf.

Soviel steht also fest, dass diese Kategorie von vorhistorischen Monumenten mit den religiösen Ansichten der alten Völker im Zusammen- hange stehen.

b) Die vorhistorischen Zeichen in Kreuzform.

Seit den hervorragenden Arbeiten von Gabriel de Mortillet, Senf, Déchelette, Baudouin u. a. über das Vorkommen und die Bedeutung des

vorhistorischen Kreuzes sind auch die von mir besonders im Wallis entdeckten, zahl- reich vorhandenen Kreuzformen zur Gel- tung gelangt. Ich habe darüber noch jüngsthin eine kurze, doch zusammenfas- sende Arbeit veröffentlicht (Les gravures cruciformes sur les monuments préhisto- riques. Bulletin de la Société Préhisto- rique Française, Paris 1912). Obschon ich mir nicht verhehle, dass noch manche Lücke auszufüllen ist, will ich hier doch eine gedrängte Zusammenstellung zu geben versuchen.

Bei der ausserordentlichen Wichtig- keit der hier gebotenen Dokumente für das Studium der vorhistorischen Periode der Schweiz mag es auffallen, dass bei uns bis jetzt davon so wenig die Rede war.

Diese Erscheinung steht aber mit der Bedeutung dieser Forschung in keiner Beziehung. In Frankreich, Norditalien, Deutschland und im Norden, wo überall emsig nach diesen Monumenten gesucht wird, sind auch unsere schweizerischen Vorkommnisse zur höchsten Geltung gelangt. Die neuesten Beweise liegen in den zahlreichen Kundgebungen des letzten internationalen Kongresses für Anthropologie in Genf (1912), wo besonders meine Aus- stellung einiger hundert Zeichnungen vorhistorischer Zeichensteine der Schweiz grosse Anerkennung fand.

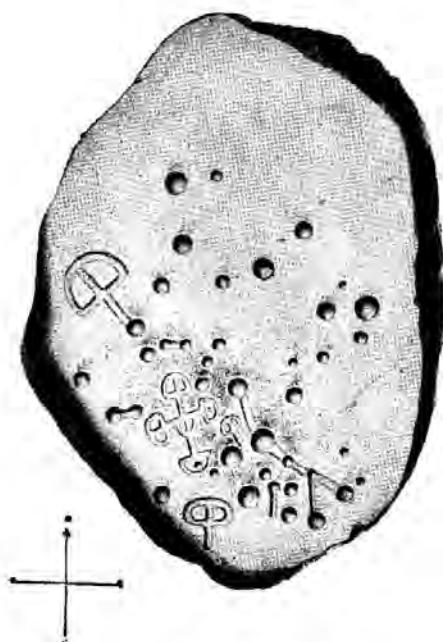


Abb. 71. Hubelwängen, am Abhang des Gabelhorns, oberhalb Zermatt.

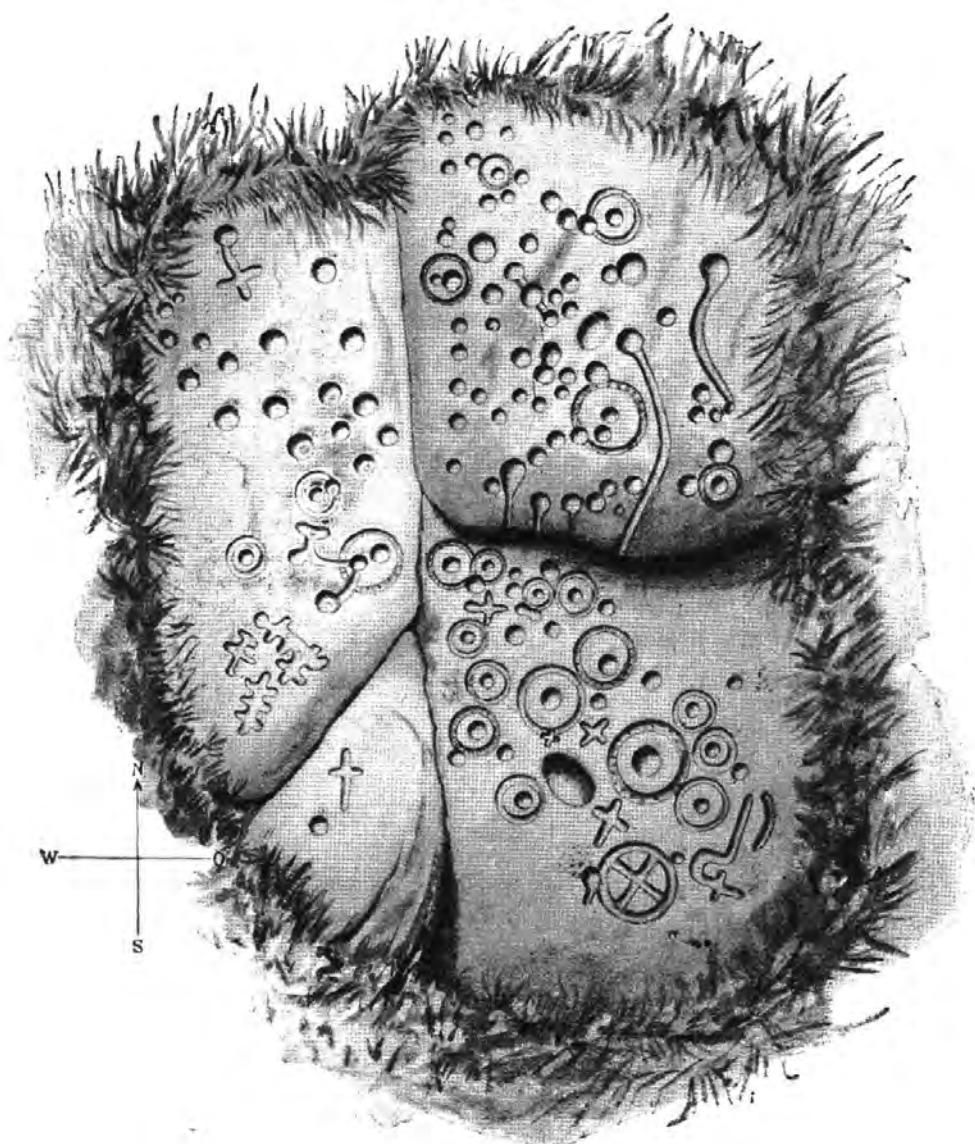


Abb. 72. Alpes Cotter, oberhalb Villa, am Col de Torrent.

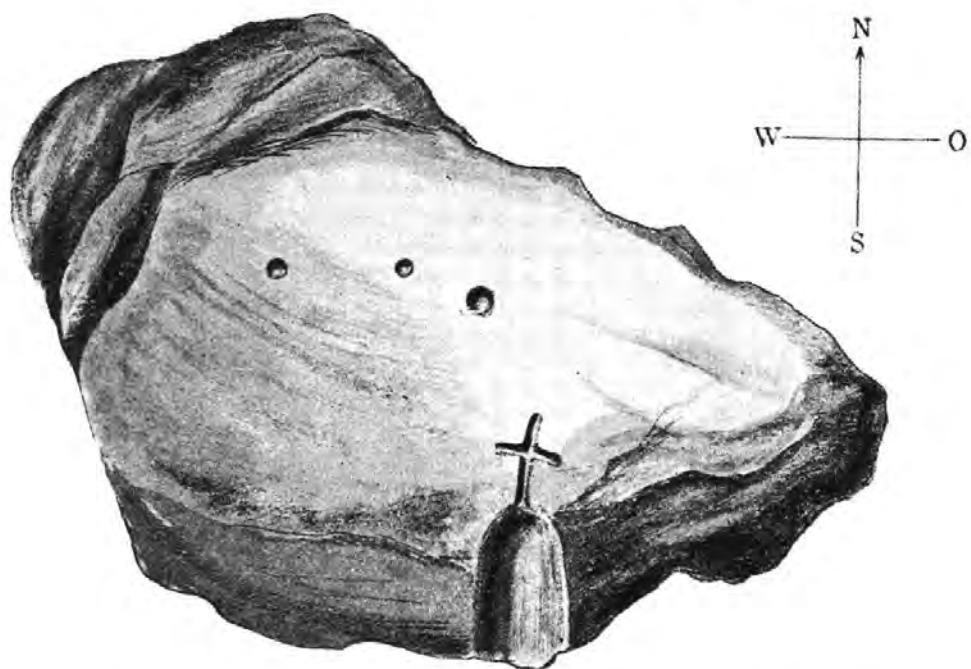


Abb. 73. Alpes Cotter, oberhalb Villa, am Col de Torrent,

Die auf drei Felsenstufen des Rocher du Planet, in Salvan, verteilten vorhistorischen Zeichen, an der Zahl etwa 1600, habe ich in verschiedene Gruppen geteilt. Hier sollen nur diejenigen mit Kreuzformen

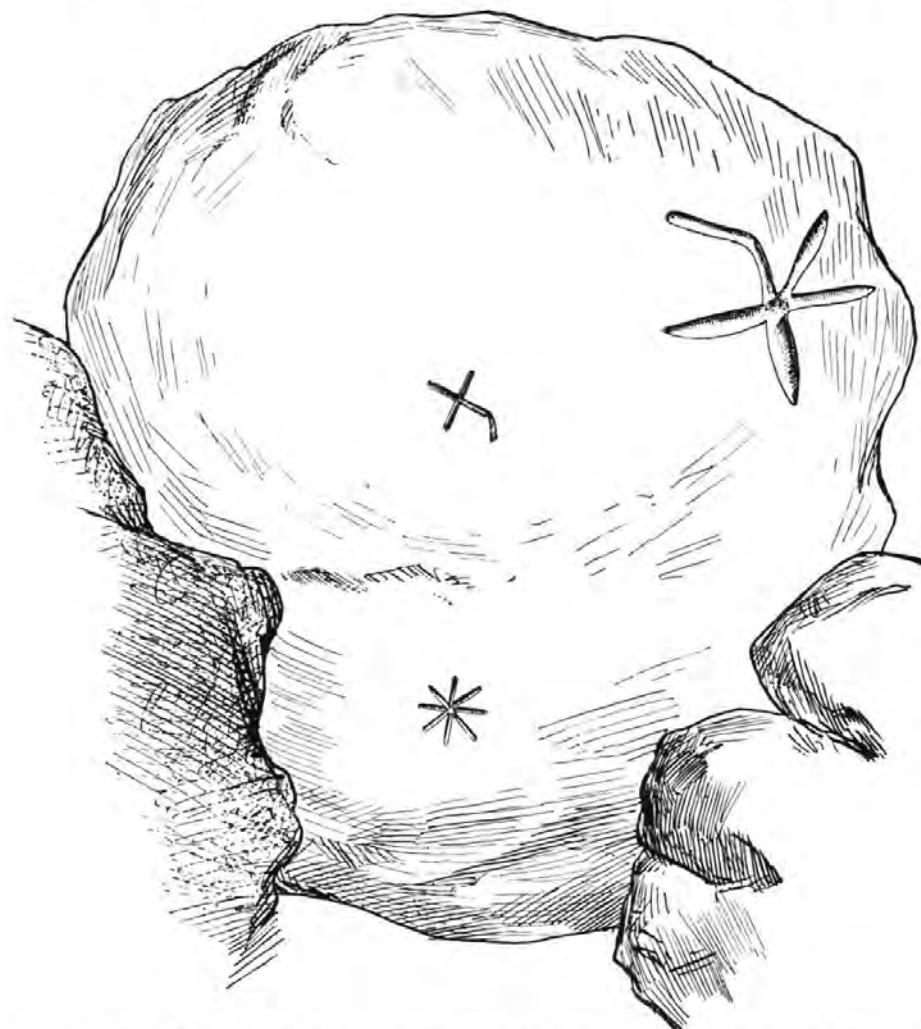


Abb. 74. La Pierre Pénitente in den Mayens de Sion, oberhalb Vex.

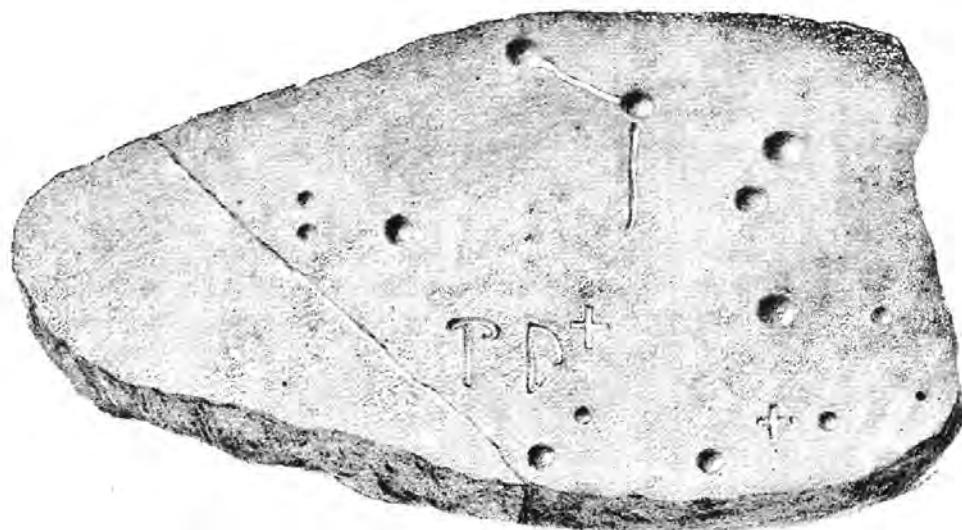


Abb. 75. Villette, Bagnes-Tal.

Erwähnung finden. In Abb. 66 und 67 erblickt man, neben andern, sehr typische Zeichen, wie verschiedene einfache oder zusammengesetzte Kreuzformen, welche auf französischen, italienischen, spanischen etc. Monumenten (Dolmen, Menhiren, überhaupt Megalithen) ihre Analogien finden. Bei Abb. 68 führt ein Weg über den Zeichenstein, weshalb diese sonst höchst interessante Gruppe ziemlich abgenutzt erscheint. Die Zeichengruppe auf der untersten Stufe (Abb. 69) enthält mehrere Kreuze, neben weiteren sehr typischen, vorhistorischen Zeichen. Links bemerkt man die Figur eines Reiters, welche aber, wie überhaupt noch andere Gruppen dieser einzig in ihrer Art dastehenden, vorhistorischen Inschriften und trotz meiner äussersten Anstrengungen für die Erhaltung böswillig vernichtet wurde.

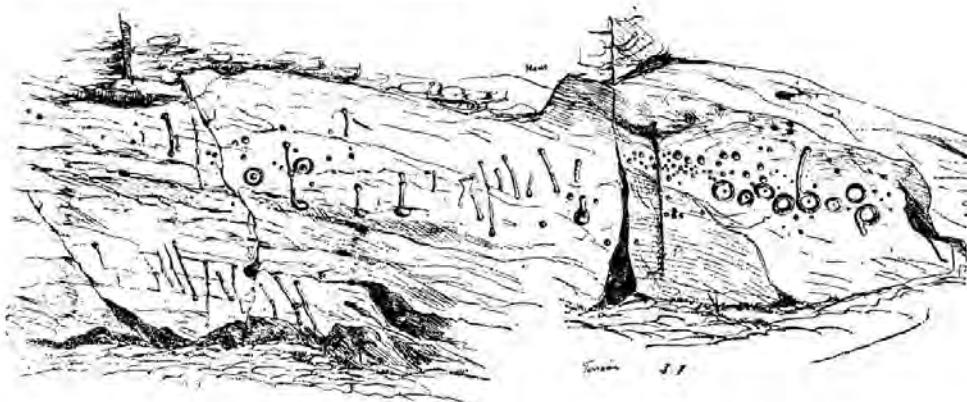


Abb. 76. Salvan, 2. Terrasse.

Von überraschender Mannigfaltigkeit erscheinen die zwei Zeichengruppen der Abb. 70 und 71 auf Blöcken, welche ich am Abhange des Gabelhorns, oberhalb Zermatt, mit andern ähnlichen Monumenten in einer Höhe von 2200—2400 m entdeckt habe.

Nicht weniger interessante und wichtige Figuren zeigen Abb. 72 und 73. Diese Steine liegen etwa 2200 m hoch oberhalb Villa (Eringerthal), ziemlich abseits des Weges nach dem Col de Torrent, in den Alpes Cotter, einem Hochplateau von unbeschreiblicher Grossartigkeit. In Abb. 72 findet sich das Sonnenrad, Kreise mit einer Centralschale, Steinaxt, Kreuzen und anderen eigentümlichen Kombinationen. Ein Blick auf eine solche Darstellung genügt, um zum Bewusstsein zu bringen, dass wir hier vor wichtigen Kundgebungen der vorgeschichtlichen Völker stehen. Beide Steine haben als Centrum die Pierre aux Fées, welche in Abb. 78 wieder erscheint. Diese drei Zeichensteine stempeln die Stelle, eine der wundervollsten der ganzen Alpenwelt, zu einer der monumentalsten der schweizerischen Urzeit.

Die Pierre Pénitente (Abb. 74) in den Mayens de Sion, oberhalb Vex, am Eingange in das Eingertal, zeigt zwei komplizierte Kreuze mit je einem Swastika-Anhängsel, ferner einen windrosenartigen Stern. Auch dieser Stein, wie fast alle andern schon erwähnten Zeichensteine bilden Bestandteile von zusammenhängenden vorhistorischen Gruppenerscheinungen, welche ich in meinen diesbezüglichen Abhandlungen nachzusehen bitte.

Zum Schluss füge ich noch die niedliche Figurenplatte von Villette im Bagnestal bei (Abb. 75). Dieselbe enthält zwei regelmässige, kleine

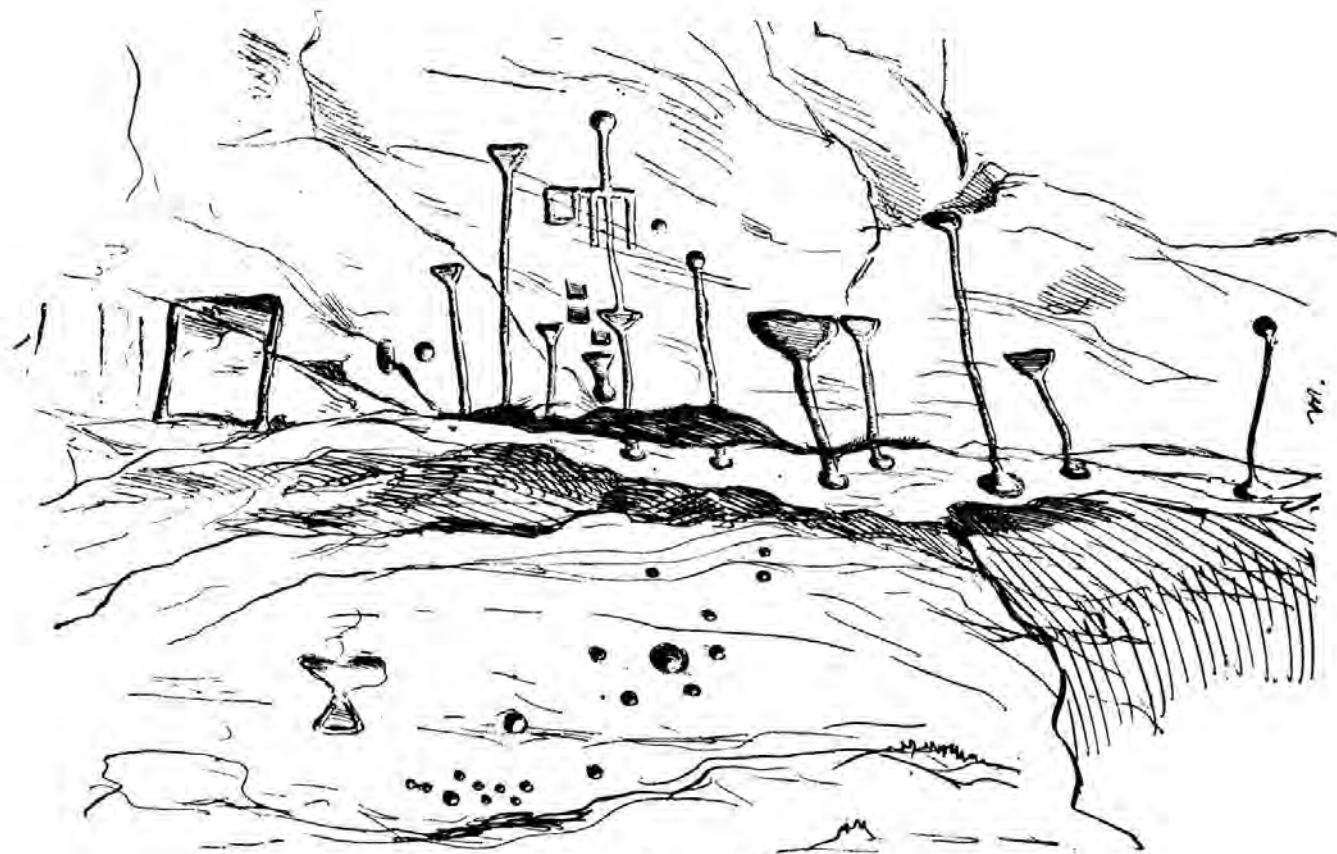


Abb. 77. Salvan, 2. Terrasse.

Kreuze. Auch die Anordnung der Schalen und Rinnen fällt auf. Wir stehen eben auf diesem Gebiete noch vielfach vor Rätseln, aber vor wichtigen Rätseln, welche die Forscher zur Beachtung und zum Nachdenken auffordern.

c) *Die grossen Ringe.*

Eine weitere eigentümliche Kategorie von vorhistorischen Zeichen bilden die umfangreichen, bis zu einem Meter und mehr im Durchmesser haltenden Kreise. Da alle bis jetzt entdeckten Exemplare an ganz alten Alpenübergängen liegen, bin ich auf den Gedanken gekommen, diese spezielle Art von Zeichen dürfte eine Art vorhistorischer Wegweiser

darstellen. Zwei solche, dicht neben einander, befinden sich etwas seitlich der grossartigen Zeichengruppen in Salvan, am Übergang von Vernayaz nach Chamonix, also am Alpenpass aus dem Rhonetal in das Arvetal; sodann ein sehr ausgeprägter in Bodmen, am Gemmipass; Chesal du Rey oberhalb Evolena am Col de Torrent; Dalmottaz in der Nähe von Fionney, oben im Bagnestal; ein weiterer oberhalb Vex am Eingang in das Eriegertal; noch einer oben im Nendaztal u.s.w. Die Einschnitte sind wenig tief, doch je nach der Beleuchtung auf viele

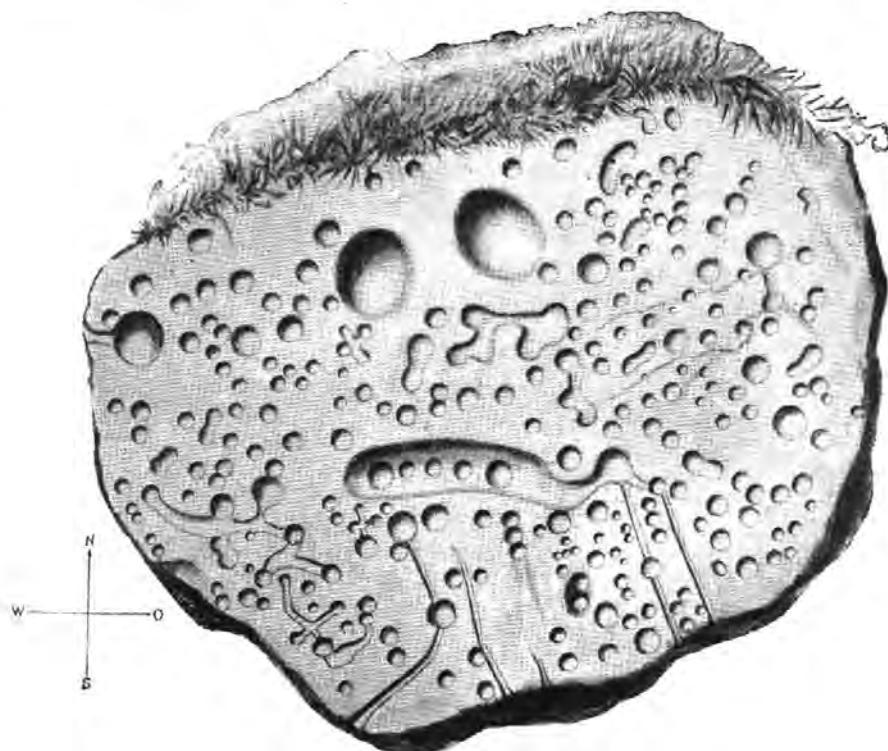


Abb. 78. Pierre aux Fées, Alpes Cotter (Eriegertal).

Meter Distanz sichtbar. An allen diesen Orten oder in der Nähe kommen manchmal sehr ausgedehnte Zeichengruppen vor. Ganz ohne Zweifel stehen diese weiten Ringe, als zur gleichen Gattung vorhistorischer Kundgebungen gehörend, mit allen übrigen Zeichnungen in einer gewissen Beziehung.

d) Die vorhistorischen Skulpturen- und Zeichensteine des Wallis.

Meine erste Entdeckung im Wallis auf diesem Gebiete reicht in das Jahr 1889 zurück. Es handelt sich um die grossartigste derartige vorhistorische Kundgebung, die überhaupt bis jetzt bekannt gegeben wurde. Die zahlreichen Zeichengruppen befinden sich auf drei Terrassen des Rocher du Planet in Salvan verteilt. Vier dieser Gruppen findet der Leser unter den oben angeführten kreuzförmigen Zeichen abgebildet. In

Abb. 76 erblickt man die 15 m lange Inschrift, in zwei Linien, wovon die untere schon früher zerstört wurde und mir nie zu Gesicht kam.

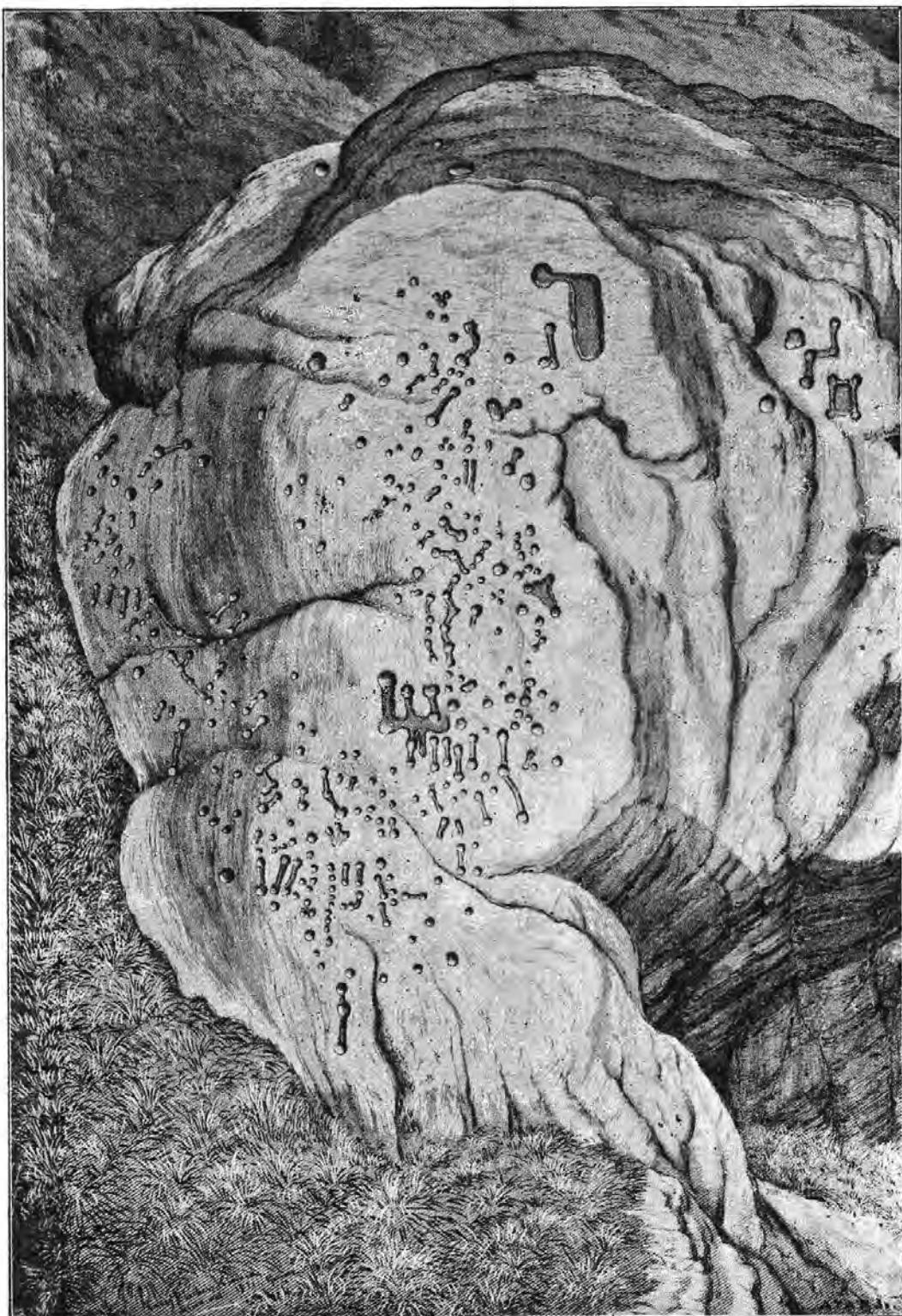


Abb. 79. Pierre des Servageois, oberhalb St. Luc (Eifischtal).

Vor ein paar Jahren hat die Gemeinde Salvan den ganzen Teil rechts der Inschrift mit den acht grossen Kreisen abgesprengt und vernichtet.

Das bedeutet für die Forschung einen unberechenbaren Verlust. Solche barbarische Handlungen der Neuzeit sind schon in bedeutender Anzahl vorhanden.

Nirgends besser als in Salvan kommt man zur Überzeugung, dass es sich bei diesen Zeichen öfter um wirkliche Inschriften handelt. Alle Gruppen in Salvan erscheinen in ziemlich regelmässigen Reihen oder Linien. In Abb. 76 sieht man deren sogar zwei und zwar sehr typisch angeordnet. Die Zeichnung in Abb. 77 stellt in der Mitte unbedingt einen Krieger, also eine menschliche Gestalt dar, allerdings in primitiver, jedoch deutlicher Form. Solche gehören bis jetzt in der Schweiz zu den grössten Seltenheiten.

Eine sehr merkwürdige Zeichengruppe erblickt man in Abb. 78. Sie stellt den Feenstein (Pierre aux Fées) in den Alpes Cotter, über Evolena, im Eingertal, vor. Zwei Pendants davon wurden unter den kreuzförmigen Zeichen erwähnt. Diese wenig über die Erde erhöhte Platte ist über und über mit Schalen, Rinnen und Zeichen bedeckt. Trotz der den Stein umgebenden Legenden hatte vor mir niemand von den auffallenden Zeichen etwas bemerkt. In Abb. 79 treten wir vor den riesigsten Schalen- oder Zeichenstein der Schweiz. Bei einer Höhe von 15 m misst der Wildenstein (Pierre des Servageois = sauvages), oberhalb St. Luc, von Ost nach West 14, von Süd nach Nord 6,5 m. Er bildet eines der bekanntesten Steindenkmäler der Vorzeit. Eine allerdings sehr mangelhafte Abbildung befindet sich schon bei Dr. Ferd. Keller. Exakt und ausführlich ist davon die Rede in meiner Abhandlung: Die vorhistorischen Denkmäler im Eifischtal, Wallis (Archiv für Anthropologie, XXI. Bd., 1892).“¹⁾

2. Ringwälle („Refugien“).

a) Allgemeines.

Seitdem die Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts durch Anthes über Ringwallforschung und Verwandtes ständig berichten lässt, seitdem die „Camps et enceintes préhistoriques“ ein ständiges Traktandum der SPF. bildet, ist die Aufmerksamkeit der Forscher auf diesem Gebiete grösser und schärfer geworden. Man ist sich namentlich darüber klar geworden, dass man über die Zeitstellung eines Ringwalls nur dann sicher Rechenschaft ablegen kann, wenn systematische und sorgfältige, oft recht mühsame und

¹⁾ B. Reber hat in früheren Jahrgängen des AA. und im Arch. Anthropol. verschiedene beachtenswerte Mitteilungen über diese Steine gebracht, auf welche er in seinem Texte verweist (D. Her.).

kostspielige Grabungen stattgefunden haben. Aus der Einleitung, die Heierli im letzten JB. SGFU. (pro 1911) zu dem Abschnitt „Wallbauten und Refugien“ auf pag. 138 ff. geschrieben hat, geht die Bedeutung dieser Forschung für unser Land mit Evidenz hervor. Dass Heierli dafür gesorgt hat, dass eine grosse Zahl von Wallbauten aufgenommen wurden und dass er sich die Mühe genommen hat, in seinen ersten

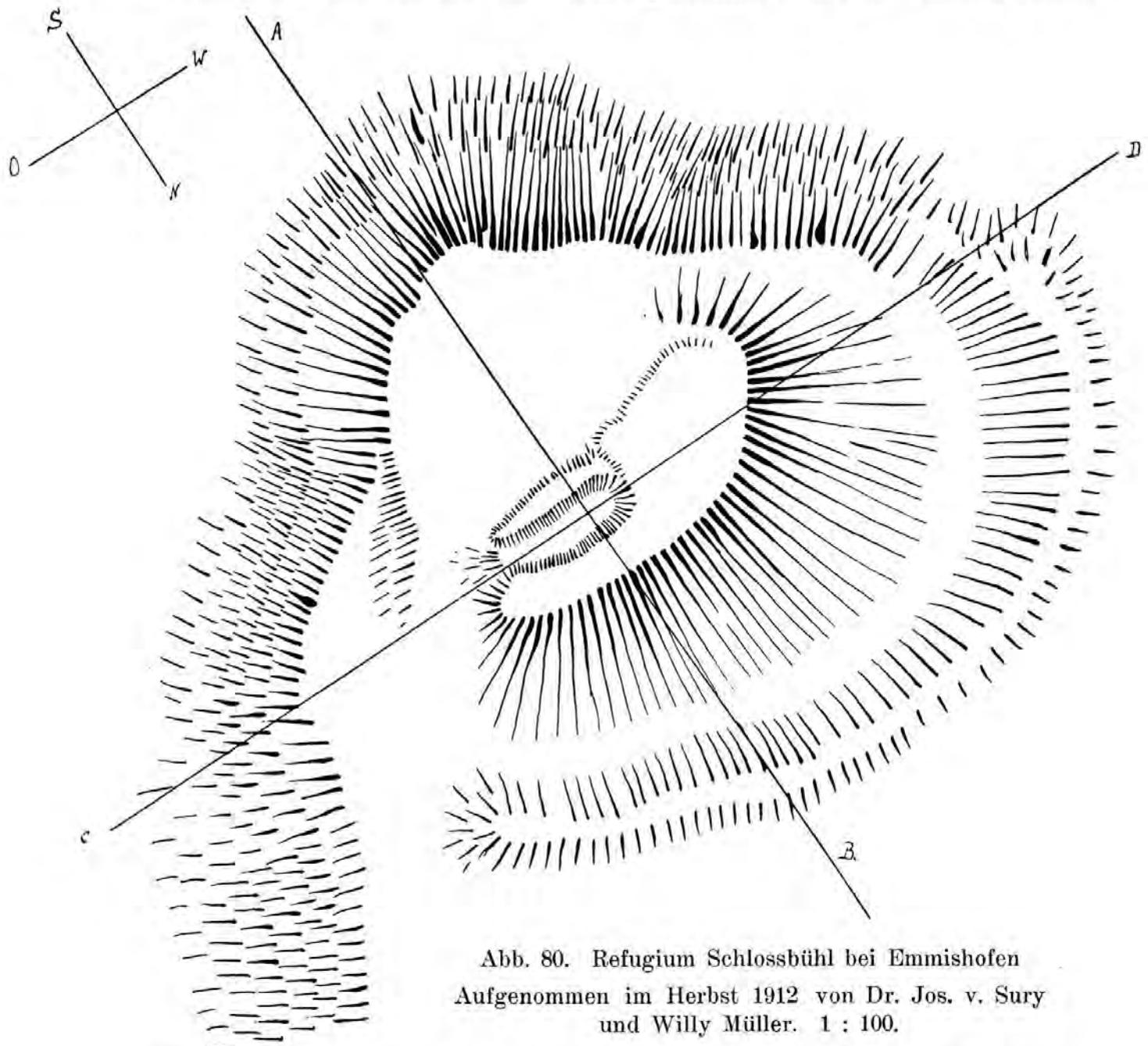


Abb. 80. Refugium Schlossbühl bei Emmishofen
Aufgenommen im Herbst 1912 von Dr. Jos. v. Sury
und Willy Müller. 1 : 100.

Berichten eine Art Statistik der prähistorischen Ringwälle zu geben, ist eines seiner Verdienste, die niemals geshmälerd werden können. Jetzt wird es sich darum handeln müssen, an die Untersuchung der einzelnen Objekte heranzutreten und alles auszuschalten, was sich als natürliche Bodenbildung herausstellt oder was vielleicht alte Ackerbau-

terrassen sind. Dagegen wird die prähistorische Forschung, wie z. B. Thurberg zeigt (vgl. pag. 114 d. B.) niemals an mittelalterlichen Burganlagen achtlos vorbeigehen dürfen, weil diese doch gelegentlich, wenn auch lange nicht immer, in ein prähistorisches Wallsystem hineingebaut wurden. Gerade da ist grosse Vorsicht geboten, da wir das frühmittelalterliche Kulturinventar noch so wenig kennen, dass wir leicht der Versuchung ausgesetzt sind, z. B. eine Scherbe als prähistorisch zu taxieren und daraus auf eine vorrömische Anlage zu schliessen, wie das von übereifrigen Forschern schon oft geschehen ist.

Wie aus dem oben erwähnten Berichte von Anthes hervorgeht, der allerdings nicht alles berücksichtigt hat, was in der Schweiz in diesem Gebiete gemacht worden ist, steht unser Land in der Ringwallforschung recht dürftig da (Anthes, E., Ringwallforschung und Verwandtes. III. Ber. Im VI. Ber. Röm. Germ. Komm. 1910—1911. Frankf. 1913, pag. 3 ff. Schweiz pag. 37).

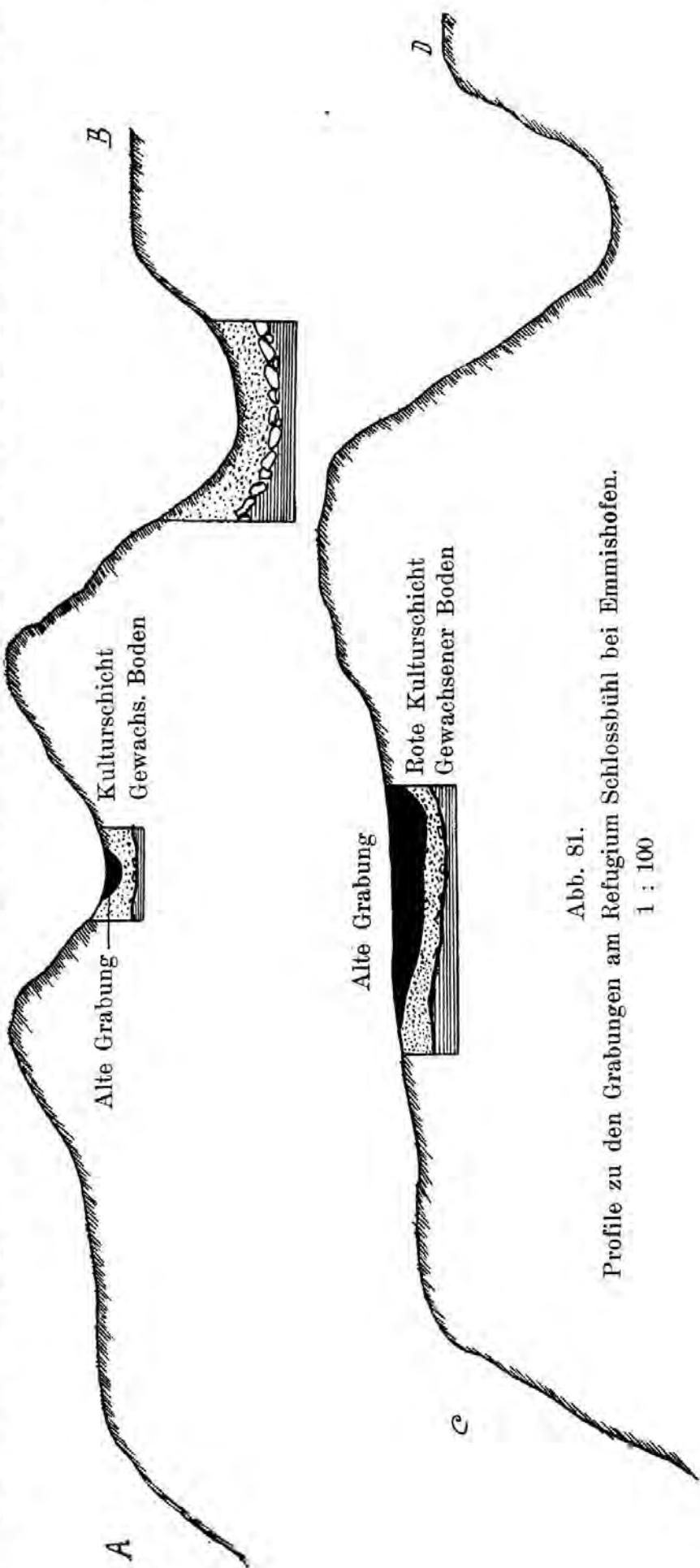


Abb. 81.
Profile zu den Grabungen am Refugium Schlossbühl bei Emmishofen.
1 : 100

Indem wir für die nächsten Berichtsjahre eine umfangreichere Berücksichtigung der prähistorischen Befestigungen in Aussicht stellen, begnügen wir uns für diesmal, der Fundstätten zu gedenken, die zur Vervollständigung der Statistik erwähnt werden müssen; zugleich dürfte aber doch einleuchten, was wir alles von der systematischen Forschung auf diesem Gebiete zu erwarten haben.

b) Emmishofen (Bez. Kreuzlingen, Thurgau). Refugium Schlossbühl.

Jos. von Sury schickt uns folgenden Bericht:

„An der steilsten Stelle des Bernrainer Tobels liegt eine kleine, mit doppeltem Wall und Graben geschützte Wehrburg, welche unter dem Namen „Schlossbühl“ bekannt ist und ihrer herrlichen Lage wegen von Ausflüglern häufig besucht wird. Gegen Osten und Süden sichern glatte Molassefelsen den Ort auf natürliche Weise, im Norden und Westen aber musste Menschenhand durch künstliche Hindernisse die Verteidigung ermöglichen. Das Innerste bildet ein quadratisches System von 4—5 m hoch aufgetürmten Erdwällen. Hier hat Graf v. Zeppelin vor Jahren Ausgrabungen vornehmen lassen, wobei eiserne Gegenstände gefunden worden seien, die inzwischen leider verloren gegangen sind. Dr. Heierli hielt die Anlage infolge der geringen Ausdehnung für die Überreste eines Wartturm. Im Verlauf meiner Grabungen, bei welchen mir Herr Willy Müller von Emmishofen hilfreiche Hand bot, fand ich direkt auf dem „gewachsenen Boden“ eine Anzahl schwarzer, roh geformter Topfscherben, unverkennbar aus der Pfahlbautenzeit, darüber massenhafte Bruchteile zersetzter Ziegel und Stücke gutgebrannter Geschirre aus dem Mittelalter. Die Wälle bestehen aus kiesigem Erdreich, das wohl durch Pallissaden gefestigt war. Stellenweise traten auch Reste von Gips und Mörtel auf. Ein kräftiger Schlag Waldes hindert an einer erschöpfenden Untersuchung des Terrains. Aber es dürfte doch erwiesen sein, dass es sich hier um ein von den Kelten angelegtes Refugium handelt, welches später noch von den verschiedensten Generationen benutzt wurde. (Vgl. Abb. 80 und 81.) Die Eigentümer des Schlossbühl, die sogenannte Schuppis-Wald-Korporation, Emmishofen, sind dafür besorgt, dass dieser Zeuge alter Zeiten der Nachwelt unbeschädigt erhalten bleibt.“

c) Olten (Solothurn). Dickenbännli.

Auf pag. 108—110 d. B. wurde ein Grabhügel von dieser Befestigungsanlage besprochen. Die Abb. 8 auf pag. 109 bringt auch einen Plan der Anlage. An der höchsten Stelle, unweit des Grenzsteines

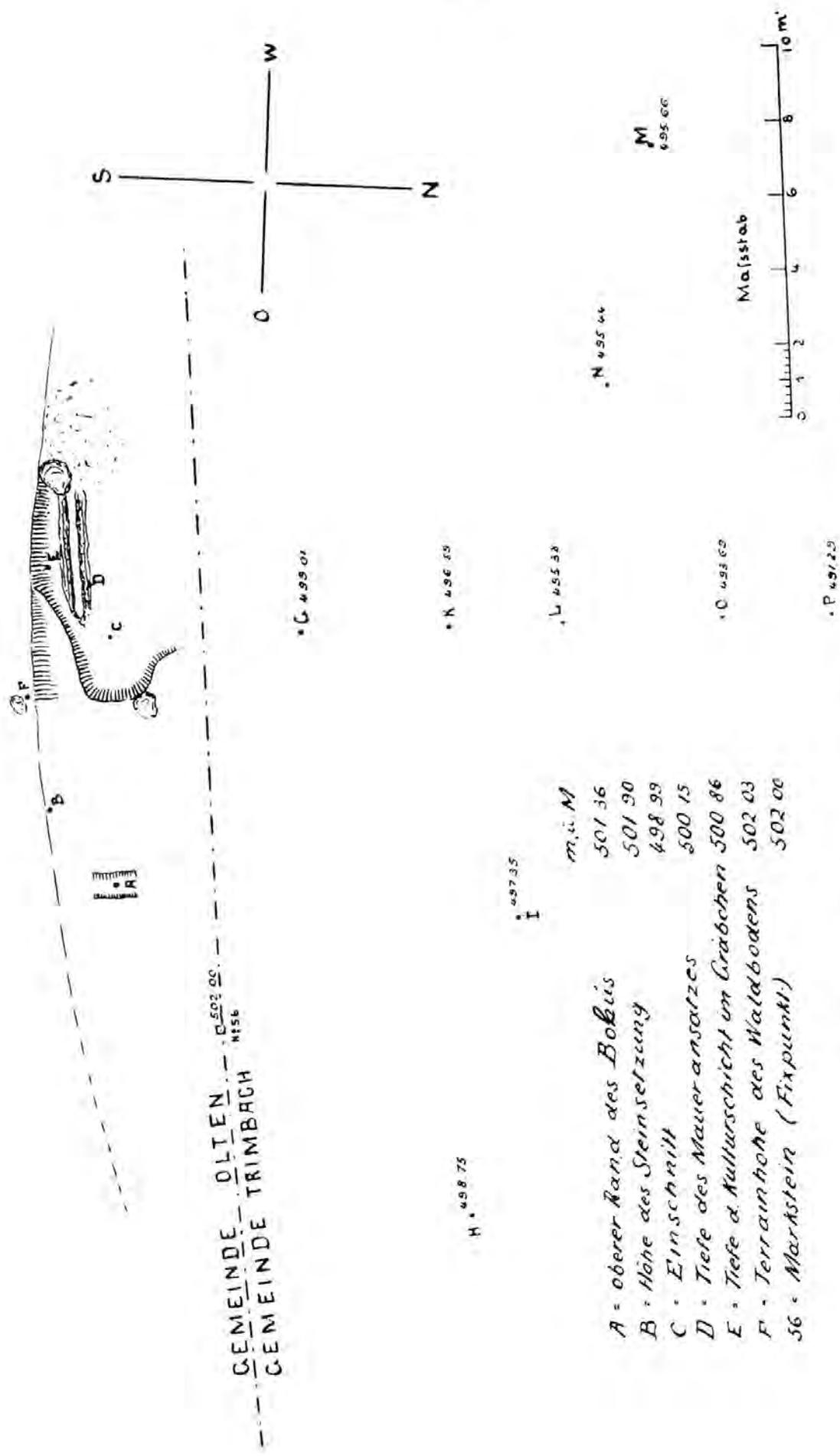


Abb. 82. Plan der Maretelle I am Nordrand des „Dickenbänli“.

Nr. 56, ist eine Anlage zu erkennen, die hier in Abb. 82 in grösserem Maßstabe zu sehen ist. An dem Abhange, der sich gegen das Dorf Trimbach hinunter erstreckt, ist schon in den Jahren 1910 und 1911 von Pfarrer Sulzberger geegraben worden und er entdeckte gerade unter der Strecke zwischen den Grenzsteinen 56 und 57 eine aus Kieseln erstellte Steinsetzung, die ich, vorläufig wenigstens und bessere Belehrung durch weitere Untersuchungen vorbehalten, mit den Mauern in Parallele setzen möchte, die in dem mit dem Dickenbännli auch in den Funden verwandten Ringwall von Oltingen im Sundgau als quer zu der Hauptrichtung des Walles dem Bergabhang nach hinunter sich ziehend konstatiert worden sind¹⁾. Ob es nun wirkliche zu Verteidigungszwecken dienende „Flügelwälle“ oder nur Flurgrenzen sind, darf man füglich als noch dahingestellt gelten lassen; die Eigentümlichkeit solcher Queranlagen bleibt beiden Ringwällen gemeinsam.

Nun hat Tatarinoff im Auftrage der Museumskommission Olten im Frühjahr 1912 eine Untersuchung des oberen Plateaurandes westlich Grenzstein Nr. 56 vorgenommen, weil besonders unter dieser Stelle die Funde von Artefakten sehr zahlreich waren. Die meisten der in den beigegebenen Abbildungen (Abb. 83—88) zur Darstellung gebrachten Funde sind am Abhang, in der Steinsetzung, teilweise auch darunter, sowie in der ausgegrabenen Mardelle gefunden worden und zeigen entschieden einheitlichen Charakter; was ausserhalb der Wohngrube unterhalb derselben lag, gehört ganz zweifelsohne dazu und ist als Abfall oder Verlust von dort oben herunter zu verstehen. Die Wohngrube selbst stellte sich zunächst als ein Graben dar; beim weiteren Ansteigen des Spatens gegen den Rand hinauf stiess man auf ein Mäuerchen, das aus dem natürlichen Felsen herausgehauen war und hinter welchem ein schmäler kleiner Verbindungsgang zu einem westlich davon befindlichen Raum führte. Zu unterst im Graben, der bis auf eine gelb-rötliche, in den untern Partien rosafarbene „Bolusschicht“ hinunter angelegt war, befanden sich grosse Knollen von Silex, die uns zuerst an einen „Puits d'extraction“, an einen Schacht zur Gewinnung des Rohmaterials denken liessen, wovon wir aber abkamen, als wir die riesigen Mengen von

¹⁾ Vgl. Gutmann, Karl. Die neolithische Bergfeste von Oltingen. Zuletzt ausführlich beschrieben in Präh. Ztschr. V. Bd. (1913) pag. 158—205. Obschon mir die Deutung dieser „Flügelwälle“ als Verteidigungsanlagen schon aus taktischen Gründen nicht ganz plausibel erscheint, stehe ich nicht an, diesen Bericht Gutmanns als mustergültig für die Ringwallforschung zu bezeichnen. Durch Autopsie bin ich in der Lage, die Situation auch bei Oltingen als eine ausserordentlich interessante zu bezeichnen. Die „Flügelwälle“ schienen mir aber doch eher uralte Flurgrenzen gewesen zu sein.

Feuersteinartefakten fanden, die offenbar auf eine dauernde Besiedelung dieses Punktes schliessen liessen. Wir nahmen daher an, die Bewohner hätten hier ein Depot von Rohmaterial angelegt. Die Maße dieser Anlage ergeben sich aus der Abb. 82¹⁾.

Was die Zeitstellung anbetrifft, so ist sicher, dass die Steinsetzung, der „Flügelwall“, erst angelegt wurde, als die Mardelle verlassen war,

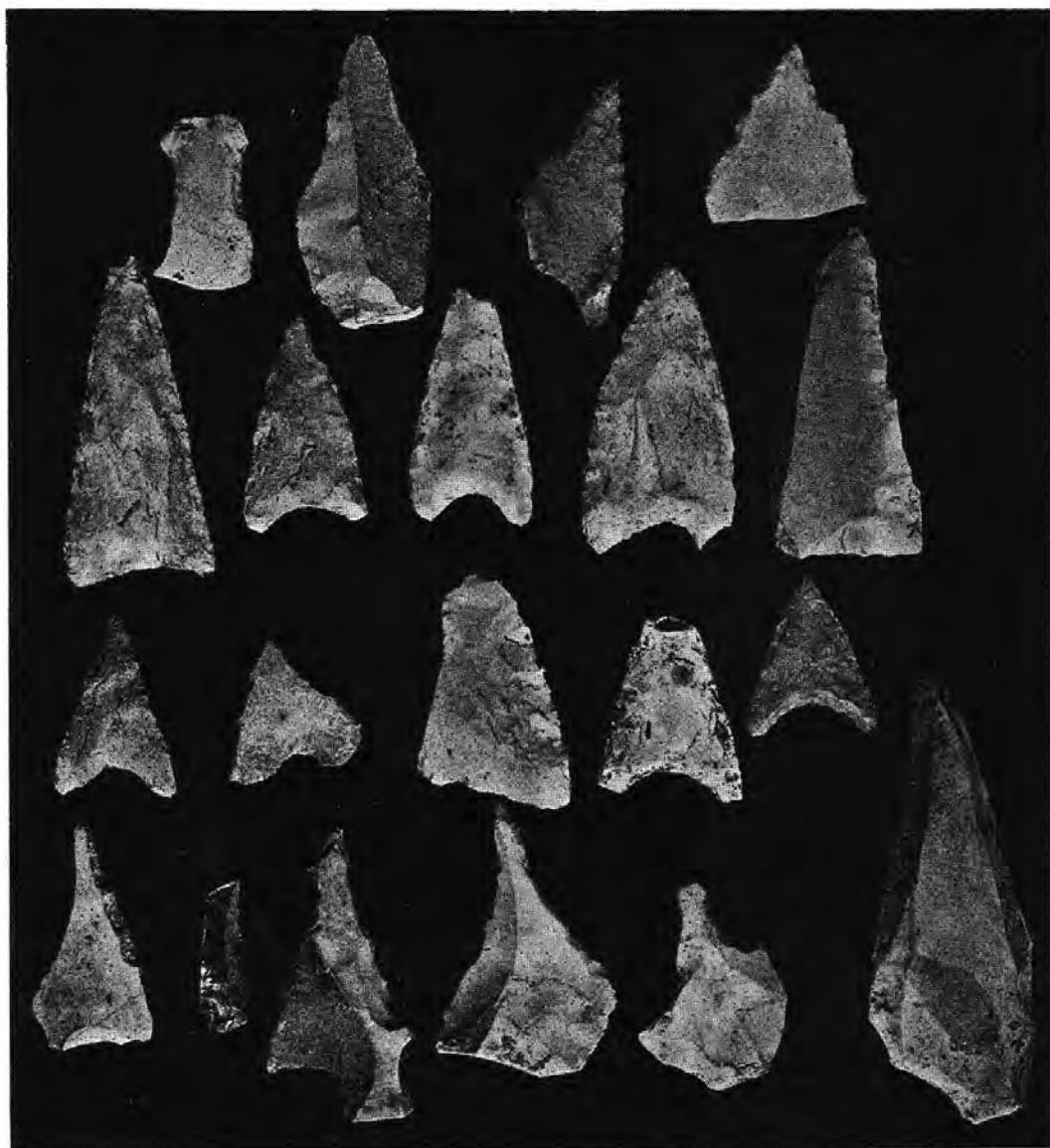


Abb. 83. Fundstücke vom „Dickenbännli“ (natürliche Grösse).

indem jener sich über dieser befand. Es ist wahrscheinlich, dass diese Steinsetzung erst in mittelalterlicher Zeit entstand, denn man fand zwar nicht gerade an dieser Stelle, aber an der Südabdachung des „Refugiums“ und am Nordrand etwas weiter westlich, ungefähr bei Stein Nr. 57, in

¹⁾ Leider ist auf der Abbildung ein Versehen stehen geblieben; in der Legende zu A soll es natürlich heissen „Bolus“ statt „Bonus“. Die geologischen Verhältnisse am „Dickenbännli“ erfordern noch eine genaue Würdigung.

einer ähnlichen Steinsetzung römische Leistenziegelfragmente. Wenn dadurch die Zeitstellung der „Flügelwälle“ hinreichend gesichert ist, so ist es nicht so mit der Mardelle. Die am meisten charakteristischen Funde sind, wie die Abbildungen zeigen, besonders jene feinen, oft sehr langen Spitzchen¹⁾, die vielleicht zur Vogeljagd gedient haben und die zu Tausenden gefunden wurden. Ferner haben wir richtig bearbeitete Pfeilspitzen, die in allen typischen Formen vorkommen, bis zu der jüngsten mit einer Zunge. Die Silexartefakte sind oft von höchster technischer Vollendung. Dagegen ist ein Steinbeil aus Serpentin gefunden worden, das einen ganz primitiven Eindruck macht. Sehr häufig ist auch die Keramik vertreten, die allerdings meist sehr roh ist, aber doch in der Dekoration (Schnurleistenornament) und namentlich im Brand und in der gleichmässigen, meist roten Färbung doch auch wieder eine technisch fortgeschrittenere Entwicklung aufweist. In anbetracht nun, dass auch Eisenschlakken unter den unteren Funden an dieser Stelle

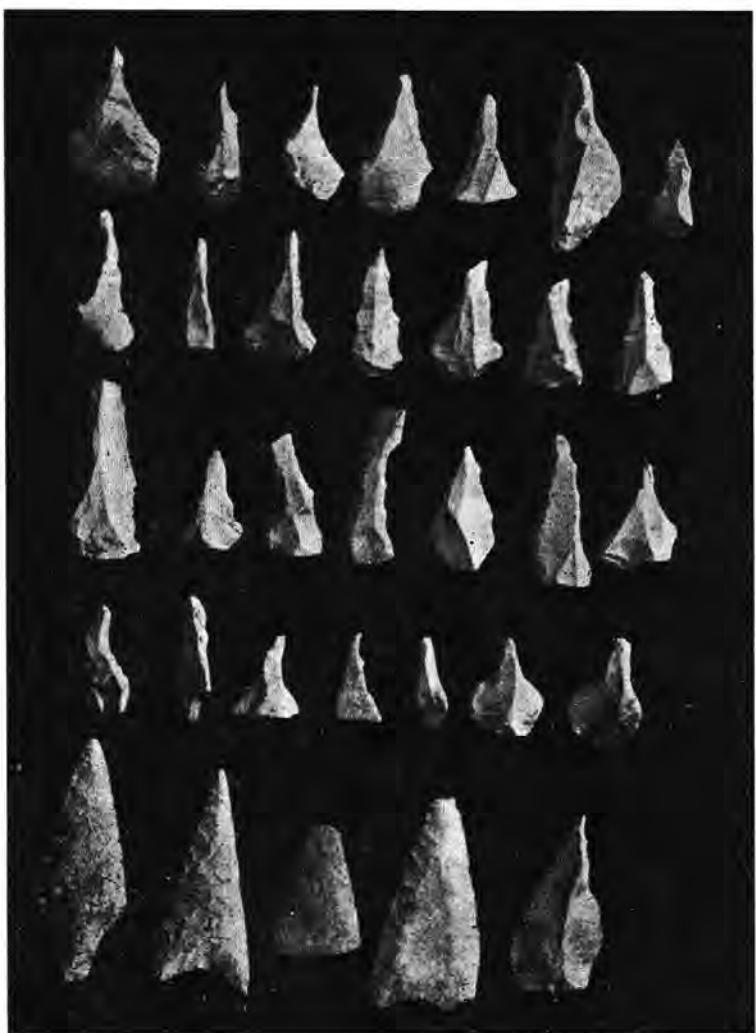


Abb. 84. Fundstücke vom „Dickenbännli“ (2 : 3).

zum Vorschein kamen, in anbetracht ferner, dass so fein bearbeitete Feuersteinspitzen mit entschieden fortgeschrittenener Technik auch später vorkommen, mit Rücksicht auf die Anlage der Mardelle mit einer Mauer, die aus dem rohen Naturfelsen herausgehauen wurde, möchten wir die Annahme aussprechen, dass an dieser Stelle in vorrömischer Zeit eine Wohnstelle und Werkstatt gewissermassen auf einem Podium draussen am Plateaurande stand, aus welcher Zeit unsere Hauptfunde, die wir

¹⁾ Ein interessantes, noch unvollendetes Stück ist in Abb. 84 und 87 zu sehen.

abbilden, stammen, dass diese Siedlung vielleicht bis in die jüngere Eisenzeit fortbestand, dass dann aber der Ort verlassen wurde, als die Römer ins Land kamen. Im Mittelalter wurde dann das Plateau wieder bezogen, sei es auch nur zur Kultivierung desselben, und die Steinsetzungen angelegt, die nötig waren, um das an der steilen Trimbacher Halde gelegene Terrain zu sichern. Dass dabei die dort angelegten

Mardellen zugedeckt und der darüber befindliche Boden ganz besonders befestigt werden musste, das versteht sich von selbst. Das muss in nachrömischer Zeit geschehen sein, denn sonst würde man im Pflaster keine römischen Leistenziegel-fragmente finden.

So stellt sich uns die Sache gegenwärtig dar. Wir wissen, dass der ganze dorlige Bergrücken besiedelt war und das sicher schon im Neolithikum, vgl. pag. 108. Wenn anders die an der Gämpfifluh (so heisst der westlich an das Dickenbännli anschliessende Berg Rücken) gefundene



Abb. 85. Fundstücke vom „Dickenbännli“ (etwas vergr.)



Abb. 86. Fundstücke vom „Dickenbännli“.

frühbronzezeitliche Axt¹⁾ wirklich von dorther stammt, so hätten wir auch frühmetallzeitliche Kultur vertreten, so dass wir sagen können, dass dieser wichtige Platz, der den Eingang zum Hauenstein beherrscht,

¹⁾ Max v. Arx, Vorgesch. von Olten. Mitt. Sol. Hist. Ver. 4 (1909), pag. 33, Abb. 15. Dem Verfasser dieser Lokalgeschichte gebührt das Verdienst, auf die Bedeutung dieser Stätte aufmerksam gemacht zu haben. Das ist im JB. SGFU. I, pag. 66, festgestellt. Vgl. auch JB. II, pag. 64.

seit der neolithischen Periode kontinuierlich besiedelt war. Die einzelnen Phasen dieser Kulturen festzustellen, muss das Ziel der weiteren Forschungen sein, wobei das Oltener Museum ein gegebenes Arbeitsfeld besitzt, die aber eine erhebliche Opferwilligkeit an Zeit und Geld

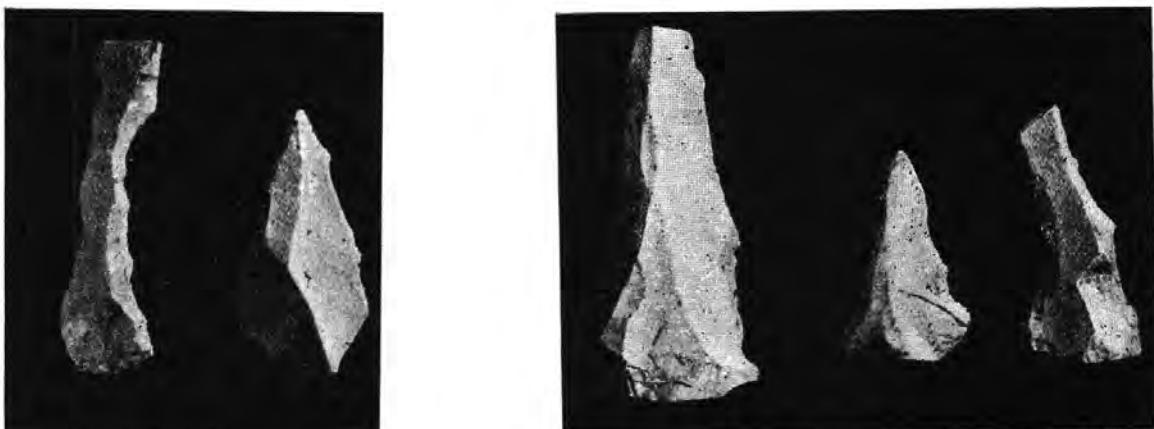


Abb. 87. „Dickenbännli“ (natürliche Grösse).

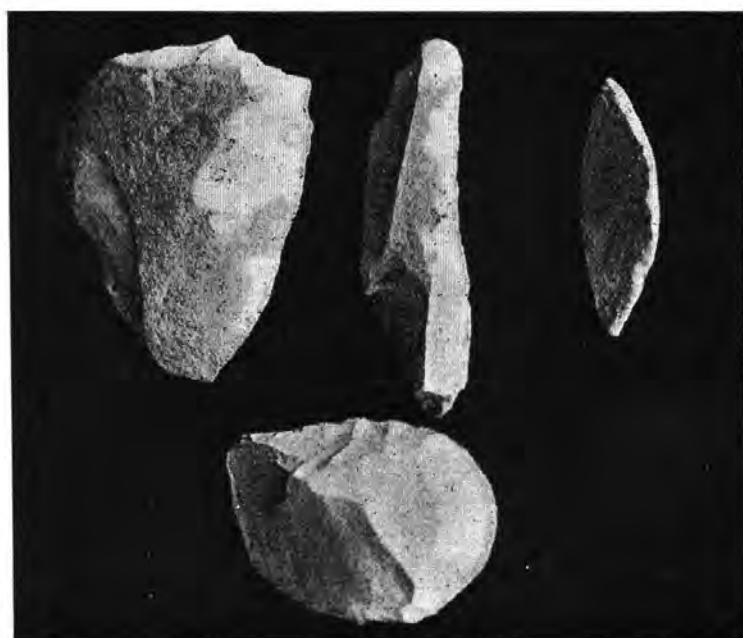


Abb. 88. „Dickenbännli“ (2 : 3).

voraussetzen. Erst nach einer vollständigen Erforschung jenes Bergkammes kann das Protokoll über diesen Punkt geschlossen werden¹⁾.

¹⁾ Die Funde, die während der eigentlichen Ausgrabung durch Tatarinoff an der Mardelle I gemacht wurden, kamen einer Vereinbarung entsprechend sämtlich in das Historische Museum Olten. Die grösste Anzahl der Funde wurde aber von Pfarrer Sulzberger bei seinen Grabungen auf Trimbacher Boden und namentlich beim Schürfen am Abhang gehoben, so dass das Museum Solothurn, das die Sammlung Sulzberger erwarb, eine sehr schöne und wertvolle Sammlung von Funden besitzt,

3. Höhlenforschung.

Ennetmoos (Nidwalden). Drachenhöhle.

Die urgeschichtliche Forschung in der *Innerschweiz* steht noch in ihren Anfängen. Schon im Jahr 1901 konnte Heierli in seiner Urgeschichte, pag. 239, zwar einige Bronzen erwähnen, die im Gotthardgebiete zutage getreten seien. Die archäologische Karte weist aber hier doch noch eine recht klaffende Lücke auf. Seither hat sich Prof. Dr. Scherer in Sarnen, wie aus dem III. JB. SGFU. (1910), pag. 71, unseren Mitgliedern bekannt gemacht wurde, der Erforschung der Urgeschichte seiner Heimat gewidmet und hat sämtliche ihm bekannt gewordenen Bronzefunde der Urschweiz einer Revue unterzogen. Nun ist seit einigen Jahren auch Prof. P. Adelhelm Jann in Stans an die Erforschung der prähistorischen Altertümer gegangen, und was er bisher geleistet hat, verspricht eine wesentliche Förderung der Kenntnisse der Geschichte der Frühzeit unserer Urschweiz. Der Jahresbericht des Kollegiums St. Fidelis in Stans pro 1911/12 gibt zunächst auf pag. 39 den Zuwachs der dortigen urgeschichtlichen Sammlung und gedenkt dabei einer grossen Anzahl durchlochter Kieselsteine, die bei der Einmündung der Melchaa in den Sarnersee mit dem Flusschotter herausgebaggert worden waren. Welchem Zweck diese eigentümlichen, ganz offenbar künstlich erstellten Steingeräte hatten, ob sie als Netzbeschwerer oder als Amulette oder als Schleudersteine dienten, ist nicht unbedingt zu entscheiden; am meisten hat doch wohl erstere Ansicht für sich, wenn man die Fundumstände in Betracht zieht. Ebenso wenig lässt sich dermalen über die Zeitstellung sagen, indem keine Begleitfunde dabei gemacht wurden. Es ist demnach überhaupt die Frage, ob sie prähistorischen Ursprungs sind; sie können ebenso gut noch mittelalterlichen Fischern als Netzsinker gedient haben. Immerhin ist es ein Verdienst, auf die Bedeutung dieser primitiven Artefakte aufmerksam gemacht zu haben.

Von grösserem Gewicht sind die Untersuchungen, die P. Jann seit einiger Zeit in der *Drachenhöhle* in Ennetmoos begonnen hat und

die unbestritten zur Mardelle I gehören. Vgl. pag. 96, Anm. 1, und pag. 110, Anm. 1 dieses Berichtes. Es entstand Ende 1912 wegen dieser Erwerbung eine in ihren Motiven nicht ganz unbegreifliche Animosität der Oltener Museumsbehörden gegen die Stadt Solothurn, welcher der Kauf ausdrücklich angetragen war. Der Zorn einiger Oltener Herren entlud sich dann aber ganz unverdienterweise auf den Verfasser des vorliegenden Berichtes, der in einem Oltener Tagesblatte deswegen in geradezu unqualifizierbarer Weise angegriffen wurde. Seither dürften sich aber die Gemüter in Olten etwas beschwichtigt haben und es darf wohl die Hoffnung ausgesprochen werden, dass mit der Zeit die Arbeiten, die der im Kanton Solothurn befindlichen Museumsverwaltungen harren, in Frieden und Minne gemeinsam durchgeführt werden können.

rührig fortsetzt. Diese Höhle durchbricht als kegelförmiger Einschnitt von 27 m Länge die 862 m hohe Drachenfluh, wo der Sage nach der von Struthan Winkelried im XIII. Jahrhundert erlegte Drache gehaust haben soll. Die Dimensionen der Höhle sind sehr gross; am Eingang ist sie 9 m breit und wird hinten noch breiter. Zunächst liess Jann unweit des Einganges schon im Jahre 1911 einen Quergraben ziehen, der ihm verschiedene Knochen, meist von Nagern und Fledermäusen, jedenfalls aber rezenter Tierarten, lieferte, so dass daraus auf eine prähistorische Siedlung noch nicht geschlossen werden konnte. Am rechten Ende des Grabens fand sich bis zu einer Tiefe von 2 m eine Aschenschicht, aus der eine schwarz bemalte Topfscherbe stammt, die ebenfalls nicht prähistorisch zu sein scheint. Nach Wegsprengung einiger Felsblöcke konnte P. Jann auch breite Längsgräben anlegen, während welcher Arbeit in den anstehenden Felsen ein kleiner ausgehauener Raum zutage trat, der infolge der Versinterung wie eine kleine Tropfsteingrotte aussah. Auch hier wurden eine Feuerstelle und viele Knochenfragmente gefunden. Später wurde auch weiter oben eine zweite Herdstätte festgestellt.

Dr. Hescheler hat folgende Haustiere nachgewiesen: Schwein, Rind, Ziege, Schaf; von wildlebenden Tieren ist der Schädel eines Alpenhasen zu nennen. Die Scherben sind in Hinsicht auf die Technik sehr verschieden; während ein Teil derselben, wenigstens was die Arbeit und die Verzierung betrifft, neolithischen Charakter aufweisen, haben einige Exemplare schon eine ausgesprochene Glasur. Jann urteilt daher, nach dem damaligen Stande der Erforschung richtig, wenn er schreibt: „Als vorläufiges Ergebnis der diesjährigen Forschung darf festgehalten werden, dass im Frühmittelalter die Drachenhöhle noch zeitweise bewohnt war. Diese Höhlenleute trieben hauptsächlich Viehzucht, dafür sprechen die Knochenfunde domestizierten Jungviehes. Mit Leichtigkeit konnten übrigens kleine Herden in der Höhle untergebracht werden. Billig muss man sich über das fast gänzliche Fehlen grösserer Jagdtiere, wie von Hirsch, Reh und Wildschwein wundern, denn die gefundenen Suidenreste gehören ... wohl alle dem Hausschwein an. Nähere Schlüsse werden erst ermöglicht, wenn die Untersuchung der Topfscherben zu Ende geführt ist.“¹⁾

¹⁾ Vgl. JB. Koll. Fid., Stans, pag. 40—43. Seither hat P. Jann in der Höhle weitere Nachgrabungen veranstaltet und kommt in Rücksicht auf andere Funde, namentlich auf dem Bürgenstock, zu der Ansicht, dass diese Kulturreste doch älter seien, als er anfangs angenommen habe. Wir werden auf diese Frage im nächsten JB. wieder zu sprechen kommen.